This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 401885

Aus den Erinnerungen

eines

Achtundvierzigers.

1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

E
415.7
.M94
A3

Aus den

Erinnerungen eines Achtundvierzigers

Skizzen aus der deutsch-amerikanischen Sturm- und Drang-Periode der 50er Jahre.

Von

Jakob Mueller.

Pflegt die deutsche Sprache, hegt das deutsche Wort:
Denn der Geist der Väter lebt darinnen fort,
Der so viel des Großen schon der Welt geschenkt,
Der so viel des Schönen ihr in's Herz gesenkt.

Friedrich Castelhuhn.

Cleveland, Ohio.
Druck von Rud. Schmidt Printing Co.
1896.

Den deutſchen Pionieren von Cleveland
in Freundſchaft gewidmet.

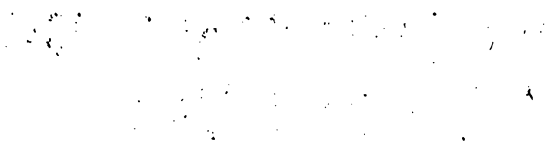
Libr
Journ
6-19-45
52740

Inhaltsverzeichniss.

Vorwort	Seite 1
Die Achtundvierziger	5
Gesellige und geschäftliche Atmosphäre	9
Der Pioniere Leid' und Freud'	12
Patrizier und Plebejer	16
Leier und Schwert	19
Die ersten Melonen	23
Das Zwiebeln-Fiasko	26
Sonderbare Heilige	31
Präsidenten-Wahlkampf 1852 und Partei-Zustände	35
Der Frei-Männer-Verein	41
„Maine Liquor-Law"	45
Erster Wahlvorstoß der „Grünen"	47
Die Räuber	49
Pariser Grün und Berliner Blau	53
Patente — und kein Ende	58
Die Goldgräber	67
Newburgh — Parma	73
Der Christbaum	77
Charakterköpfe	80
Der Pferdetausch	85
Die Canalfahrt	88
Thomas Paine Feste	92
Nativismus	95
Die freiwillige Feuerwehr	98
Von Fuß zu Pferde	101
Quacksalberei	106
Die Tafelrunde	111
Der blaue Montag	115
Reinecke Fuchs	119
Die Maler-Colonie	123
Die Gründung des „Wächter am Erie"	127
August Thieme	131
„American Liberal"	135

Kilian 140
Agrikulturelle Fortschritte 157
Die Hirschjagd 160
Fremont-Campagne 167
Deutsche Presse 187
Predigt in der Wüste 192
Die erste Stammkneipe in Cleveland 197
Die gute alte Zeit 200
Deutsch-amerikanische Parlamente 204
Goepp-Kinkel-Kossuth 210
Eine Finanz-Krisis 215
Adam, wo bist du? 220
Lincoln 225
Dem Sieger — die Beute! 236
Zur Einwanderungsfrage 239
Auch einer der Braven 251
Reinhold 256
Schlußworte 260

Aus den Erinnerungen eines Achtundvierzigers.



Vorwort.

Als ich im Jahre 1880 im Feuilleton des „Wächter am Erie" meine ersten Erinnerungen niederschrieb, lag mir nichts ferner, als ein Werk von bleibendem litterarischem oder poetischem Werthe zu schaffen, welches gar einst in stolzem Buchgewande in die Welt treten würde. Das Entstehen dieser anspruchlosen Plaudereien war ausschließlich idealen, wenn nicht sentimentalen Beweggründen zuzuschreiben. Auch bei der Herausgabe des vorliegenden Buches, wobei nicht nur eine Sammlung der früher niedergeschriebenen Erinnerungen, sondern auch eine Umarbeitung und Vermehrung derselben erforderlich war, haben Ehrgeiz, Eitelkeit oder Selbstüberhebung nicht mitgewirkt. Nur das Eine nehme ich, ohne unbescheiden zu sein, für meine Skizzen in Anspruch: daß sie wahr und naturgetreu sind und in ihrem schlichten Gewande von dem Thun und Treiben der deutschen Bevölkerung während der fünfziger Jahre bis zum Ausbruche des Sezessions-Krieges und von den damaligen sozialen und politischen Verhältnissen ein knappes Bild geben, das zwar die Clevelander Lokalfarbe trägt, aber mutatis mutandis auch auf andere amerikanische Städte und Orte zutreffen wird. —

Die liebevolle Anerkennung, die meine Erinnerungs-Blätter in deutschen Kreisen gefunden, insbesondere auch bei den Leidens- und Freudens-Genossen, welche die fünfziger Jahre miterlebt und die bis jetzt von der Einkehr ins Nirwana verschont geblieben, scheinen eine Gewähr dafür zu sein, daß solche Aufzeichnungen aus einer eigenartigen sturmbewegten amerikanischen Geschichts-Periode, den strebsamen Alt- und Jungdeutschen eine unterhaltende, vielleicht eine lehrreiche Lektüre bereiten werden.

Wenn auch zunächst das Bedürfniß, mich mit meinen Freunden und Gesinnungsgenossen zu unterhalten und mit ihnen in Fühlung zu bleiben, den Anstoß zum Verfassen meiner ersten Erinnerungen gegeben, wenn ich auch aus Verstimmung über die herrschende politische Entartung in die Vergangenheit, wo es noch prinzipielle Bestrebungen gab, mich flüchtete, so wirkte dabei doch auch der Gedanke mit, die durch den unseligen Bürgerkrieg zersetzten deutschen Streitkolonnen, durch Sammlung der Zerstreuten und Heranziehung der strebsamen jungdeutschen Elemente, wieder zu reorganisiren und kampfbereit zu machen. —

Der Kulturkampf, welcher von dem liberalen Deutschthum während der fünfziger Jahre gegen jede Unfreiheit geführt wurde und ihm eine so

geachtete und einflußreiche Stellung verschaffte, sollte (so träumte ich) wieder aufgenommen werden, denn mehr als je lag hierzu die Nothwendigkeit vor; war doch, von den sozialen Mißständen gar nicht zu sprechen, die herrschende politische Ausschweifung und Entartung geradezu erschreckend.

Wie alle Kriege, so hatte auch der Sezessionskrieg in der Volksseele großes Verderben angerichtet; das unglücklicher Weise ihm folgende, acht Jahre dauernde, Grant-Regime that das Uebrige, um des Krieges üble Folgen zu verschlimmern, ja solche in ein System zu bringen, worin die Vergangenheit mißachtet, die Zukunft unberücksichtigt blieb und worin die politische Moral und staatsmännische Tüchtigkeit kaum noch einen Platz fanden, und worin die Beute- und Ausbeutungs-Methoden, neben dem Nepotismus, die maßgebende Rolle spielten.

Der "Black Friday," der Cook'sche Zusammenbruch und die darauf folgende finanzielle und wirthschaftliche Krisis, welche heute noch nicht völlig überwunden und in ihrem sintfluthlichen Verlaufe Hekatomben von ehrlichen wirthschaftlichen Existenzen vernichtete und allgemeines Volkselend verbreitete, waren die unmittelbaren Folgen jenes Systems, das nicht die Veredlung und materielle Beglückung des Volkes im Allgemeinen, sondern auf die Bereicherung der politischen und industriellen Helfershelfer hinzielte.

Ja, es sah betrübt und trostlos aus im öffentlichen Leben und auf dem politischen Gebiete, als ich anfing meine Blätter niederzuschreiben, auf dem Schauplatz meiner politischen Jugendzeit momentane Vergessenheit suchend, nicht jedoch, wie so Manche es thaten, um mich dem passiven Widerstand hinzugeben, sondern um frischen Muth zu schöpfen zur Fortsetzung des Kampfes, wohlbegreifend, daß die Erhaltung der Freiheit und die Förderung der Volkswohlfahrt in einem Freistaate beständige Wachsamkeit und agitatorische Thätigkeit gebieterisch fordere; ist ja hauptsächlich der Mangel solch' patriotischer Pflichterfüllung daran schuld, daß die Plutokratie und die alles verzehrende Sucht nach rascher Aufhäufung von Reichthum unsere Republik beherrschen und sie an den Rand des Abgrundes drängen.

Die sogenannte „praktische," das heißt grundsatzlose, egoistische Politik hatte jetzt ihre Herrschaft angetreten.

Die „Praktischen" und die Egoisten sans phrase, wollen keine Angriffe auf das Bestehende, wie schlecht es auch sei, keine unbequemen Aufregungen und Reformen, wie erforderlich solche auch erscheinen mögen; auf diese Klasse von Patrioten, die *nur* dann ihr Erscheinen machen, wenn der Sieg errungen und es zur Vertheilung der Kriegsbeute geht, darf ein Volk, selbst bei seinen gerechtesten Anstürmen nicht rechnen. Jene „Idealisten," welche neben den Menschenrechten auch an menschliche Pflichten glauben, *müssen* sich wie früher, wieder vor die „Front" stellen, um in geschlossenen Reihen mit geistigen Waffen den Kampf gegen die volksfeindlichen Mächte *einzuleiten*.

Ohne daß in den fünfziger Jahren durch solche Agitation der Geister eine unwiderstehliche Anti-Sklavereibewegung hervorgerufen worden wäre, würde die Sklaverei mit sammt ihrem Sklavenfang-Gesetz, wahrscheinlich heute noch als „constitutionell garantirtes Institut" bestehen und das Sternenbanner beflecken; waren doch die beiden nationalen Parteien von der Sklavenhalter-Aristokratie völlig beherrscht. Der „Abolitionist" von damals wurde von den Loyalen und „praktischen" Männerseelen als etwas so Schlimmes und Gefährliches angesehen, wie der „Anarchist" heutzutage von den „Erhaltern des Bestehenden." Heute noch mehr wie damals sieht der Patriot sich vor die Nothwendigkeit gestellt, zu energischen Reformen zu greifen, und aus der Rüstkammer der Vergangenheit die Waffen zur Bekämpfung bestehender Mißstände und zur Abwehr drohender Gefahren zu entlehnen.

Wenn meine „Erinnerungs-Blätter" außer etwaiger Unterhaltung, die sie den Lesern gewähren, etwas dazu beitragen sollten, das Deutsch-Amerikanerthum wieder daran zu erinnern, daß seine Volksgenossen auf amerikanischem Boden eine ruhmvolle Vergangenheit haben und einen nachhaltigen Kultur-Einfluß ausübten, und wenn unsere Landsleute durch die Lektüre daran gemahnt werden sollten, daß ihnen eine geschichtliche und humanitäre Mission zu erfüllen obliegt, die in der Pflege ihrer Muttersprache, in der Bewahrung der Vorzüge deutschen Wesens und deutscher Bildung und in der Erhaltung republikanischer Freiheit bestehen, so wäre durch meine bescheidene Arbeit mehr erreicht, als ich je zu hoffen gewagt. Die Vorzüge deutschen Wesens in dem amerikanischen Entwicklungsprozesse geltend zu machen — einen höheren Kulturdienst kann das Deutsch-Amerikanerthum seinem Adoptiv-Vaterlande nicht leisten.

Der Verfasser.

Cleveland, im Sommer 1896.

Aus den

Erinnerungen eines Achtundvierzigers

Skizzen aus der deutsch-amerikanischen Sturm- und Drang-Periode der 50er Jahre.

Von

Jakob Mueller.

Pflegt die deutsche Sprache, hegt das deutsche Wort:
Denn der Geist der Väter lebt darinnen fort,
Der so viel des Großen schon der Welt geschenkt,
Der so viel des Schönen ihr in's Herz gesenkt.

Friedrich Castelhuhn.

Cleveland, Ohio.
Druck von Rud. Schmidt Printing Co.
1896.

Den deutſchen Pionieren von Cleveland
in Freundſchaft gewidmet.

Libr
Journ
6-19-45
52740

Inhaltsverzeichniss.

Vorwort	Seite 1
Die Achtundvierziger	5
Gesellige und geschäftliche Atmosphäre	9
Der Pioniere Leid' und Freud'	12
Patrizier und Plebejer	16
Leier und Schwert	19
Die ersten Melonen	23
Das Zwiebeln-Fiasko	26
Sonderbare Heilige	31
Präsidenten-Wahlkampf 1852 und Partei-Zustände	35
Der Frei-Männer-Verein	41
„Maine Liquor-Law"	45
Erster Wahlvorstoß der „Grünen"	47
Die Räuber	49
Pariser Grün und Berliner Blau	53
Patente — und kein Ende	58
Die Goldgräber	67
Newburgh — Parma	73
Der Christbaum	77
Charakterköpfe	80
Der Pferdetausch	85
Die Canalfahrt	88
Thomas Paine Feste	92
Nativismus	95
Die freiwillige Feuerwehr	98
Von Fuß zu Pferde	101
Quacksalberei	106
Die Tafelrunde	111
Der blaue Montag	115
Reinecke Fuchs	119
Die Maler-Colonie	123
Die Gründung des „Wächter am Erie"	127
August Thieme	131
„American Liberal"	135

Kilian 140
Agrikulturelle Fortschritte 157
Die Hirschjagd 160
Fremont-Campagne 167
Deutsche Presse 187
Predigt in der Wüste 192
Die erste Stammkneipe in Cleveland 197
Die gute alte Zeit 200
Deutsch-amerikanische Parlamente 204
Goepp-Kinkel-Kossuth 210
Eine Finanz-Krisis 215
Adam, wo bist du? 220
Lincoln 225
Dem Sieger — die Beute! 236
Zur Einwanderungsfrage 239
Auch einer der Braven 251
Reinhold 256
Schlußworte 260

Aus den Erinnerungen eines Achtundvierzigers.

Dem unerträglich gewordenen heimiſchen Drucke zu entgehen, ſich eine beſſere Exiſtenz und ſeinen Kindern eine hoffnungsvollere Zukunft zu bereiten — das waren von jeher die Urſachen der deutſchen Auswanderung nach Amerika. Aus Vergnügen oder Uebermuth hatte wohl Niemand ſeine deutſche Heimath mit der amerikaniſchen vertauſcht, wenigſtens nicht während der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts.

Vor der großen Völkerwanderung, welche gegen Ende der vierziger Jahre begann, war das Deutſchthum noch ſehr zerſtreut und vereinzelt; der größere Theil, namentlich wenn er etwas Vermögen mitbrachte, ſiedelte ſich auf dem Lande an oder vergrub ſich im Urwalde und hatte mit dem Aufbau ſeiner eigenen Exiſtenz gerade genug zu thun, um etwaige Neigungen zu geiſtigem Streben nicht aufkommen zu laſſen. Für Jeden, der guten Willen hatte Hand anzulegen, gab es zwar Gelegenheit genug, ſich das zum Leben Unentbehrliche zu gewinnen, wenn auch das Kämpfen um ſein täglich Brod ſich nicht lohnt, ſo ſchwer verdient zu ſein — aber es waren nicht ſowohl die Nahrungsſorgen, welche das Einwanderer-Loos während der erſten Jahre ſo troſtlos machten, als der abſolute Mangel an Befriedigung ſozialer und gemüthlicher Bedürfniſſe, die gerade dem deutſchen Weſen unentbehrlich ſind. Die Unzufriedenheit über die ihn umgebende Nüchternheit, Schalheit und Poeſieloſigkeit, trat gewöhnlich erſt dann lebhaft ins Bewußtſein, wenn die erſten Jahre der Noth und Arbeit überwunden waren und nicht mehr jeder Gedanke und jede Lebensfaſer dem Erwerbe, zur Abwehr der leidigen Nahrungsſorgen geopfert werden mußte.

Der Deutſche, wie kosmopolitiſch er auch im Reich der Gedanken ſein mag, hängt mit Herz und Seele an ſeiner Heimath, ja an dem Orte und Hauſe in dem er geboren: und an ſeinen Gewohnheiten und Anerzogenheiten erſt recht.

In jenen frühen Zeiten, wo ich ſelbſt die erſte Häutung der „Grünheit“ noch nicht einmal durchgemacht hatte — war es mir faſt nie vorgekommen, einem deutſchen Menſchen zu begegnen, der, ſelbſt wenn es ihm hier zehnmal beſſer erging als je in der alten Heimath — zufrieden mit ſeiner Lage geweſen wäre, ohne gerade unzufrieden zu ſein. Das hieſige Fleiſch war nicht halb ſo gut wie das in Deutſchland; die Milch zu dünn und waſſerhaltig; die Vögel hatten keinen Geſang und die Veilchen keinen Duft; das Wetter unausſtehlich, unbeſtändig und extrem, der Frühling nichts als ein Sprung vom Winter in den Sommer. So klagte man, ohne zu ahnen, daß der Hauptgrund zur Unzufriedenheit weniger in jenen äußeren Dingen lag, als daran: daß dem Leben der geiſtige Inhalt fehlte, ohne welchen es nur ein Vegetiren iſt. Der geiſtige Verkehr mit dem Mutterlande war damals, wo die Dampfſchifffahrt auf dem Ocean erſt im Entſtehen war, faſt vollſtändig abgebrochen; und deutſch-amerikaniſche Litteratur und deutſche Preſſe war noch in ihren erſten Anfängen und nicht geeignet, die Rolle einer geiſtigen Vermittlerin zu ſpielen.

Daß unter dieſen Umſtänden ſich vieler Deutſchen eine Reſignation, Stumpfheit und Gleichgültigkeit bemächtigte — die trotz aller ſpäteren Anſtrengungen und Anregungen nicht mehr ganz zu beſeitigen war — iſt ebenſo begreiflich, als daß Viele ſich über Hals und Kopf aus der deutſchen Oede in die amerikaniſche Leere flüchteten, wenn auch, um bald auszufinden, daß ſie aus dem Regen in die Traufe gekommen waren.

In den Städten, wo das Deutſchthum durch neuen Zuwachs ſich ſtetig rekrutirte und vermehrte — war die Gefahr des Abſorbirtwerdens weniger groß; denn ſeine nummeriſche Stärke machte es ſchon möglich, deutſche Stützpunkte zu ſchaffen, welche einerſeits für die zerſtreuten deutſchen Ele-

mente eine mächtige Anziehung bildeten, sowie anderseits von dort aus mancherlei Anregungen zur Entfaltung und Bethätigung deutsch-sozialen Lebens und geselligen Unterhaltungen gegeben wurden.

Die zu jener Zeit gegründeten deutschen Vereine, deutsche Militär-Compagnien oder deutschen Logen, wie bescheidenen Umfangs sie auch sein mochten, dürfen mit Recht als wichtige Momente in der deutsch-amerikanischen Kultur-Entwicklung betrachtet werden; es waren die ersten Conzentrationspunkte zur Erhaltung der deutschen Sprache und Geltendmachung deutschen Wesens inmitten einer fremden nicht-deutschen Bevölkerung; sie retteten dem Deutschthum manches, was ihm ohne sie für immer entfremdet worden wäre.

Bis zum heutigen Tage (1880), ist jeder Einzelne, der in jener Periode mit dem Deutschthum zusammenhielt, seiner deutschen Sprache und seinem deutschen Wesen treu geblieben, und es wäre erfreulich, wenn die jüngere Generation ihnen darin etwas mehr nachahmte.

Die deutsche Bevölkerung Cleveland's mag Ende 1849 über dreitausend Seelen stark gewesen sein, wovon etwa ein Drittel Männer und Jünglinge.

Die größere Hälfte derselben, Handwerker und Geschäftsleute, betrieben bereits ihr eigenes Geschäft, das in der Regel mit sehr bescheidenen Mitteln gegründet worden, aber gerade deßhalb in der sparsamsten und einfachsten Weise geführt werden mußte; aber selbst diese geringen Mittel mußten zuerst durch angestrengte Arbeit und weise Oekonomie erspart werden, da Anfänger auf Borgen und Credit nicht rechnen durften; zum Reichwerden mußten sie sich ruhig Zeit nehmen.

Die Maschinen-Arbeit hatte damals noch nicht das Handwerk verdrängt und erdrückt, und das Capital noch nicht seine despotische Macht auf das Kleingeschäft ausgeübt, so daß auch der Anfänger, wenn er Fleiß mit Geschäftskenntniß verband, mit geringen Mitteln vorwärts kommen konnte. Auch noch andere Umstände trugen dazu bei, zur Gründung eigener Geschäfte zu ermuthigen, und dazu gehörten die außerordentliche Billigkeit der Lebensmittel und des Miethzinses, und die Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit der Menschen. Mit der primitivsten und einfachsten Geschäftseinrichtung waren die Kunden, und mit den bescheidensten Profiten und Verdiensten die Geschäftsleute zufrieden; die Arbeiter verdienten etwa die Hälfte des heutigen Lohnes, und obgleich dieser karge Verdienst ihnen oft zur Hälfte in sogenannten store-pays (Anweisung auf Waaren) ausbezahlt wurde, so waren doch Klagen über Nahrungssorgen etwas unbekanntes.

Will man aber über die materiellen Verhältnisse der Deutschen im Anfange der fünfziger Jahre ein Urtheil abgeben, so darf man sagen: daß bei Vielen der Grundstein zur Wohlhabenheit gelegt, bei den Meisten die Sorge für das Nöthige überwunden, und bei Keinen absoluter Mangel an dem was zum Leben erforderlich ist, existirte.

In materieller und geschäftlicher Beziehung durften sie deßhalb den Vergleich mit anderen Nationalitäten aushalten; zu einer politischen Bedeutung hatten sie es jedoch noch nicht gebracht; wie wohl dies, schon ihrer nummerischen Schwäche wegen, nicht überraschen konnte.

Was aber einem raschen politischen Aufschwung hauptsächlich im Wege stand, war einestheils der Umstand, daß gerade viele der eignen Landsleute, sobald sie im Geschäft und Vermögen sich etwas hervorgethan, dem Deutschthum hochmüthig den Rücken kehrten; anderntheils waren die ererbten

deutschen Vorurtheile daran schuld. Das einheitliche Zusammenstehen und Zusammenwirken scheiterte lange an dem deutschen Partikularismus, an den deutschen Stammesvorurtheilen, die, wenn auch heute überwunden, damals noch in voller Blüthe standen. Süd- und Norddeutsche standen sich fast wie fremde Nationalitäten gegenüber und wollten weder politisch noch sozialiter zusammengehen. Das zähe Phlegma des Plattdeutschen und das süddeutsche leichtlebige Temperament brauchte vieljähriges Zusammenleben, um sich gegenseitig zu verstehen und möglichst abzuschleifen.

Einer Klasse von Deutschen jener Periode muß noch gedacht werden, da sie im Entwicklungsprozesse eine Ausnahmsstellung einnahmen. Es zählten zu ihr jene Egoisten, die nur sich und ihr eigenes persönliches Interesse im Auge hatten und jedem Streben zur Geltendmachung deutschen Wesens fern blieben, und sich für die Deutschen par excellence hielten; sie bekundeten ihr Deutschthum nur durch ihre hagestolze Bequemlichkeit und schneckenhäusliche Philisterei und namentlich durch ihre Einbildung, etwas besseres zu sein als ihre übrigen Landsleute. An dem Verdienste, deutsches Wesen hier eingebürgert zu haben, hat diese Klasse wenig Theil. Um gerecht zu sein, darf nicht verschwiegen werden, daß trotz aller vorerwähnten Hindernisse und Schwierigkeiten, trotz der stumpfen Indolenz Vieler und der Vornehmheit Mancher — dennoch die Deutschen damals einen regen, ja leidenschaftlichen Antheil an der Politik nahmen, und ihnen der Vorwurf der patriotischen Gleichgültigkeit nicht gemacht werden konnte; ja es war gerade diese Leidenschaftlichkeit, die sich später zum fanatischen Parteihaß steigerte, welcher den Kampf zwischen Grauen und Grünen hervorrief, auf den ich später zurückkommen werde, und welche in der radikal-gegensätzlichen Stellung zur Sklavereifrage seinen Grund hatte.

III.

Der Pioniere Leid' und Freud'.

Wenn in den vor-achtundvierziger Jahren eine Familie in Deutschland sich entschloß, nach Amerika auszuwandern, so galt dies als ein beklagenswerthes Ereigniß. Die Nachbarn und Freunde pflegten derzeit die Auswandernden noch ein Stück Wegs mit Gefühlen schmerzlicher Theilnahme zu begleiten, um dann Abschied auf Nimmerwiedersehen von ihnen zu nehmen. Bei der innigen Anhänglichkeit des Deutschen an seine Heimath und die Scholle, auf der er geboren, wurde das Verlassen derselben, selbst von jungen und ledigen Leuten, als ein herbes Mißgeschick betrachtet, wie drückend und unerträglich auch die politischen und materiellen Verhältnisse der Heimath gewesen sein mochten. Für unbemittelte junge Leute, wie tüchtig und strebsam sie auch sein mochten, gab es dort keine Aussichten sich emporzuarbeiten, und Familienväter, die zur Erhaltung und Versorgung ihrer Angehörigen auf ihrer Hände Fleiß angewiesen waren, hatten keine Hoffnung, daß ihrer Kinder Loos ein anderes werde, als fortgesetzter Kampf mit den gemeinsten Sorgen und Entbehrungen des Lebens.

Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß die späteren Einwanderer keine Vorstellung davon haben können, welche Anstrengungen jene Pioniere zu machen, welche Entbehrungen sie zu erdulden und welche Kämpfe sie zu bestehen hatten, um sich ein Heim aufzubauen und ein erträgliches Dasein zu begründen.

Sümpfe auszutrocknen, Urwälder zu fällen, das war noch erträglich im Vergleich zu den Kämpfen mit den Elementen, mit Wind und Wetter und den klimatischen Exzentricitäten, im Kampfe mit eingebornen und uneingebornen Menschen, Thieren und Ungeziefer jeder Art.

Zu meiner Zeit noch gab es poetisch angelegte Naturen, welche behaupteten, daß die hiesigen Vögel keinen Gesang, die Blumen keinen Duft, die Wälder keinen Schatten und die Menschen kein Gemüth hätten, und der Dichter Lenau klagt sogar, daß man selbst das Heimweh hier verlerne, während Heinrich Heine in seiner höhnischen und cynischen Weise das Land einen Freiheits-Stall benannte; welche dichterische Aussprüche selbstverständlich meist nur als poetische Lizensen, deren Gebrauch dem Dichter erlaubt, aufzufassen sind.

Mehr objektiv wie damals vermag ich heute das Wirken und die Leistungen der vormärzlichen deutschen Einwanderung zu würdigen. Sie hatte schon manches amerikanische Vorurtheil überwunden, viele rauhe Pfade geebnet, das deutsche Wesen bis zu einem gewissen Grade eingebürgert und in Handel und Wandel deutschen Fleiß und deutsche Solidität zur Anerkennung gebracht; auch dem schroffen puritanischen Wesen war schon manches Zugeständniß durch Einführung deutscher Sitten und Gewohnheiten abgetrotzt worden, was alles, in Würdigung der zu überwindenden größeren Schwierigkeiten gerechte Anerkennung verdient; und dies umsomehr, als das Deutschthum für den Aufbau und die Förderung eigener Existenz seine vollen Kräfte aufzubieten hatte, denn das "help yourself", die Quintessenz damaliger amerikanischer Lebensweisheit, starrte jedem Einwanderer kalt und beängstigend entgegen.

Mit dem mächtigen Strom der Einwanderung, welche nach den großen Ereignissen der Jahre '48 und '49 sich nach Amerika ergoß, mußte das Deutsch-Amerikanerthum frische Impulse empfangen und einen höheren Aufschwung nehmen. Der Zuwachs, den es erhielt, war an Zahl und Inhalt außergewöhnlich und alles früher Dagewesene überragend.

Sowie man, um gerecht zu sein, bei der früheren Einwanderung die ungünstigeren Verhältnisse, die sie vorfand, bei Beurtheilung ihres Wirkens in Anschlag zu bringen hat, ebenso dürfen bei der nachmärzlichen Einwanderung *die besonderen* Umstände nicht außer Acht gelassen werden, unter welchen sie die neue Heimath betraten.

Wenn Jene, welche freiwillig vor den Märzstürmen von '48 auswanderten, sich mit gerechtem Unwillen von den drückenden und unerträglich gewordenen deutschen Verhältnissen lossagen konnten, so war dies anders bei Denen, welche die neue Aera, von einer freiheitlichen Atmosphäre durchweht, miterlebt und zu ihrer Herbeiführung mitgewirkt hatten. Für sie, die mit allen Lebensfasern an dem neuerstandenen Deutschland hingen, das nun wieder von seinen Bedrängern niedergedrückt war, konnte die nothgedrungene Auswanderung nach Amerika nichts Versöhnendes haben, denn selbst die herzlichste Aufnahme im amerikanischen Asyle, konnte für die ersten Jahre das bittere Gefühl nicht auslöschen, das jeden Menschen ergreift, dessen patriotische Hingebung mit dem Exile gelohnt wird. Noch erwärmt von dem freiheitlichen Ringen und Kämpfen der unmittelbar vorhergegangenen zwei Jahre, konnte die plötzliche Versetzung jener deutschen Flüchtlinge nach Amerika nur eine Wirkung haben ähnlich der, welche sich bei der Versetzung einer tropischen Pflanze in ein rauheres Klima vollzieht.

Daß sie, ohne die großen Vorzüge Amerika's zu unterschätzen, die neue Heimath mit anderen und kritischeren Augen betrachteten als Andere, welche die sturmbewegten Freiheits-Jahre nicht mitgemacht und nicht miterlebt, ist wohl zu begreifen. Das hiesige prosaische und nüchterne Leben, wirkte auf

ihre freiheitlich erhitzte Phantasie, wie ein kaltes Sturzbad auf den, der aus einem türkischen Bade steigt; und für das ungeheuerliche geschäftliche Treiben und Jagen der Großstädte hatten sie erst recht kein Verständniß. Die Erinnerung an die alte Heimath klang fortwährend klagend durch ihre Seele, und der Gedanke, daß die Reaktion dort wieder alle freiheitlichen Errungenschaften niedergetreten, ließ sie nicht sobald zur nothwendigen Ruhe kommen.

Diesen Gefühlen und Gedanken, von welchen die meisten der Achtundvierziger in der ersten Zeit ihres Hierseins beseelt waren, muß manches zu Gute gehalten werden, will man die Ursachen verstehen, daß zwischen Grünen und Grauen die Anknüpfungspunkte und Verschmelzungen nie so recht in Gang kommen wollten.

Doch war das Verhältniß zwischen ihnen während der ersten zwei bis drei Jahre und so lang die Politik ihre Bahnen nicht kreuzte, ein erträgliches und in vielen Fällen ein freundschaftliches und herzliches.

Ich selbst erinnere mich jener Zeit, wo die politische Kriegsfackel die Deutschen noch nicht trennte, als einer der interessantesten und harmlosesten meines amerikanischen Lebens.

Vor meinem Geiste sehe ich noch den biederen Vater Voltz, wie er mit dem rechten Zeigefinger an der Nase, mir belehrender Weise begreiflich machte, daß beide politische Parteien nichts taugten; daß es sich aber für „Grünhörner" nicht schicke, in die Politik hineinzureden; das sollte man den alten „Settlern" überlassen, die es verständen, und den geschätzten Herrn Emrich, den Eigenthümer des Napoleon Hauses, wenn er uns jungen Menschen das Genie und die großen Eigenschaften des Kaisers Napoleon, in dessen spanischem Feldzuge er als Offizier diente, zu Gemüthe führte, und wie er heftig aufbrauste, wenn der geringste Widerspruch versucht wurde; ebenso des Colonel Mack und Kapitän Silberg, wenn sie in stramm-militärischer Haltung mit ihrer City-Guard aufmarschirten und des Capitain Heckmann, wenn er seine Jäger aufmarschiren ließ, und vergessen werde ich nie den Augenblick, wo Großvater Weidenkopf mir in väterlich-wohlmeinender Absicht prophezeite, daß, wenn ich brav mit den Deutschen halte, ich später es noch einmal zum Squire bringen könnte.

Und so könnte ich hunderte jener deutschen Bürger nennen, von welchen die meisten längst verschieden, mit denen wir Jahre lang auf die herzlichste Weise verkehrten, und die stets bei der Hand waren, wenn es galt, deutsche Interessen zu vertreten. Auf mein Ansuchen veranstalteten im Jahre 1850, unter der Leitung der Damen Allardt, Hessenmüller, Umbstädter u. s. w. eine Fair und Festlichkeit zur Unterstützung der Flüchtlinge in der Schweiz — und so groß war die Theilnahme des hiesigen, damals noch nummerisch schwachen Deutschthums, daß nahezu fünfhundert Dollars für den patriotischen Zweck erzielt wurden; ein Resultat, das man schwerlich heutzutage, wo so Viele blasirt und für die allgemeinen Interessen abgestumpft sind, erwarten dürfte.

Noch mehr Interesse als das Thun der Alten, bot das Treiben der jung-Eingewanderten im Anfang der fünfziger Jahre. Wie vom Himmel herabgeschneit, tauchten sie an allen Ecken und Enden auf. Man sah es schon den Meisten an, daß sie darüber im Unklaren waren, was sie eigentlich mit sich anfangen sollten. Musiker, Maler, Schauspieler, diese heiteren Söhne der Muse, kamen für die hiesigen Verhältnisse viel zu frühe, denn die „tragische" Muse war die einzig herrschende. Die heitere Kunst

hatte noch keinen Boden im Lande der Puritaner und Sonntagsheiligen gefunden. Selbst die Pianos fingen erst an sich schüchtern einzubürgern; die Malerei hatte es noch nicht über die Bemalung der papierenen oder baumwollenen Fenstervorhänge hinausgebracht, und die Schauspielerei war ganz und gar als Teufelskunst geächtet. Mit den Beschäftigungen als Anstreicher, Kellner, Portiers, Seiltänzer, Trommelschläger oder Tanzmeister mußten sich die Musensöhne vorläufig begnügen.

Nun kamen die Juristen, die Philologen und Lehrer, die, ohne Kenntniß der englischen Sprache, noch schlimmer daran waren, als die leichtbeschwingten Musensöhne. Für die gab es vorderhand nur die Beschäftigung von Lehrjungen oder der gelinden Verzweiflung. Nur für Musik- und Sprachlehrer gab es schon hie und da etwas zu thun.

Die Mediziner, Apotheker und Theologen waren schon besser daran. Die letzteren waren sogar gesucht, weil das „kirchlich-religiöse Bedürfniß" so rasch um sich griff, daß die Nachfrage nach „Seelsorgern" durch das Angebot nicht ausreichend gedeckt werden konnte. —

Unsere Freunde Stempel und Behlen hatten denn auch bald Unterkommen auf der Kanzel in Brighton und Rockport gefunden, ohne gerade viel von theologischem Drange in sich zu verspüren.

Richtige Apotheker, im deutschen Sinne, gab es zwar auch noch nicht, da die meisten Doktoren ihre eigenen Medizinen im Sacke oder in Weinflaschen mit sich führten und den Patienten eigenhändig zubereiteten und eingaben. In den bestehenden Apotheken verschwanden die Medizinen neben den Galanterie- und Haushaltungs-Artikeln, den Cigarren, Magenbitters und Patentpillen. Dieses amerikanische Apotheker-Wesen oder Unwesen, schnell zu erlernen und zu begreifen, fiel unseren deutsch-studirten oder unstudirten Apothekern nicht schwer, was Freund Joseph Stoppel wohl bezeugen wird. Unser wackrer jovialer Freund, Hugo Hensch, hat das Verdienst, mit Herrmann Raebel die erste Apotheke nach deutschem Muster hier eingerichtet zu haben.

Selbst die jungen praktizirenden Aerzte waren während der ersten Jahre ihres Hierseins nicht auf Rosen gebettet, denn außer der Gesundheit fehlte *ihren* Patienten, (was unsere Aerzte so hoch anschlagen), *das Geld*, so daß ihre Anfangspraxis mehr eine humanitäre als pekuniäre Rückwirkung hatte.

Wie kümmerlich und sorgenvoll mußten die strebsamen jungen Doktoren Landsdorff und Hartmann sich lange Zeit durchschlagen, trotz allen Fleißes und guten Willens.

Ja es war eine herbe Prüfung, welche an die vielen Männer herantrat, die ohne verwerthbare praktische Fähigkeiten und ohne Mittel das neue Land betreten hatten, und von den Wellen des Lebens, wenn nicht verschlungen, doch hülf- und steuerlos hin- und hergeschleudert wurden, wegen keines anderen Vergehens, als daß sie nicht verstanden, Vaterland und Freiheit weniger als sich selbst zu lieben.

IV.

Patrizier und Plebejer.

Den deutschen Einwanderern aus den dreißiger und vierziger Jahren ist es nicht so leicht gemacht worden, sich eine Existenz zu gründen und sich in die hiesigen Verhältnisse einzuleben, als dies bei späteren Ankömmlingen der Fall war. Sie fanden noch keine Brüder, Verwandte oder Freunde, welche ihnen bei ihrer Ankunft sofort mit Rath und That hätten zur Seite stehen können. Ohne Kenntniß der englischen Sprache und der hiesigen Zustände, waren sie auf sich selbst, auf ihre eigenen Hände und ihren eigenen Verstand angewiesen. Das Leben jener Pioniere war ein ununterbrochener Kampf um's Dasein, ein Kampf, der nur durch Arbeit, Entbehrungen und Sorgen jeglicher Art überwunden werden konnte. — Die physischen Anstrengungen und Leiden waren es jedoch nicht allein, welche das westliche Pionier-Leben so freudlos machten, sondern die geringschätzende Art, mit welcher der eingeborene Amerikaner auf diese Eindringlinge, als gehörten sie einer untergeordneten Race an, herabsah. Mit dem Worte "Dutchman", das auf den Deutschen im verächtlichen Sinne angewendet wurde, hatte der Nativismus seine geringschätzende Meinung deutlich genug gekennzeichnet und eine Kluft zwischen beiden Nationalitäten geschaffen, die nur durch der Deutschen geistige und physische Arbeit von Jahrzehnten, überbrückt zu werden vermochte.

Es war weniger Feindseliges oder Gehässiges, was diesem nativistischen Wesen zu Grunde lag, als nationale Beschränktheit und Selbstüberschätzung, wie diese bei allen Völkern vorzukommen pflegt, die, insularisch abgeschlossen, — sich als die Herren und Eigenthümer ihres Landes, und die Ansiedlung Fremder als Invasion betrachten. Der Gedanke, daß die Einwanderung ein Segen für das Land sei, war zu jener Zeit nur in wenigen Köpfen aufgetaucht, wie man überhaupt von der hohen geschichtlichen Bestimmung Amerikas kaum eine Ahnung hatte.

Diese herrschende nativistische Beschränktheit, wie harmlos sie sich auch äußern mochte, konnte nicht verfehlen, auf Kultur-Menschen wie die Deutschen, die an geselliges Leben gewöhnt waren, einen entmuthigenden Eindruck zu machen, umsomehr als dadurch das Gefühl der Vereinsamung und die Erinnerung an die alte Heimath täglich neu geweckt wurde, jene Gemüthskrankheit erzeugend, welche durch keine Sprache tiefer und ergreifender ausgedrückt wird als die deutsche: das Heimweh.

Wie kränkend und demüthigend übrigens auch der Nativismus von den früh eingewanderten Deutschen empfunden wurde — so hat er jedoch auch seine guten Wirkungen gehabt. Wäre der Amerikaner zugänglicher gewesen, so würde das Deutschthum, so lange es nicht in größeren Massen auftrat, schneller absorbirt und amerikanisirt, und seines unschätzbaren Einflusses auf die amerikanische Kultur-Entwicklung verlustig geworden sein; so aber, Dank dem nativistischen Dünkel und dem eigenwilligen deutschen Kopfe, — ist der deutsche Einwanderer gezwungen worden, sich seines Werthes bewußt zu werden, und, der Nothwendigkeit, wie dem Zuge seines Herzens folgend, sein deutsches Wesen als Waffe dem Amerikanismus gegenüber herauszukehren; und was noch mehr ist, sich als Glied des amerikanischen Deutschthums zu betrachten, und auf deutsche Sprache und deutsches Wesen stolz zu sein.

Es dauerte auch nicht lange, daß der Nativismus Zugeständnisse zu machen gezwungen war. Man fing an zu begreifen, daß die Deutschen doch einige recht nette Eigenschaften besäßen, und daß namentlich die deutschen Mädchen als "hired girls" allen Dienstmädchen anderer Nationalitäten vorzuziehen und die Deutschen im Allgemeinen ein "honest people" seien; kurze Zeit später war man schon großmüthig genug, ihnen das Prädikat "industrious" zuzugestehen.

Der damalige Durchschnitts-Amerikaner hatte von der Geschichte und Kultur anderer Völker keine andere Kenntniß, als die er etwa aus jenem berühmten amerikanischen Schulbuche geschöpft hatte, worin die ganze Völkerkunde auf ein oder zwei Seiten enthalten und betreffs Deutschlands nichts gesagt war, als daß es viel Pech habe.

Bei diesen pechösen Begriffen von Seiten der Eingebornen über Deutschland mußten die obigen Zugeständnisse schon als ein bedeutender Fortschritt auf dem Gebiete der Völkerkunde angesehen werden. Als gute Dienstmädchen und ehrlich-fleißige Jockel, denen man gelegentlich das Fell über die Ohren ziehen konnte, mochte man sich die deutschen Einwanderer schon gefallen lassen. Amerikanische Patrizier und Patrone einerseits, deutsche Plebejer und Clienten andrerseits — das war ungefähr das klassische Verhältniß, wie es in amerikanischen Köpfen gedacht wurde.

Es gab zwei Wege, um dieser deutschen Plebejer-Stellung zu entgehen; der eine war, durch Entfaltung deutschen Wesens und deutschen Geistes die amerikanischen Patrizier-Ideen auszutreiben und ad absurdum zu führen, der andere war: durch schnelles Amerikanisiren seine deutsche Abstammung zu maskiren und sich in die Reihen der amerikanischen Patrizier einzuschwindeln. Es waren auch nicht Wenige, welche diesen letzteren Weg, als den einfachsten und bequemsten, betraten, und heute kann ich ihrer noch nicht anders als mit Gefühlen von Widerwillen und Beschämung gedenken; umsomehr als jene Deutsch-Verläugner zumeist aus der sogenannten besseren oder vornehmeren Klasse von Deutschen bestanden. Der Amerikanisirungs-Prozeß begann gewöhnlich mit der Englisirung des deutschen Namens; aus dem guten deutschen Namen „Freund" wurde "Friend", aus „Schmidt" ward "Smith", aus „König" "King" u. s. w., der Vornamen Joe, Bill, Jack, Charley ꝛc. ꝛc. gar nicht zu gedenken. Sodann wurde, um ja nicht zu den "Dutch" gezählt zu werden, der gesellige Verkehr mit den Landsleuten vermieden.

Ich spreche hier nicht von den Deutschen, die durch die Gewalt der Umstände verhindert waren, ihr Deutschthum zu bewahren, sondern von Jenen, die aus Eitelkeit, Charakterschwäche und persönlicher Vortheile halber ihre Abstammung und Nationalität verläugneten und damit zugleich die hohen Vorzüge deutschen Wesens mit Flittergold vertauschten. Zum Glücke war deren Zahl keine große, dennoch haben sie durch ihr charakterloses Wesen der nativistischen Bornirtheit Waffen geschmiedet und den Aufschwung des Deutschthums erschwert. Einer der Hervorragendsten dieser Klasse war ein gewisser K., der schon sechs Monate nach seinem Hiersein die englische Sprache vollständig im Kopfe hatte. Er hatte einen kleinen Milchhandel, nahe des Markthauses. Der Verkauf süßer Milch warf nicht genug aus, und so dehnte er sein Geschäft auch auf saure Milch aus, und zeigte dies der milchbedürftigen Menschheit durch ein vor seinem Fenster aufgehängtes Schild an, auf welchem in großen Lettern die inhaltsschweren Worte standen:

Milk, 4 Cents a Quart, Sour Milk every time.

Es gab eine zweite Klasse Deutsch-Eingewanderter, welche durch Unterwürfigkeit und Gefügigkeit den nativistischen Hochmuth zu versöhnen

gedachten, während sie gerade dadurch demselben den Schein der Berechtigung verliehen. Diese Klasse war ziemlich zahlreich und hat durch ihr serviles Wesen viel zur Befestigung der geringen Meinung, welche man vom Deutschthum hatte, beigetragen. — Ihrer Meinung nach durfte der Deutsche in politischen, sozialen oder religiösen Fragen keine Ansichten geltend machen wollen, welche mit den hier herrschenden nicht übereinstimmten, wie absurd sie auch gewesen sein mochten. Sich fügen und akkommodiren, sich bücken und ducken, das war ihre Maxime. Freimüthiges, entschiedenes und männliches Auftreten war ihnen zuwider, weil sie befürchteten, die Amerikaner möchten es übel vermerken und den Verdacht schöpfen, daß die Deutschen über die ihnen zugedachte Lakeien-Rolle sich erheben möchten.

Die jüngere Emigration, mit stark ausgeprägtem deutschen Bewußtsein, ließ sich durch diese zwei Klassen amerikanisirter oder heulmeierischer Landsleute nicht abhalten, frisch und energisch in das amerikanische Leben einzugreifen, und aus dem gewaltigen Kampfe, der dadurch hervorgerufen wurde und viele Jahre andauerte — ging die Emanzipation und Gleichberechtigung des Deutschthums siegreich hervor.

Das junge Deutschland war durch sein prinzipielles, radikales und furchtloses Auftreten im Laufe einiger Jahre schon zu einer kleinen Großmacht geworden. Anfänglich wurde sein Thun bemitleidet, dann belächelt, dann gefürchtet, dann gehaßt. Es hatte keine andere Stütze und keinen anderen Verbündeten als sich selbst und seine Begeisterung; seine Waffen waren die des Wortes und der Gedanken. Aus dem "Dutchman" waren „Infidels" geworden, und Kanzel und Presse wetteiferten im Kampfe gegen dasselbe. Der "Plain Dealer" (unter Gray) pflegte von ihnen zu sagen: "They left their country for their country's good." "Americans must rule America", das war die Parole die jetzt ausgegeben wurde, und in der Know-Nothing Organisation ihren Ausdruck fand.

Nicht sobald hatte das Deutschthum jedoch sich eine geachtete und einflußreiche Stellung erkämpft, als auch schon jene Schmarotzerpflanze ihr Erscheinen machte, die überall da am liebsten und üppigsten wuchert, wo durch die Arbeit von Anderen der Boden gelockert und zur Ernte vorbereitet ist.

Wie es vorher vortheilhaft war, sich durch Verläugnen des Deutschthums zu amerikanisiren, so war es jetzt vortheilhaft das Deutschthum zu persönlichen Zwecken zu benützen. „Deutsche Patrioten" dieser Art tauchten jetzt an allen Ecken und Enden auf. In deutschen Versammlungen und Gesellschaften war es ihr Bestreben, sich durch Kundgebung urthümlich deutscher Gesinnungen Popularität zu erwerben, um diese dann bei nächster Gelegenheit, durch Ergatterung eines zahlenden Amtes zu verwerthen. Ihr prätendirter Einfluß auf die Deutschen, das war ihr politisches Betriebs-Kapital, mit dem sie wucherten: sich überall, wo keine Gefahr [illegible], vorzudrängen und wichtig zu machen, das war ihr modus operandi. Ungeachtet alles dessen, nahm die deutsche Bewegung ihren ununterbrochenen Fortgang, eine Etappe nach der anderen wurde erklommen; aus den "hired girls" wurden tüchtige und liebenswürdige deutsche Frauen, und aus den Jünglingen und Männern vorzügliche Arbeiter, Geschäftsleute und Landbauer, die nicht blos honest und industrious waren, sondern auch in moralischer, intellektueller und patriotischer Beziehung gute, freiheitsliebende amerikanische Bürger wurden, die jeden Vergleich mit ihren eingeborenen Mitbürgern aushalten konnten.

Zahlreiche Ausnahmen gab es selbstverständlich auch unter ihnen. Gar

manche derselben, nachdem sie ökonomisch etwas flügge geworden, entpuppten sich als ganz gewöhnliche deutsche „Unterthanen-Seelen", die für die freiheitlichen Aufgaben der ersten Deutsch-Amerikaner ihrem Adoptiv-Vaterlande gegenüber kein Verständniß und keine Sympathien hatten; — der Unterthanenzopf hing ihnen noch hinten.

Es wäre mehr als ungalant, wollte ich des heilsamen Einflusses nicht gedenken, welchen das „Ewig-Weibliche" in diesem deutschen Amerikanisirungs-Prozesse ausgeübt, und wie unter zarten Frauenhänden die schäumenden Wogen sich gefügig glätteten.

Es waren aber auch goldene Zeiten für die den Backfischjahren entwachsenen germanischen Blondinen, denn klein war ihre Zahl im Vergleiche mit jener der Jünglinge, welche bereits verstohlen daran dachten, Hymens Fesseln sich anlegen zu lassen, und unter des Ehe-Jochs sanftem Drucke ihren überschüssigen Reformeifer etwas abzukühlen. Hübsche deutsche Mädchen vergriffen sich in jener Periode — um ein pfälzisches Wort zu gebrauchen — wie „Wecke auf dem Laden." Bedauerlich war nur, daß diese Abkühlung oftmals in's Frostige sich verlief und in's Philiströse ausartete; und daß mancher stürmende Saulus zum psalmensingenden Paulus geworden.

V.

Leier und Schwert.

Wie überall in der Welt, wo Deutsche wohnen, auch Vereine zur Förderung gemüthlich sozialen Lebens gebildet werden, so war es auch hier der Fall. Schon vor dem Jahre 1849 hatten die hiesigen Deutschen einen Verein zur Unterstützung bedürftiger Einwanderer in's Leben gerufen und eine Militär-Compagnie gebildet. Bei den damaligen außerordentlich friedlichen Zeitläuften war allerdings keine Gefahr, daß eine strenge militärische Disziplin der geselligen Gemüthlichkeit sonderlichen Eintrag thue, und deshalb erfreute sich die City Guard der Theilnahme nicht blos der kriegerischen, sondern selbst der allerfriedliebendsten Bürger. Das gesellschaftlich-deutsche Leben Cleveland's conzentrirte sich damals in dieser militärischen Organisation; und wer bei ihren militärischen Uebungen, Paraden und Märschen die stramme Haltung der Mitglieder in ihrer kleidsamen Uniform beobachtet, hätte kaum glauben mögen, daß unter dem kriegerischen Waffenrock die friedfertigsten und gemüthlichsten Herzen schlugen. Wie späterhin in anderen Vereinen, so fanden sich zu jener Zeit die thatenlustigsten Deutschen in der Militär-Organisation zusammen. In dem deutsch-amerikanischen Streben zur Herbeiführung eines geselligen Lebens bilden jene Organisationen ein nicht zu unterschätzendes Mittel, dem puritanischen Sonntags-Despotismus unter dieser kriegerischen Form beizukommen, wenn auch der einzelne Krieger weit davon entfernt war, seinen Muth im Pulverdampfe erproben zu wollen.

Nach den wöchentlichen Exerzier-Uebungen in Weidenkopfs Halle ging es gewöhnlich heiter und vergnügt zu — es war dies ein Zusammenfinden von Freunden und Bekannten, die jene Gelegenheit zur Unterhaltung und zu politischen Gesprächen und Erörterungen und zu "treats all around,"

benützten. Die Militär-Bälle gehörten zu den wichtigsten Vergnügungen jener Tage, wenn es dabei manchmal auch etwas kriegerischer zuging, und die Getränke auch etwas dünner waren, als gerade nöthig war.

Die junge deutsche Einwanderung konnte sich trotz alledem mit der friedlichen Soldatenspielerei nicht befreunden. Die geistigen Hebel sollten angesetzt und die Agitation auf politischem, sozialem und religiösem Gebiete ernstlich begonnen werden. Es waren hunderte von jungen Männern hier, welche in diesem Gedanken übereinstimmten und an Energie, gutem Willen und Enthusiasmus fehlte es nicht. Zeitungen und Vereine wurden gegründet, Vorlesungen gehalten, über alle Fragen discutirt und debattirt, kurz es begann die deutsch-amerikanische Sturm- und Drang-Periode, die so mächtig in ihren Wirkungen sich erwies.

Daß unter so vielen Weltverbesserern, wie man sie damals zu tituliren pflegte, ganz sonderbare Käuze waren, ist selbstverständlich. — Einer derselben war Emil Stieger, ein Wiener Kind, in den mittleren zwanzig Jahren und von hoher Bildung. Er war ein hübscher junger Mann, aristokratisch erzogen, der sehr viel auf äußere Haltung und taktvolles Benehmen hielt; war auch nicht ohne Mittel.

Es war schwer mit ihm auszukommen, wenn man nicht ohne weiteres auf alle seine Pläne eingehen wollte. Und doch gab es keinen Tag im Jahre, wo er nicht wenigstens einen oder den anderen neuen Plan gehabt hätte. Sein weiches Herz verarbeitete fortwährend soviel philantropische Stoffe, daß der elektrische Strom nach dem Gehirn das letztere nicht immer zur Reflektion und Gedankenbildung kommen ließ.

Die Erziehung des Menschengeschlechts war sein Lieblings-Thema, und während der kurzen Zeit, die er hier lebte, gründete er durch alleinige eigene Anstrengung eine Kleinkinderbewahr-Anstalt, eine Strickschule für kleine Mädchen, einen Bildungsverein für Frauen, — alle nur im kleinen Rahmen. Dies waren für ihn jedoch nur leise Anfänge der Erziehungs-Reform; ein halbes Dutzend anderer Projekte spukten noch in seinem Kopfe oder waren in Vorbereitung, die Welt zu überraschen. Mit seinen Ansichten über das heikle Capitel der Ehe stand er seiner Zeit und seinem Jahrhundert weit voraus. Wie ideal seine Auffassung davon gewesen, das geht schon ohne alles weitere aus dem Heirathsgesuche hervor, welches er in einer hiesigen Tageszeitung mit seiner Namensunterschrift erscheinen ließ und vollständig ernst gemeint war und etwa also lautete:

„Eine sittsame und gebildete junge Dame, welche auf Kost, Logis und „Kleidung keinen Anspruch macht, wird als Ehegattin gewünscht. Auf „Vermögen wird nicht gesehen.

Was Emil aber ganz besonders beunruhigte, war der herrschende Mangel an Sinn und Verständniß für Kunst, und namentlich für Musik. Diese letztere galt ihm aber als eins der vorzüglichsten Erziehungsmittel, und als Jung-Grieche war er ein zu großer Verehrer der schönen Künste, daß er nicht hätte auf den Gedanken kommen sollen, daß durch die Förderung und Pflege der Musik die Gemüthsöde und Gemüthsrohheit überwunden werden müsse. Das war keine kleine Aufgabe zu einer Zeit,, wo Trommel und Pfeife noch den puritanisch-verkümmerten Kunstinstinkten vollständig genügten. Er ließ sich dadurch aber nicht abschrecken, auch auf dem Kunstgebiete sofort reformatorisch aufzutreten. Die steifen Moden,

die unerquickliche Sabbathfeier, kurz das ganze, jeder Poesie und Lebensfrische entbehrende hiesige Leben und Treiben ließ ihn erkennen, daß zunächst in dieser Richtung gewirkt werden müsse, wenn ein Umschwung zum Bessern herbeigeführt werden sollte.

Emil war selbst musikalisch, componirte sogar, wenn die richtige Inspiration über ihn kam. Er spielte Klavier, blies die Trompete, schlug die Zither, war überhaupt auf allen Instrumenten zu Haus. Die Flöte und Guitarre waren seine Lieblingsinstrumente. Dennoch war er als ausübender Künstler nicht über den Dilettanten hinausgekommen. Seine Stimme war sehr dünn und höchstens zum Hausgebrauch verwendbar, was ihn aber nicht abhielt, bei passenden Gelegenheiten als Sänger sich hören zu lassen.

Von dem Augenblick an, wo er die Idee gefaßt hatte, mittelst der Kunst die eingefrorenen puritanischen Gemüther zu erweichen und zu veredeln — ging er auch mit fanatischem Eifer an's Werk, sie zu realisiren. Er veranlaßte manche amerikanische Familie zum Ankauf von Pianos, und ließ es sich nicht verdrießen, selbst die ersten Unterrichtsstunden unentgeltlich zu ertheilen. Bei den Frauen hatte er damit großen Erfolg, schwerer war es aber den Männern beizukommen, deren höchster Kunstgenuß im „Yankee Doodle" und „Jordan is a hard road to travel, I believe" gipfelte.

Nun geschah es, daß in Newburgh sich eine sogenannte „Brass-Band" gebildet hatte, aus Farmerssöhnen bestehend, welche in Folge irgend eines Zufalls plötzlich ein musikalisches Bedürfniß verspürten, und dasselbe durch Blechinstrumente befriedigen wollten. Mein dortiger Vetter Abraham Pletscher, der nie in seinem Leben mit Noten sich befaßt, wurde seines kräftigen Blasorganes wegen zum Dirigenten bestimmt, und durch ihn wurde ich, mit Freund Emil, zu einer Abendprobe der „Bande" eingeführt. Emil war glücklich, daß in einem ländlichen Distrikte das musikalische Bedürfniß so urplötzlich zum Durchbruch gekommen war, und deutete dies als ein gutes Omen für seine Musik-Propaganda.

Die Probe ging los. Da Emil keine Notenhefte sah, so glaubte er es hier mit musikalischen Genies zu thun zu haben, die alles aus dem Kopfe blasen könnten. Er, als Grüner, wußte noch nicht, daß in diesem freien Lande ein Jeder auch ohne Noten blasen kann wie er will, und daß seine österreichischen Vorurtheile hier gar nicht am Platze waren. Die acht Bläser standen, mit blinkenden Blechinstrumenten bewaffnet, um einen großen Tisch, und auf das gegebene Zeichen des Dirigenten brachen sie in einer so mark- und nervenerschütternden Weise los, daß Fenster und Thüren erbebten und das kleine Schulhaus umzustürzen drohte. Zu Ehren unseres Besuches glaubten die Künstler ein Uebriges thun zu müssen und sie geriethen in eine solche Blaswuth hinein, daß alles Aufklopfen von Seiten des Dirigenten sie nicht zur Mäßigung bringen konnte.

Vor Schrecken über diese gigantische Blas-Leistung, hatten wir uns in eine Ecke des Zimmers geflüchtet, wo Emil die Hände vor die Ohren hielt, um sein Gehör-Organ gegen die furchtbare Luft-Erschütterung und die sich heranwälzenden Trompeten- und Posaunenstöße zu schützen. Es war eine wahrhafte musikalische Canonade, die wir hier erlebten, und Emil meinte, daß die Trompeten-Stöße, welche die Mauern von Jericho einstürzten, nicht ungestümer und wirksamer gewesen sein könnten, als die eben gehörten.

Nachdem wir uns von unſerem Schrecken erholt — bedankten wir uns freundlichſt für den gehabten Ohrenſchmaus, und Emil, als Muſikkenner glaubte aus Höflichkeits-Rückſichten der Blech-Bande ſeine Anerkennung für ihre urwüchſig-elementare Leiſtung ausſprechen zu müſſen, ſie väterlich mahnend, auf dem betretenen Wege fortzuſchreiten, und einer neuen Kunſtrichtung vorzuarbeiten.

Er ſagte ihnen, daß, wenn ſie ſo fortblieſen wie ſie heute gethan, nur noch etwas ſtärker, ſo würden ſie in der Zukunft die Feuerſpritzen erſetzen und das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden können.

Auf dem Heimwege war Emil außergewöhnlich ſchweigſam und nachdenklich und von der Blas-Probe ſo angegriffen, daß er nur ſo hinſchwankte. ſeufzte und mit ſich ſelbſt zu ſprechen ſchien.

Von dieſem Tage an wollte er von den Blas-Inſtrumenten wenig mehr wiſſen und wendete ſich wieder der ſentimentalen Muſik zu.

Er ſollte auch bald Gelegenheit haben, in dieſem Genre ſeine Erfahrung zu machen. Zwei biedere amerikaniſche Jünglinge, denen er deutſchen Unterricht ertheilte, und die von ſeinen muſikaliſchen Talenten gehört hatten, erſuchten ihn, doch einmal auf ſeiner Zither oder Guitarre ihnen etwas vorzuſpielen. Das war gerade Waſſer auf ſeine Mühle, denn hier konnte er durch die Macht der Töne zwei Herzen für die Menſchheit gewinnen.

Er kam mit ſeiner Guitarre und nahm alle Kraft zuſammen, die Luſt und auch den Schmerz, die Herzen ſeiner Schüler zu rühren. Wenn Emil ſang, ſo vergaß er ſich ganz und ſchwebte in höheren Regionen. Sein Geſicht nahm einen tief elegiſchen Zug an, der ſich im Laufe des Geſanges bis zu einer Art Verzückung ſteigerte. Was er ſang, war Alles Gefühl und Wehmuth — ſelbſt bei den luſtigſten Liedern klangs wehmuthsvoll aus ſeinen Tönen.

Er griff in die Saiten und ſchlug ſie wundervoll, zur Begleitung der „Lorelei“ und „in einem kühlen Grunde.“ Er ſang dieſe Lieder in pathetiſch-rührender Weiſe. Er war gerührt durch ſich ſelbſt. Sein Auditorium, aus den zwei Jünglingen beſtehend, hörte hölzern und gleichgültig zu; von irgend einem Eindruck war auf ihren Geſichtern nichts zu erkennen.

Emil war gerade in ſeinem ſchmelzenden Geſangsvortrage zu der rührendſten Stelle des zweiten Liedes gekommen, wo es heißt: „Das Ringlein ſprang entzwei“ — als die beiden amerikaniſchen Bäotier unruhig wurden, mit den Füßen trampelten und mit den Händen geſtikulirend ihm zuriefen:

“Quicker! Quicker! Quicker!”

Jemand der aus einem ruſſiſchen Dampfbade in eiskaltes Waſſer geworfen wird, kann nicht plötzlicher und ſchmerzlicher entnüchtert werden, als Emil bei dieſem Zurufe. — Er ſtand vor einem Abgrunde von Gemüths-Rohheit und ſchauderte.

„Da faßt er ſeine Harfe, ſie aller Harfen Preis
An einer Marmorſäule, da hat er ſie zerſchellt.“

VI.

Die ersten Melonen.

Es war im Frühjahre des Jahres 1850 als ich, nach mehrmonatlichem Aufenthalte in unserer Waldstadt, die freudige Entdeckung machte, daß mein deutscher Freund Carl Philipp A. in der Nähe derselben, als Pächter und Bebauer eines kleinen Stückchen Landes, sich kürzlich niedergelassen habe. Wenn ich auch damals mit einer bewundernswerthen Sorglosigkeit in den Tag hinein lebte, so hatte ich dabei dennoch nicht vergessen, manchmal Zukunfts-Lebenspläne zu entwerfen. Ich verhehlte mir nicht, daß der Schatz meines Wissens nicht von der Art sei, um sofort verwerthet werden zu können, umsoweniger als mir die genügende Kenntniß der englischen Sprache noch mangelte. Ich besaß weder mechanische Kenntnisse und Fertigkeiten, noch verstand ich etwas vom Landbau, hatte überhaupt für damalige amerikanische Bedürfnisse und Erwerbsverhältnisse weder Verständniß noch praktisches Geschick. Ich war eben ein „Grüner", in des Wortes verwegenster Bedeutung, der, aus einer fernen Zone hierher verpflanzt, nicht wußte, was er aus sich machen sollte oder was man aus ihm machen würde. Ich hatte mir aber etwas mitgebracht, was mich gegen desperate Anflüge schützte — ein romantisches Gemüth und eine lebhafte Phantasie, Dinge, die für meine exotische Existenz von größerem Werthe waren, als es Geld und Gut gewesen sein würden; der Geldsack hatte überhaupt in jener Zeit noch nicht die Stelle der menschlichen Herzen eingenommen.

Dank meiner Phantasie, ist es mir bei meiner optimistischen Weltanschauung nicht schwer geworden, mich über das Ungemüthliche meiner Zukunfts-Gedanken zu erheben, und mir einen idyllischen Lebensplan auszudenken. Mit Federn und Büchern und allem was in's Schreib- und Rechenfach einschlug, wollte ich absolut nichts mehr zu thun haben — aber ein Gärtner oder Landbauer wollte ich werden, der, von seiner eigenen Scholle die nöthigen Lebensbedürfnisse ziehend, sein Lebensglück begründen wollte. — Die Landscholle sollte natürlich in einer südlichen Gegend liegen, wo ein milderes Klima es erlaubte, außer den gewöhnlichen Früchten auch Orangen und Feigen zu ziehen. Auch gedachte ich meine kleine eventuelle Parzelle mit dem Brod- und Kaffee-Baum und den edelsten Weinreben zu bepflanzen; und da Jagd und Fischfang meine übrige Zeit ausfüllen sollten, so durfte es in meiner Nachbarschaft weder an Wald noch Fluß fehlen. Meine Wohnung sollte in einer kleinen Hütte nach Muster eines deutschen Schäfer-Karrens bestehen, und der Hof belebt sein von Kuh, Ziege, Pferd, Schafen und Federvieh jeder Art.

Mit diesem Zukunftsplane im Kopfe machte ich mich auf den Weg, meinen Freund zu besuchen. Sein Pachtgut lag an Woodland Avenue, umfaßte vier Acker Land, welches die Spuren seiner urwäldlichen Abstammung nicht verleugnen konnte. Einzeln stehende Waldbäume und zahlreiche Baumstumpen bedeckten seine Fläche. Von früherer Kultur war hier keine Spur zu entdecken, und ich schauderte vor dem Gedanken, daß mein Freund es versuchen wollte, dieses öde und trostlose Stückchen Sand-Land der Garten-Kultur zu erschließen, zumal mir bekannt war, daß er von der Gemüsezucht so wenig verstand wie ich selbst.

Es war auch mehr der Trieb nach Unabhängigkeit wie die Liebe zum Gartenbau, was ihn den Entschluß fassen ließ, Landpächter zu werden. Eine Profession verstand er nicht, und eine dienende Stellung wollte er nicht annehmen, sondern sein eigener Herr sein, wie er es in dem alten Vaterlande gewesen war, das er blos deshalb verließ, weil er in Folge einer unglücklichen Spekulation sein großes Vermögen eingebüßt hatte und das niederdrückende Gefühl nicht ertragen konnte, dort als armer und abhängiger Mann leben zu müssen.

Auf seiner „Plantage", wie er scherzend seine kleine Landparzelle nannte, hatte er mit dem kleinen Reste seines Vermögens ein nettes einstöckiges Häuschen, mit zwei Zimmern erbaut, und damit dem urwaldlichen Anwesen einen civilisirten Anstrich gegeben.

Ich fand ihn wider mein Erwarten, in der heitersten und hoffnungsvollsten Stimmung. Er, der von seiner Kindheit an aus dem Vollen geschöpft und des Lebens Mühen, Plagen und Sorgen nicht gekannt hatte und der noch bis vor einem Jahre in den glänzendsten Verhältnissen auf seiner mit Garten, Wiesen und Weinbergen umgebenen „Felsenmühle" im reizenden Alsenz-Thale gelebt, verrieth durch kein Wort oder Geberde die geringste Unzufriedenheit mit seiner jetzigen prekären Lage. Er ignorirte die glückliche Vergangenheit, als wäre sie nie gewesen, und keine Klage kam aus seinem Munde über den schroffen Wechsel seines Lebensgeschicks. — Adam und Eva wimmerten und jammerten als sie aus dem Paradies verjagt wurden, n i c h t s o that der Urenkel; dieser war größer und heroischer wie die seligen Ur-Eltern, trotzdem es ihm weich ums Herz werden mußte, wenn er beim Anblick der ihn umgebenden Landwüstenei seines paradiesischen Heims von früher gedachte. Durch keine grübelnden Erinnerungen an das Gewesene ließ er sich die Gegenwart trüben. Sein Selbstvertrauen war unerschüttert und durch keine pessimistischen Gedanken angekränkelt; mit kindlicher Naivität sah er in die Zukunft, und alles, was ihn jetzt beschäftigte, conzentrirte sich in dem Gedanken: w i e s e i n e r P l a n t a g e d e r g e w i n n r e i c h s t e E r t r a g a b z u r i n g e n s e i.

Mich beunruhigte dieser Gedanke, denn mir schien es unwahrscheinlich, daß aus diesem Fleckchen uncultivirten Urlandes überhaupt e t w a s Nennenswerthes zu ziehen sei; glücklicherweise war aber das Hoffnungs-Organ bei meinem Freunde so stark entwickelt, daß solche Zweifel bei ihm gar nicht auftauchen konnten.

Er wurde von anderen Landbebauern belehrt, daß sein Land sich hauptsächlich zur Melonen-Zucht eigne, und daß die Melonen, wenn früh in der Saison zu Markte gebracht, von den leckermäuligen Amerikanern beiderlei Geschlechts theuer bezahlt würden.

Sofort wurde beschlossen, die Hälfte der Plantage mit Melonen anzupflanzen. Beim Pflanzen und Bearbeiten stand ich dem Freunde thätig zur Seite, wußte ich doch, daß das Erzielen einer tüchtigen Melonen-Erndte zur Glücksfrage geworden war. Der Pflege eines Kindes kann nicht mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden, als sie den Melonenpflänzchen geschenkt wurde. Bei trocknem Wetter wurden sie jeden Abend begossen, bei kalten Nächten mit Zeitungen bedeckt und gegen zu große Hitze durch Sonnenschirme und belaubte Zweige geschützt. Von früh Morgens b i s in die dunkle Nacht wurde im Melonenfelde hantirt, kein Unkräutchen durfte aufkommen, und kein Wurm oder Käfer den Pflanzen sich nahen. Der Grund

wurde stets locker gehalten, und so gediehen unter unsern sorgfältigen Händen die Pflanzen in der üppigsten Weise. — Die einzige Besorgniß, die wir noch hatten, war: daß die Frucht nicht zeitig genug reifen möchte, um uns gegen die Concurrenz der übrigen Melonen-Züchter zu schützen. Zur Zeit, wo die ersten Melonen auf dem Markte zu erscheinen pflegen, ging der Freund mit bangem Gefühle zu jedem Markte, um auszufinden, ob dort nicht vielleicht von anderswo schon Melonen zum Verkauf angeboten würden. Endlich, nicht schnell genug für unsere Ungeduld, färbten sich die Erstlinge in Gelb und verbreiteten den längst ersehnten Duft der Reife. Wenn Jemand das große Loos gewinnt, kann er nicht freudiger und glücklicher gestimmt sein, als wir es waren beim Einathmen des Melonen-Duftes. Mit großer Sorgfalt wurden die reifen Erstlinge vom Stocke gepflückt, um am frühzeitigen Morgen zum Markte gebracht zu werden. Das hatte aber noch Schwierigkeiten, an die wir bis jetzt gar nicht gedacht. Wir hatten nämlich unsere Oekonomie-Einrichtung noch nicht vervollständigt— denn solch' Kleinigkeiten wie Pferd und Wagen fehlten noch. — Der Nachbar Verhaas mußte mit seinem Gespann aushelfen, das in einem uralten lahmen Pferde und in einem Wagen bestand, an dem Alles gut war, bis auf die Räder und Aren, und der noch aus der Arche Noah herzustammen schien. Doch Noth bricht Eisen, und wir mußten uns behelfen, so gut es gehen wollte.

Obgleich nur eine kleine Meile vom Markte entfernt, setzten wir uns doch schon vor Tagesanbruch mit unserer Rosinante in Bewegung, und langten nach einer vorsichtigen Fahrt von anderthalb Stunden an der Ecke von Ontario- und Prospectstraßen an, woselbst der Melonen-Bazar eröffnet wurde. Die Fahrt ging langsam von Statten, weil, um „Umfälle" zu verhindern, einer den Gaul und ein andrer den Wagen stützen und das Gefährte über schlüpfrige Stellen vorsichtig geschoben und gehoben werden mußte.

Mein Freund postirte sich an den Wagen, von welchem die Melonen den Vorübergehenden entgegenglänzten. Ich mußte mich in der Nähe halten, um ihn nöthigenfalls bei den Verkaufs-Unterhandlungen als Dolmetscher zur Hand zu sein. Er selbst verstand nämlich wenig Englisch, hatte aber von meinen Sprachkenntnissen eine solche große Meinung, daß es ihm gar nicht beifallen konnte, an meiner Kenntniß der englischen Sprache zu zweifeln. Ich war auch zu bescheiden, um seine gute Meinung von meinen linguistischen Talenten zu zerstören, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß kein Fall eintreten würde, der mein Englisch auf die Probe stellen könnte.

Das Verhängniß kam aber schnell.

Eine ältere Frau, mit einem Henkel-Korbe im Arme, nachlässig das Trottoir herschlend rnd und ihre prüfenden Blicke auf die ausgestellten Viktualien und Vegetabilien werfend — blieb plötzlich vor meinem Freunde stehen. Sie war die erste Person, die ihre Blicke nachdrücklich auf den Melonen-Wagen schweifen ließ. Das Eis ist gebrochen, dachte ich, und mit freudestrahlenden Augen sah mein Freund auf den ersten Kunden für die ersten Melonen.

"Have you got any plums for sale" — so sagte die Frau, sich gegen meinen Freund wendend.

Er erschrack, denn „plums" war ihm ein merkwürdig neues und unbekanntes Wort. Er zögerte mit der Antwort und wendete sich an mich,

den Dollmetſcher, um ihm die „plums“ ins Deutſche zu überſetzen. Ich wußte aber ſo wenig von „plums“ wie er, durfte mir aber keine Blöße geben. In dieſer unerquicklichen Lage ſetzte ich ſofort mein Gehirn in Thätigkeit, und in Folge tiefen Nachdenkens glaubte ich das Wort aus dem Lateiniſchen heraus conſtruiren zu müſſen. „Plumbum“ heißt Blei, dachte ich, aus Blei macht man Kugeln und Kugeln ſind rund — und da die Melonen (es waren ſogenannte „Nutmegs“) auch rund ſind, ſo muß das Wort „Plums“ Melonen bedeuten. Nachdem ich mittelſt dieſes genialen Denkprozeſſes zum vorſtehenden Reſultat gekommen war, was alles im Nu geſchah, ſagte ich meinem Freunde in einem von Sicherheit ſtrotzenden Tone, daß die nutmegs die richtigen amerikaniſchen "plums" ſeien.

Sofort antwortete er der guten Frau mit dem Henkel-Korb: "Yes, Ma'm, I have plums", worauf dieſe dann fragte, *wie* er ſie verkaufe? Carl Philipp räuſperte ſich und beeilte ſich zu antworten: "25 Cents a piece!" Beſtürzt ſah die pflaumenbedürftige Dame auf, denn das ging ihr doch über die Hutſchnur, daß eine "plum" 25 Cents koſten ſollte; als aber A. Miene machte, ihr eine der neumodiſchen "plums" darzureichen, ging ihr ein Licht auf, daß ein ſprachliches Mißverſtändniß hier obwalte, und mit dem rechten Zeigefinger in die Höhe deutend, bemerkte ſie: "I mean plums which grow on the tree and are sold by the bushel."— "Oh, No!" replizirte der Freund mit einer rührenden Unbefangenheit: "my plums grow on the ground." Er ahnte immer noch nicht, daß er blamirt und gründlich hereingefallen ſei, ſo feſt hatte er ſich auf meine Verdollmetſchung verlaſſen. Die Frau Kauf-liebhaberin ſchmunzelte bedeutſam und ſchlürfte mit ihrem leeren Armkorb anderen Pflaumenfeldern zu. Ich, der eigentliche Miſſetäter, der durch ſeine Meloniſirung und Verballhorniſirung des Wortes "Plums" *die fatale Konfuſion verſchuldet*, ſah meine ſprachliche Kunſt empfindlich blosgeſtellt, ſchlug mich raſch ſeitwärts in die Büſche, um meine Verlegenheit zu verbergen: den Obſt- und Gemüſe-Markt ſah ich niemals wieder.

Und die Moral von der Geſchicht'?
Nutmegs ſind keine Pflaumen nicht.

VII.

Das Zwiebeln-Fiasko.

Wenn die Wahrheit des Sprüchworts, daß der Menſch ſeines eigenen Glückes Schmied ſei, irgendwo volle Geltung hat, ſo iſt es Amerika, und doch iſt dieſe Wahrheit auch hier nur eine relative. Ich will hier nicht von dem Gewichte ſprechen, welches beſſere Erziehung und höhere Bildung in die Wag-ſchale des Lebenskampfes wirft, und den Kampf ſo ungleich macht, noch von den tauſenderlei Zufällen, welche in das Leben der Menſchen ſo häufig und oft ſo entſcheidend eingreifen, ſondern von *ererbten* Charakter-Eigenſchaften, die den Menſchen auf ſeinem Wege durch's Leben hemmend oder fördernd begleiten, denn es erben ſich nicht blos Geſetz und Rechte, ſondern auch ſeeliſche Eigenſchaften u. d Eigenthümlichkeiten wie eine ewige Krankheit fort, wenn auch Erziehung, Ausbildung und Gewöhnung dieſes Angeerbte modifiziren und abſchwächen mögen. Das Räthſelhafte und Merkwürdige dieſer Vererbung geiſtiger Eigenthümlichkeiten beſteht darin, daß ſie oft die direkten Nach-kommen überſpringt und bei den Enkeln oder Urenkeln plötzlich wieder zur Erſcheinung kommt.

Freund Karl Philip Anhaeuſſer hatte nebſt vielen realen Gütern auch eine ſolche Charakter-Eigenſchaft von ſeinen Vorfahren ererbt; es war der Optimismus, oder die Eigenſchaft, alles im beſten Lichte zu ſehen. — In dieſer Beziehung gehörte er zu jener Gruppe von Menſchen, deren Vertrauen auf das glückliche Gelingen aller ihrer Unternehmungen gar nicht zu erſchüttern iſt, wie viel bittere Erfahrungen ſie auch ſchon gemacht haben mögen. Der redlichſte Wille, die unermüdlichſte Thätigkeit und die größte Energie verzehrten ſich bei ihnen reſultatlos an dem Mangel des Ausharrens; ohne Urſache, mit dem Gegenwärtigen unzufrieden zu ſein, drängt es ſie fortwährend nach neuen Plänen und neuen Projekten, ohne den Gedanken einer möglichen Enttäuſchung aufkommen zu laſſen. — Es iſt nicht habgierige Spekulation oder roher Egoismus, was ſie zu ihrem Thun antreibt, ſondern die Bethätigung einer eigenen Gehirn-Funktion — die ihnen ohne Selbſtſchuld angeboren wurde; denn faſt alle Menſchen, die zu jener Gruppe gehören, ſind gutmüthig, wohlmeinend, ehrenhaft, hülfebereit und freigebig.

Mein Freund gehörte zu dieſer Klaſſe, und wenn ſein Optimismus ein Fehler bei ihm war, ſo hat er ſich am meiſten dadurch ſelbſt geſchadet. —

Der Sommer war vorüber und das Facit des Ertrages der erſtjährigen Gartenerzeugniſſe war gezogen. Die Bilanz war eine kläglich negative. Statt des Netto-Ueberſchuſſes in calculo grinſte uns ein Brutto-Deficit in concreto dämoniſch an. Mit der Leere der Kaſſe, das heißt, mit dem Nichts an ſich, hätten wir uns zur Noth noch philoſophiſch abgefunden im Hinblicke auf die tröſtliche Thatſache, daß ja auch die Welt aus Nichts geſchaffen wurde — allein wie ſollten wir das Weniger als Nichts, das häßliche Defizit, überwinden? Mit der Zahlungseinſtellung konnten wir Niemand mehr imponiren, denn dieſe war lange vorher bereits zur Thatſache geworden.

Eine menſchenfreundliche Kuh, das war alles, was der Freund aus der Melonen-Niederlage gerettet hatte, und deren Milch wurde allmorgentlich durch ihn zu Fuß den Kunden überbracht und der Milcherlös mußte uns vorläufig über Waſſer halten. —

Nec aspera terrent. — Laſſe dich durch das Bittre nicht ſchrecken. —

Mein Freund war, wie immer, guten Muthes; der Winter ging vorüber wie alle Winter vorher; und trotz des Deficits gab es wahrſcheinlich kein zweites Heim in Cleveland, wo ſolch glückliche Zufriedenheit herrſchte, wie in des Freundes kleinem Häuschen an Woodland, und worin an ſeiner Seite eine Lebensgefährtin freundlich und unverdroſſen ſchaltete und waltete und durch ihre Anmuth und liebevolles Weſen des Dichters Wort erfüllte, daß Raum iſt in der kleinſten Hütte für ein glücklich liebend Paar.

Der Frühling kam, wie er hier zu kommen pflegt, — mit einem Sprung; — geſtern noch Schnee — heute Veilchenduft und Vogelgeſang. So war es 1851. Mit Donner und Blitz kündigte er ſich an. Krähen und Dohlen, Wildenten und Gänſe durchſchwirrten die Luft, und Schwärme wilder Tauben verfinſterten das Firmament. Und wie in der freien Natur, ſo regte es ſich auch in den Herzen der Menſchen; neue Hoffnungen keimten auf und neue Lebenspläne wurden erdacht. Die Bebauer des Landes ſind die erſten, welche aus dem Winterſchlafe erweckt und zur Thätigkeit ermahnt werden — und mein Freund gehörte nicht zu denen, welche ſolcher Mahnung nicht gehorcht hätten.

Er kam zu mir, mit zwei neuen Plänen; der eine war, daß er mehr Land pachten, und der zweite: daß er ein Zugpferd anſchaffen müſſe.

Das Land hatte er schon in Augenschein genommen, ein fünf Ackerstück, zwischen Sterling- und Case Ave., von Euclid- bis zur Cedarstr., laufend. Er vertraute mir zugleich an, daß er von seinem Nachbar erfahren habe, daß die Zwiebeln zu drei Dollars per Bushel verkauft würden und daß, auf geeignetem Boden, vier bis fünfhundert Bushel Zwiebeln auf einem Acker erzielt werden könnten. Die fraglichen fünf Acker, so sagte ihm der Nachbar, hätten gerade den richtigen Boden für Zwiebel-Zucht.

Der Ankauf eines Pferdes war jedoch unerläßlich, sollte das Zwiebel-Millenium herbeigeführt werden; unglücklicherweise fehlte uns Beiden hierzu die Hauptsache — nämlich das Geld. Doch ein Menschenfreund half aus, weniger auf die Zwiebelernte als auf unsre ehrlichen Gesichter vertrauend.

Superior Straße war damals mit Holzplanken belegt, unter welchen es nach regnerischem Wetter wässrig und sumpfig aussah.

An dieser Straße, nahe Seneca, hatte Moore sein Auktionsgeschäft, wo wöchentlich mehrmals Pferde auktionirt wurden und dorthin lenkten wir unsere Schritte, als der Hufschlag eines im rasenden Galopp über die hohltönende und wasserspeiende Superior Straße hinfliegenden Pferdes, worauf ein kecker Reiter mit geschwungener Reitpeitsche saß, unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Der Reiter war des Auktionators Assistent und sobald er sich dem Auktionsplatze nahte, schrie er — go-ing — go-ing — und fort sprengte er wieder, um den schnellen Lauf des Thieres bewundern, oder vielmehr um ihm die Kaufliebhaber nicht zu nahe auf den Leib kommen zu lassen. Nach dem Laufen des Thieres zu schließen, war sein Knochen- und Beinwerk in bester Ordnung. „Es läuft wie in Draht," meinte der Freund, „gerade ein Pferd, wie ich es brauche!" Und als der Auktionator endlich wenige Minuten anhielt, wurde der Zahnbestand des Pferdes geprüft und als befriedigend gefunden — der Auktionator drohte eben es für 27 Dollars zuzuschlagen, als ein weiteres Gebot von einem Dollar das Pferd zu unserem Eigenthum machte. — Alles dieses vollzog sich in größter Aufregung unsrerseits, denn die Acquisition des Pferdes war ein Ereigniß von großer Tragweite und für unsere Baar-Verhältnisse mit großem Risiko verknüpft.

Der Freund war mit des Nachbars altem Pferd und Wagen zur Stadt gekommen, und beeilte sich, das alte Pferd aus und das neue einzuspannen, um den Genuß des Schnellfüßlers nicht einen Augenblick länger entbehren zu müssen. Wir setzten uns auf, mit Gefühlen stolzer Zufriedenheit; "get up", tönte es nun vom Bocke herab; das Pferd aber machte keine Miene zum Anziehen, und da dies etwaiger Harthörigkeit zugeschrieben werden konnte, so wurde das zweite "get up" durch einen nicht mißzuverstehenden Peitschenhieb begleitet. Das Thier schien nur darauf gewartet zu haben, um seine Beingelenkigkeit zu beweisen, denn es schlug nach erhaltenem Schlage urplötzlich so heftig hinten aus, daß uns Hören und Sehen verging. Wir schraken zusammen, nicht sowohl wegen des Hintenausschlagens, sondern weil uns eine Ahnung aufdämmerte, daß das 28 Dollar-Pferd ein "fraud" sein möchte. Und es war so in der That. Es zog keinen Strang an, trotzdem das ganze große Auktions-Publikum unter großem Halloh durch Schlagen, Schieben und Stoßen es in Gang zu bringen suchte. Es stellte sich denn auch heraus, daß das Pferd nie in seinem Leben angespannt oder als Zugpferd brauchbar gewesen war, und daß es während der vorhergegangenen 20 Jahre einem patientenlosen Land-Doktoren als Reitpferd diente, und allen Ziehversuchen hartnäckig widerstanden.

Es war gut, daß die Schatten der hereindämmernden Nacht uns bald den

Blicken spottsüchtiger und schadenfroher Gaffern entzog, und uns unserem Schmerze ungestört überließ.

So hart und vernichtend der Schlag auch war — so ließ der Freund, Dank seines Temperaments, sich dadurch nicht entmuthigen; die Zwiebeln sollten ja alles wieder gut machen, das stand bei ihm sicher, und schon am nächsten Morgen pachtete er die erwähnten fünf Acker Land.

Da mir die Melonen vom letzten Jahre noch in den Knochen staken, so glaubte ich noch einige Bedenklichkeiten gegen das Unternehmen erheben zu müssen. — Er schlug jedoch alle Zweifel nieder, durch folgende mathematische Beweisführung:

Es ist erfahrungsgemäß festgestellt, sagte er, daß auf einem Acker Land, 500 Bushel Zwiebeln gezogen werden können; es steht nach dem Urtheil von Sachverständigen ebenso fest, daß meine obigen fünf Acker den richtigen Boden für den höchsten Grad der Zwiebel-Kultur besitzen. Wenn eine Ernte von 500 Bushel per Acker möglich ist, so ist eine von 400 wahrscheinlich, und von 300 mit Sicherheit anzunehmen; macht also auf fünf Acker 1500 Bushel und zu drei Dollars das Bushel berechnet, die Summe von 4500 Dollars. Auf meine eindringlichen Vorstellungen ließ er es sich gefallen, daß für Saat und Bearbeitung, sowie für unvorhergesehene Witterungs-Fatalitäten 25 Prozent in Abzug gebracht werden sollten. Blieben also noch absolut Netto $3175.

Nach Aufstellung dieser Kalkulation, die dem Zwiebel-Projekte zu Grunde gelegt wurde, fiel es uns erst ein, die nöthigen Erkundigungen einzuziehen, wie die Zwiebeln eigentlich gepflanzt und behandelt werden müssen; an diese Frage, die uns nebensächlich schien, hatte noch Niemand gedacht. Durch das Studium von Gartenbau-Büchern und die Mittheilungen sachverständiger Nachbarn war diese Wissenschaft bald erlangt; und nun, da inzwischen Ende April angekommen war, ging es mit Eifer und Enthusiasmus an die Arbeit. Das Land wurde nach Vorschrift gepflügt, geeggt und auf „Reihen" gezogen; dann begann die Aussaat, die uns eine ganze Woche beschäftigte.

Der größte Theil des Landes war früher Sumpf gewesen, und sein Boden bestand aus verfaulten Holz- und anderen vegetabilischen Stoffen, die im Laufe von Jahrhunderten, dort sich abgelagert hatten. Der Grund sah dunkel schwarz, wie ächter Moorgrund aus — mir schien er aber verdächtig durch seine merkwürdige Leichtigkeit und die röthliche Farbe, die er annahm, sobald die Sonne ihn beschien und ihn durchtrocknet hatte. Er erinnerte mich mehr an Lohe, als an Moorgrund; ich hütete mich aber, meine Zweifel laut werden zu lassen. — Wir streuten die Zwiebelsaamen mit vollen Händen aus — so dicht als möglich, denn nach des Freundes Ueberschlag mußte auf der ganzen Oberfläche des Landes Zwiebel an Zwiebel liegen, um fünfhundert Bushel von einem Acker heimsen zu können.

Ich muß gestehen, daß ich manchmal mir Vorwürfe darüber machte, daß ich dem Freunde meine Hülfe bei der Zwiebel-Kultur zusagte, weil ich nie in meinem Leben den Geschmack oder Geruch von Zwiebeln habe leiden mögen, und weil meine Widersetzlichkeit und Widerspenstigkeit gegen den Zwiebel-Genuß mir schon in frühester Jugend manche empfindliche elterliche Lektion zugezogen hatte. Doch opferte ich meine Abneigung dem Interesse des Freundes und half so gut ich konnte — um das calkulirte Zwiebel-Resultat zu erzielen.

Etwa zehn Tage nach der Aussaat drängte es uns mit unwiderstehlicher Ungeduld, das Zwiebelfeld zu besuchen, um zu sehen, ob der Saamen bereits aufgegangen sei; es war aber noch keine Spur von Grün zu entdecken; alles

war noch öde, grau und leblos, wie in der Wüste. Diese Besuche wurden fast jeden andern Tag wiederholt, drei bis vier Wochen lang. Nach jedem Besuche wurde es uns ängstlicher und unheimlicher zu Muthe wegen des langen Ausbleibens der Pflänzchen. Zu Hause sprachen wir uns gegenseitig Muth zu — und mit Freude lauschte ich dort den Plänen, welche mein Freund mit dem Zwiebel-Ertrage auszuführen entschlossen war. — Er stand bereits in Kauf-Unterhandlungen wegen einer Farm, und war er nur noch nicht mit sich einig — wie das übrige Geld angelegt werden sollte. —

Endlich, es war gegen Ende Mai nach einem warmen Regen, eilten wir wieder dem Zwiebelfelde zu. Ich hatte mir ein Mikroskop mitgenommen. Schon von der Ferne erblickten wir durch ein Fernrohr den grünen Schimmer, der über dem Zwiebelfelde sich ausgebreitet. Das Grün verdichtete sich mit jedem Schritte, mit dem wir uns näherten. Mit freudig klopfenden Herzen überstiegen wir endlich die Riegel-Fence und knieten an den Reihen nieder, um die nadelspitzigen Zwiebelpflänzchen zu begrüßen. Aber ach! statt ihrer sahen wir zu unserem nicht kleinen Schrecken, nichts als Himmel und Unkraut; ein Unkraut, so üppig und dicht, daß der Boden zu bersten drohte; keine handgroße Stelle, die nicht davon überwuchert und durchwurzelt gewesen wäre, kein Plätzchen war unbewuchert, wo eine Zwiebel hätte wachsen können.

Es schien, als wenn die wilde Urkraft den Kampf auf Leben und Tod mit der modernen Kultur aufnehmen wolle, und in unserem Falle ist ihr der Sieg leicht geworden. Wie mochte der zarte Zwiebel-Saamen den elementaren Kräften der Urzeit widerstehen? Triumphirend, und in hundertfältigen Formen, stand das Ur- und Unkraut über unserem Zwiebelfelde, sich wollüstig wiegend in langentbehrter Frühlingsluft. —

Schmerzbewegt und schweigend verließen wir die Wahlstätte, auf welcher die Zwiebel-Kultur eine so vollständige Niederlage erlebte — und gleichsam als Trost über das ihn betroffene Mißgeschick, rief der Freund mir zu, daß der Verlust so schlimm nicht sei, denn was er an Hoffnung verloren, sei an Erfahrung gewonnen. Dennoch war sein Glaube an die „Güte" der Natur in Folge der zwei verfehlten Experimente bedeutend erschüttert, denn neben zerstörten Ernte-Hoffnungen war er auch noch um anderthalb Centner Zwiebelsaamen gekommen, die er ihrem Schooße anvertraut hatte.

Heute ragen von dem Zwiebelfelde prächtige Häuser empor, und keiner der darin wohnenden Sterblichen hat bis jetzt noch geahnt, daß er auf den Trümmern zerstörter Hoffnungen seine Heimath aufgerichtet, und auf einem Zwiebel-Vulkane wandle. Denn wie der hunderte von Jahren begraben gewesene Unkraut-Saamen beim Lockern der Erde damals in Kraut und Stengel schoß — so mag dereinst der dort vergrabene Zwiebelsaamen zum Ausbruch kommen und große Verheerung anrichten. Man denke an Herkulanum und Pompeji, von denen man noch nicht wiß, ob nicht etwa auch pflanzliche Erderschütterungen ihren Untergang herbeiführten.

VII.

Sonderbare Heilige.

In meiner letzten und vorletzten tragi-komischen Skizze habe ich bereits des Nachbars Verhas, seines lahmen Gaules und wackeligen Wagens gedacht; doch dies nur so nebenbei. In gegenwärtiger Aufzeichnung tritt jedoch die Figur jenes Mannes aus dem Halbdunkel in den Vordergrund der Handlung, um in dem sich abwickelnden Drama die Heldenrolle zu spielen.

Neben dem Melonen-Felde des Freundes Anhäusser lag ein Fünf-Acker-Stück von gleicher unwirthlicher Beschaffenheit und gleich' steriler Physiognomie, nur daß darauf eine noch größere Anzahl von Waldbäumen und Baumstumpen herumstanden. Ein Blockhaus mit angebauter Sommerküche und "shed" — das waren die einzigen sichtbaren Zeichen von menschlicher Kultur, will man nicht den Bretterzaun, welcher die beiden Plantagen von einander trennte, auch als solch ein Zeichen betrachten.

Auf diesem Stückchen Erde hatte im Jahre 1850 Theodor Verhas mit Frau und Kind als Pächter sich angesiedelt. Er entstammte dem badischen Schwarzwalde und hatte sich für den Forstdienst vorbereitet. Durch seine Betheiligung an der 48er Erhebung hatte er sich die Aussichten verscherzt — der Nachfolger seines Vaters, und im staatlichen Forstdienste angestellt zu werden. Er war, wie tausend Andere, gezwungen, außerhalb der Grenzen seines Heimathslandes, sein Heil zu suchen. Amerika, das er später ironisch „Malheur'ika" nannte, naym ihn mit bekannter Gastfreundlichkeit auf. Wie so Viele seines Gleichen, war ihm das Räthsel des Sphinx gestellt: wie sollte er es lösen, wie und was sollte er anfangen, um über die rauhen Wege des Lebens möglichst glatt hinweg zu gleiten und sich gegen die erbarmungslosen Strudel der Scylla und Charibdis zu schützen?

Man kann sich leicht denken, welche glänzenden Aussichten ein deutscher Förster in Amerika hatte, wo die höchste Forstkultur darin bestand und noch besteht, die Wälder möglichst rasch zu ruiniren und auszurotten. Mit seinen Forst-Talenten hätte er eher im Mond als in Amerika sich nützlich machen und durchschlagen können.

Verhas war auch klug genug, sofort einzusehen, daß die Aneignung der Forstwissenschaft ein brodloses Studium gewesen, und daß er die Försterei an den Nagel zu hängen habe.

Was aber beginnen? Vorräthige Gelder hatte er ebensowenig als andere Hülfsmittel, und gelebt mußte doch sein. An wen er sich auch bis jetzt um Rath gewendet hatte — das "help yourself" war immer die trostlose Antwort gewesen, die ihm ins Ohr tönte. —

Er griff zum Land- und Gartenbau-Geschäfte, weil er hier sein eigener Herr bleiben und zugleich seine botanischen Kenntnisse am besten verwerthen konnte. Ein Rehgeweihe, das er mitgebracht, nagelte er über die Eingangsthüre, und die inneren Räumlichkeiten schmückte er mit Forst- und Jagdrequisiten forstgerecht aus. Eine Doppelflinte, ein Stutzer, verschiedene Hirschfänger, nebst einem Büchsen-Ranzen von Marderfell, waren an der Wand des Frontzimmers so aufgehängt, daß sie dem Eintretenden sofort den Bewohner als Forstmann verriethen.

Für den Förster Verhas lag es nahe genug, die dem Forstwesen verwandte Landwirthschaft zu seiner Beschäftigung und Lebensfristung zu wählen, zumal er für technische oder industrielle Thätigkeit kein Verständniß und kein Geschick hatte. In ähnlicher Lage wie er, flüchteten sich damals tausende von Menschen, welche vorher nie eine Hacke oder einen Spaten in der Hand gehabt, in die vermeintliche Idylle des Landlebens, ohne zu ahnen, daß es keinen geplagteren Stand in der Welt gibt als den Bauernstand, und daß ein Landmann, der von der Pike auf dienen und sein Land aus dem Rohen herausarbeiten und der Kultur erschließen muß — im Schweiße seines Angesichts sein Brod zu gewinnen und zu verzehren hat. Und seltsam! So weit die Geschichte reicht, verkündigt sie die beschämende und menschheit-schänderische Thatsache, daß der nothwendigste und nützlichste Stand, der Nährstand, von jeher nicht blos der gedrückteste und unterdrückteste, sondern auch der mißachtetste gewesen, mehr noch im christlichen Zeitalter als in vorhergegangenen. Der Bauer ist von jeher das Lastthier gewesen, auf dessen Schultern der Fürst wie der Priester, der Edelmann wie der Kaufherr, kurz alle Ausbeuter und Drohnen der Gesellschaft, die Bürden der Arbeit ladeten. Ob als Sklaven, ob als Leibeigene, ob als Unterthanen — das Geschick der Bauern war immer das der Arbeit, der Entbehrung und physischen und geistigen Unterdrückung gewesen und ist es heute noch in jenen europäischen Ländern, wohin die revolutionäre französische Sturmfluth nicht zu dringen und das Feudal-Wesen wegzuschwemmen vermochte.

Die Emanzipation der Arbeit, besonders auch der ländlichen, ist das glorreichste Verdienst Amerikas. Indem es die Leistungen des Menschen, nicht Geburt und historischen Rechte, zum Ausgangspunkt für die menschliche Werthschätzung machte, hat es dem Menschengeschlecht mehr Gutes gethan, als alle Religionsstifter und Reformatoren zusammen.

Die Würde der Arbeit anzuerkennen und das Verdienst des Menschen zu seinem Werthmesser zu machen — das hieße mit der schnöden Vergangenheit brechen und die Grundlage schaffen, auf welcher allein nur ein gerechter und menschenwürdiger Zustand in der Welt zu ermöglichen ist. Ohne solche Basis sind alle politischen wie religiösen Freiheiten nur eitles Blendwerk.

Wie es in den europäischen Ländern aussieht, wo die Arbeit als etwas niedriges und verächtliches angesehen wird, das wissen die hierher Eingewanderten sehr genau. Herrschen ja dort in vielen Ländern noch, zur Schande der Civilisation sei es gesagt, die schimpflichsten feudalen Zustände Zu Frohnden, unfreiwilligen Dienstleistungen, sind die Bauern und Taglöhner noch gehalten und an die Scholle ihrer „quasi-Eigenthümer“ sind sie noch gebunden, wenn auch das jus primae noctis nicht mehr zu den Privilegien gehört. —

Und selbst dort, wo der Feudalismus durch die große französische Revolution weggefegt wurde, ist der Bauernstand, mit Ausnahme der sogenannten „Gutsbesitzer“, noch immer gering geschätzt und muß sich alle Demüthigungen gefallen lassen. Wie geringschätzig, oder auch wie anmaßend und rücksichtslos, wird der Bauer von den sogenannten höheren Ständen, und von den Beamten bis herab zu dem Tagschreiber, Polizeibüttel und Nachtwächter, behandelt? Mit den Bezeichnungen von Kaffern oder Bauern-

lümmel glaubt der schnodderigste Dummkopf den Bauern traktiren zu dürfen; und über ihn „Witze zu reißen," gehört sogar zum vornehmen Tone. Der dümmste Bauer zieht die dicksten Kartoffeln, das ist eine gang und gäbe Redensart, welche selbst in des Flachkopfs Munde als außerordentlich treffend und witzig gilt.

Unser Held Verhas, der als Forst-Student selbstverständlich zu den „Honoratioren" des Schwarzwalds gezählt hatte, war von den besagten anti-bäurischen Vorurtheilen noch lange nicht frei. In seiner Heimath würde er es beschämend, und mit seiner försterlichen Würde in spe unverträglich gehalten haben, hinter dem Pfluge herzugehen oder mit Hacken und dem Spaten betroffen zu werden. Hier in der neuen Welt fand er sofort aus, daß die Arbeit nicht schändet, sondern den Menschen ehrt, und daß der Farmerstand auf der obersten Stufe der sozialen Leiter steht. Er empfand deßhalb kein Bedenken, sich dem höheren Landbau, Gärtnerei genannt, zu widmen. Es war aber etwas anderes, was ihn beim Ergreifen dieses neuen Lebensberufs quälte und beunruhigte. Er fürchtete: tüchtig zugreifen und arbeiten zu müssen, und sein Vorurtheil gegen körperliche Anstrengung war sehr groß und intensiv, ohne daß man ihn gerade einen Faulpelz hätte nennen können. So klein seine Lust zur massiven Thätigkeit, so groß war seine Sehnsucht, unter dem Laubdach des deutschen Waldes dem Amsel-Schlag zu lauschen und auf dem Pürschgang zu beobachten, „wie die Rehe einsam grasen." Doch das muß man ihm nachsagen, daß er, mit Hülfe seiner tüchtigen Frau, anfing, ernstlich zuzugreifen. Mit großem Eifer ging er daran, das Land, so gut es gehen mochte, herumzupflügen, und für die Saat vorzubereiten.

Da er von der praktischen Gärtnerei nichts verstand, so war er seinen Nachbarn und Mitgärtnern sehr dankbar, daß sie ihm mit Rath an die Hand gingen, auf welche Pflanzen er sich hauptsächlich verlegen solle.

Erbsen — Bohnen — Kartoffeln — Korn — Kraut — u. s. w. — mit diesen Artikeln würde er auf dem wilden Stück Lande fürs erste Jahr am Besten thun.

Aber kaum war die Aussaat aufgegangen, so brach auch schon des Schicksals Tücke über seine Pflanzen herein.

Oculi — da kommen sie, sagen die deutschen Jägersleute. Die Oculi kamen auch hier, aber die Schnepfen blieben aus; dagegen kamen Mitte Mai die heiligen (?) Patronen, der Servatius und der Pankrazius — und zerstörten mit ihrem eisigen Hauche alle die zarten vielversprechenden Pflänzchen, die Erstlinge seiner Aussaat und seines Fleißes. In tiefer Niedergeschlagenheit überblickte er den ihm zugefügten Schaden, es gährte und kochte in ihm; war er sich doch nicht bewußt, eine Züchtigung verdient zu haben. Er sah um sich, ob er nicht etwa der beiden sonderbaren Heiligen, Missethäter wie sie waren, ansichtig werden könne, um an ihnen seinen Zorn und Mißmuth auszulassen. Da steckte sein Guts-Nachbar zur Linken, ein Vollblut-Yankee, das hagere Gesicht über den Zaun und näselte in der kühlsten und gelassensten Weise von der Welt: "'Morning, Sir! A pretty bad frost last night?"

Angesichts des vor ihm liegenden Leichenfeldes dahingerafften Pflanzenkinder, war Verhas gerade in der richtigen Stimmung, solche kühle und gemüthlose Anrede geduldig hinzunehmen. Er beantwortete sie mit so

drohenden Blicken, daß der Nachbar es für rathsam fand, ohne Gewitterſturm abzuwarten, ſich ſchleunigſt zurückzuziehen.

Die Saat-Arbeit mußte von vorne wieder angefangen werden, ohne Hoffnung, Früh-Gemüſe zu erzielen. Verhas that wieder mit, obgleich entmuthigt und widerwillig — und blos, weil er der Nothwendigkeit gehorchte.

Aber ein Unglück kommt ſelten allein; mit dem Maifroſte war's des Elends nicht genug. Ein außergewöhnliches trocknes Frühjahr ſtellte ſich ein, welches zur Folge hatte, daß Pilze und Inſekten aller Art, ſo zahlreich wie der Sand am Meer, aus Luft und Erde wuchſen, deren Unſchädlichmachung einen großen Aufwand widerlicher Arbeit erheiſchten, ohne jedoch verhindern zu können, daß manch hoffnungsvolles Pflänzchen dem feindſeligen Geſchmeiße zum Opfer fiel.

Das fehlte noch, um das Maaß des Mißgeſchicks voll zu machen. Gegen Ende Juni nämlich, wahrſcheinlich der meteorologiſchen Ausgleichung (?) wegen, fiel eine ſolche Regenzeit ein, daß innerhalb einer Woche ſeine Beete mit dichtem Unkraut dergeſtalt überwuchert waren, daß er kaum ſein Gepflänze davon noch unterſcheiden konnte. Einen Kultivator beſaß er nicht, und ſo mußte er ſich mit der Hacke daran machen, demſelben das Fortwuchern zu verleiden. Dieſes Hacken und Jäten erwies ſich ihm jedoch als eine viel härtere Arbeit, als er geglaubt. Das Bücken war bisher nicht ſeine Liebhaberei geweſen, und doch ging es nicht anders.

Einen Tag hielt er es aus, und dann fühlte er ſeine Knochen nicht mehr.

Am nächſten Morgen fiel ihm ein Drehſtuhl in die Augen, den er in Deutſchland auf den „Anſtand" mitzunehmen pflegte. Dies war für ihn ein Fingerzeig, wie man das Bücken beim Hacken vermeiden könne. Von nun an, ſahen ihn ſeine Nachbarn, auf dem Stuhle ſitzend, das Unkraut bearbeiten; aber nichtsdeſtoweniger gelang es ihm nicht, daſſelbe zu überwinden, da hinter ihm ſchon wieder Neues ausgeſchlagen, ehe er das Alte bezwungen.

Er ließ nun alles wild darauf loswachſen, und verlegte ſich auf die Jagd. Die wilden Tauben kamen in jenem Sommer in mächtigen Schwärmen, ſo daß er, als guter Schütze, mit dem Schießen einiger hundert per Tag mehr verdienen konnte, als mit ſeinem Gartengemüſe.

Mit der Jagd, die ſeine Paſſion war und deren Geheimniſſe er beſſer verſtand als den Gemüſebau, hatte er auch mehr Glück. So geſchah es, daß während mehrere Wochen ein oder das andere Armee-Corps wandernder Tauben gerade auf ſeinen oder den benachbarten Bäumen nach vollbrachtem Tagesfluge ihr Nachtquartier aufſchlugen, ſobald es zu dunkeln anfing. Wer je Gelegenheit hatte, ſolche Ruheplätze und Nachtquartiere der Wandertauben zu ſehen, wird das Phänomenale der Erſcheinung nie vergeſſen. Eng aneinander gegliedert ſaßen ſie auf jedem Zweige der nicht durch ihr Gewicht unter ihnen zuſammenbrach. Wie der Staar- und Krametsvogel rückten ſie zuſammen, ſobald Lücken ſich eröffneten. Buchſtäblich konnte man den Baum vor Tauben nicht ſehen. Ohne zu zielen brauchte man einfach mit Schrot in die dunkle Maſſe hineinzuſchießen, oder mit einer längeren Stange hineinzuſchlagen, um oft mit einer guten Ladung oder einem Schlage hundert der armen Thierchen zu tödten. Wenn die Tauben-Saiſon auf ihrem Höhepunkt war, konnte man das Dutzend dieſer wohlſchmeckenden Vögel für zehn bis fünfzehn Cents kaufen. An ſchwülen und warm-regneriſchen Tagen flogen ſie ſo nahe

der Erde, daß halberwachsene Kinder mit Stöcken und Regenschirmen sie herabschlagen konnten.

Von nun an war Verhas in seinem richtigen Elemente. Wenn wir, seine Nachbarn, bei 92 Grad F. im Melonenfelde uns abquälten, lag er entweder behaglich in seiner Hängematte, die unter einem schattigen Ahornbaum sich wiegte, oder lehnte sich, mit der langen Pfeife im Munde, über die dekadente Bretter-„Fence", seine Ellbogen darauf stützend — und sah uns mitleidsvoll zu. Die dummen Kerle bauern mich wegen ihrer nutzlosen Geschäftigkeit „bei die Hitze", mag er wohl gedacht haben.

Durch die bittern Zwischenfälle während des Frühsommers war er nämlich gegen die Landarbeit, die er nie geliebt hatte, furchtbar aufgebracht; kein gutes Haar ließ er an ihr. Land-Pessimist und Land-Philosoph war er geworden. Nur in der Theorie sah er den Landbau noch erträglich.

Eines schönen Nachmittags forderte mich der Mechaniker Verhas auf, seinen Bruder, „den Gärtner", zu besuchen. Wir fanden ihn behaglich in dem Schatten hinter dem Hause sitzen, aus einer langen Pfeife dampfend, die ihm fast nie ausging, und die er selbst, wenn er auf einem Stuhle sitzend seine Pflanzen behackte, nicht ausgehen ließ.

Er mochte mir ansehen, daß ich mich wunderte, wie ein Gärtner am hellelichten Tage angesichts eines ihn umgebenden Waldes von Unkraut, so behaglich dasitzen und Rauchwolken in die Luft blasen könne, und meiner Frage vorbeugend sagte er im unschuldigsten Tone von der Welt: „Zum Gärtner tauge ich ganz gewiß nicht; mein Rückgrat ist schon nicht dazu eingerichtet; aber außerdem rentirt sich das Pflanzen nicht; ich kann alles viel billiger kaufen, als ich es pflanze. Geräth ein Artikel gut, dann gilt er nichts, geräth er nicht, so ist die Arbeit umsonst." Seinem Bruder Karl sagte diese Philosophie sehr zu — er hatte nämlich eine ähnliche: „Von der Arbeit wird Niemand fett."

Theodor und Karl Verhas, welche während ihres Lebens mit der Arbeit auf halbem Kriegsfuße standen, sind lange schon dort eingekehrt wo es keine Arbeit, aber auch keine Sorgen mehr giebt.

VIII.

Präsidenten-Wahlkampf 1852 und Partei-Zustände.

Unsere amerikanische Regierung ist, ohne daß sie es sein sollte, eine Regierung der Parteien, und die Partei-Disziplin beherrscht auch den bedeutendsten Politiker. Vor diesen Götzen müssen sie sich alle beugen, wenn sie wirken wollen, und oft ihre eigenen Ueberzeugungen ihr zum Opfer bringen. Die historischen zwei nationalen Parteien waren 1852 noch intakt. „Hie Whigs" — „hie Demokraten" — das war bei Präsidenten-Wahlen der Kampfruf. Die junge Freesoil-Partei, welche kaum eine Viertel Million Anhänger in den Gesammtstaaten hatte, kam praktisch nicht in Betracht, und ihr Kandidat John P. Hale, konnte nur als experimenteller Protest- und Zählkandidat aufgefaßt werden, um hierdurch die Stärke der Partei zu erproben und mathematisch zu demonstriren.

In der Sklavereifrage, der Lebensfrage der Nation, welche wie eine drohende schwarze Wolke über dem Lande hing, nahmen beide große Parteien

dieſelbe conſervative Stellung ein, mit dem Unterſchiede vielleicht, daß die demokratiſche Partei die Unterwürfigkeit unter das Diktat der Sklavenhalter deßhalb etwas ſchärfer accentuirte, weil die Sklavenſtaaten ihr angehörten und ihren Rückgrat bildeten.

Der geſchloſſene Süden (solid South) entſchied, mit einer oder zwei Ausnahmen, jede Präſidentenwahl, poſitiv oder negativ. Mit ſeinen geſchloſſenen 96 Elektoral-Stimmen gab er der demokratiſchen Partei einen gewaltigen Vorſprung, gebrauchte dieſe, um zu ſiegen, ja nur noch eines guten Viertels der nordſtaatlichen Elektoral-Stimmen, und *mehr* noch wie dieſe waren ihr dort ſicher. Indiana, Pennſylvanien und einige Dii minorum gentium, waren damals geradeſo ſklaverei-demüthig, wie die Südſtaaten ſklaverei-übermüthig geweſen waren. Sie waren die reinſten Hochburgen der nördlichen Demokratie, unnahbar und unüberwindlich. Im pennſylvaniſchen Berkes County ſtimmten die guten Leute noch für Andrew Jackſon, als dieſer demokratiſche Prometheus ſchon längſt durch den Tod ſeine irdiſche Laufbahn beſchloſſen hatte.

Die ſolid-demokratiſche Geſchloſſenheit des Südens zu durchbrechen, wäre ſelbſt dem Simſon oder Herkules ein unmögliches Stück Arbeit geweſen — in der Unterwühlung demokratiſcher Nordſtaaten lag deßhalb für die Whig-Partei die einzige allerdings ſehr geringe Möglichkeit zum Siege und zur Herrſchaft.

Man denke ſich, welch traurigen Eindruck es auf die Einwanderer machen mußte, daß ſie in dem freieſten Lande der Welt Parteien vorfanden, welche faſt die ganze Bevölkerung repräſentirten, die nicht einmal wagten, ſich prinzipiell gegen den Beſtand der Negerſklaverei auszuſprechen, geſchweige denn, an die Nothwendigkeit deren allmäligen Abſchaffung zu erinnern. Man kann hieran nicht ohne Beſchämung erinnert werden, noch weniger daran, daß ein Volk, welches ſich das freie und brave nannte, ſich wahrhaft ſtumpf, indolent und gleichgültig der exiſtirenden Sklaverei gegenüber verhielt. Man war verfehmt, wenn man dieſelbe denunzirte und bekämpfte; ſo demoraliſirt waren die Menſchen durch die Gewöhnung an das ſcheußliche Inſtitut der Menſchenſklaverei geworden. Es zeigte dieſe Entartung, daß die Verſündigung an dem *ſchwarzen* Manne ſich an dem *weißen* Unterdrücker bitter rächte.

Es iſt wahr, daß die ſklavenhaltenden Colonien nicht in die Gründung der Union eingewilligt hätten und derſelben nicht beigetreten wären, ohne gewiſſe Zugeſtändniſſe betreffs Perſonen "held to bondage" gemacht zu erhalten und ohne daß ihnen gewiſſe Garantien in dem Bundesakte verbrieft worden wären. Allein dem Fortbeſtand der Sklaverei Gegenwart und Zukunft verpfänden, den Fortſchritt der Civiliſation hindern zu wollen, das liegt außerhalb der menſchlichen Macht. Das *öffentliche Gewiſſen* läßt ſich zeitweiſe zum Schweigen bringen — unterdrücken läßt ſich's nicht.

Uebrigens waren die Sklavenhalter mit dem ihnen günſtigen status quo nicht einmal zufrieden; ſie hatten bereits vom Congreſſe ein Geſetz erlangt, wonach jeder nördliche Einwohner, wenn amtlich dazu aufgefordert, in ſeinem eigenen Staate zum Einfangen flüchtiger Sklaven mithelfen mußte. Aber damit nicht zufrieden, wurden ſie noch aggreſſiver und herriſcher, indem ſie das Recht beanſpruchten, ihre Sklaven in den *freien* Territorien einzuführen und mit denſelben dort ſo zu ſchalten und zu walten, wie andre Leute mit ihrem Vieh und „Chattels."

Das Gros der demokratischen Partei bestand aus eingewanderten Elementen, das heißt aus Adoptivbürgern. Die Irländer mit ihren Pats, Mikes und Jims, präponderirten stark und hielten zusammen wie Pech. Ich glaube nicht, daß auch nur ein einziger Whig-Irländer im ganzen weiten Lande aufzutreiben gewesen wäre; und so fanatisch war ihre Anhänglichkeit an die demokratische Partei wie an den Papst. Man hätte sie eher zum Islam als zum Whigthum bekehren können. Je niedriger die Kultur der Menschen, desto grausamer und gefühlloser sind sie gegen solche, die noch niedriger stehen wie sie. Selbst unterdrückt, fanden sie grausame Befriedigung darin — Andere zu unterdrücken. Viel Religion und wenig Humanität kennzeichnet niedrig stehende Völker. Gegen die schwarze Sklaverei hatte der gewöhnliche Irländer keine Gewissens-Skrupel und mit dem schwarzen Sklaven kein Mitleid und keine Sympathie. Seine Feindseligkeit gegen die „Whigs" wurde verstärkt durch den Glauben, daß diese die Ableger englischer Aristokratie und des Cromwell'schen Puritanismus seien.

Auch die vormärzlichen deutsch-amerikanischen Bürger gehörten mit verschwindenden Ausnahmen der demokratischen Partei an. In Bezug auf die Negersklaverei standen sie, mit geringer Ausnahme, jedoch auf einem verschiedenen Standpunkt. Sie waren prinzipielle Gegner der Sklaverei, versöhnten sich aber mit dem sophistischen Partei-Argument, daß die Sklaverei in den Süd-Staaten eine de facto Staats-Einrichtung sei, abhängig von dem souveränen Willen der Bürger der betreffenden Sklaven-Staaten, und daß einzelne der nördlichen Freistaaten ebensowenig ein Recht hätten, sich in die Sklaverei-Angelegenheiten der Einzel-Staaten einzumischen, wie der Bundes-Congreß; jeder Eingriff von Seiten des Letzteren sei eine Verfassungs-Verletzung.

Leider gab es nicht wenige unter den ungebildeteren unserer deutschen Landsleuten, welche mit den Irländern die Negersklaverei in den Baumwollstaaten für ersprieslich, ja für nothwendig und für nichts ungerechtes hielten, und welche der angelernten barbarischen und gemüthsrohen Ansicht waren, daß der Neger näher mit dem Affen als mit dem Menschen verwandt sei, und daß ihm das Rudiment des äffischen Schwanzes noch anhänge.

Einer dieser deutschen Physiologen, der Küfermeister Georg L., ein sonst recht wackerer Mann, gab bei einer deutschen Versammlung in Nägele's Halle dieser Anschauung drastischen Ausdruck. In einer dort gehaltenen glänzenden deutschen Ansprache des Freundes August Thieme wurde die Neger-Affen-Theorie gründlich widerlegt, und als eine perfide Erfindung von Prosklaverei-Politikern zwecks Irreführung beschränkter Köpfe dargethan. Der Eindruck der Rede auf die Zuhörer war ein überwältigender; aber ach, kaum war das letzte Wort verhallt, da platzten spontan, unbefangen und naiv aus dem Munde des über die Menge hervorragenden Küfermeisters die Worte hervor: „Und die Nigger haben doch Schwänz'." Ein unwillkürliches Gelächter brach los — der Rede Eindruck war verwischt.

Zähe und fanatisch hingen auch die Deutschen an der Partei, leider zu viel so. Ihre demokratische Intoleranz ging so weit, daß man ihnen mit Aussetzungen an der Unfehlbarkeit ihrer Partei nicht kommen durfte. Die Lektüre oppositioneller Zeitungen, oder der Besuch gegen-parteilicher Ver-

sammlungen wurde sogar bei den Orthodoxen als hochgradige Ketzerei angesehen.

"Our party! right or wrong", das war die strenggläubige Doktrin, und bei den Wahlen hieß es: no splits; no scratching — "the whole hog", wie sie es nannten, mußte durch dick und dünn gestimmt werden. "Turn-coat" wurde der Unglückliche genannt, der seine Partei wechselte, und vaterlandslos derjenige, welcher keiner politischen Partei angehörte.

Auch bei ihnen standen die Whigs schlecht angeschrieben, weil man sie nicht mit Unrecht als schutzzöllnerisch, monopolistisch, puritanisch und nativistisch ansah. Mit richtigem Instinkt wurde die Demokratie als die eigentliche Volkspartei, als die Freundin der Einwanderer und als Gegnerin puritanischer Bevormundungs-Tendenzen betrachtet.

Was besonders anerkannt zu werden verdient, ist, daß unsere Landsleute ihre Bürgerpflichten sehr ernst nahmen und sie gewissenhaft bethätigten. Keiner fehlte, wenn der Ruf der Partei an sie erging — zur Versammlung oder Wahl.

Sie glaubten noch an die großen materiellen und freiheitlichen Vorzüge ihres neuen Vaterlandes; sie identifizirten sich mit ihm aus vollem Herzen und Verstande; für sie war es Gegenwart und Zukunft zugleich — ein anderes Heim hatten sie ja nicht mehr. Sie schielten nicht über den Ozean zurück nach dem alten Heimathslande, das sie so herzlos von sich gestoßen, ohne sich über ihr ferneres Schicksal zu kümmern. Sie hatten nichts gemein mit Solchen, die Amerika blos zur Ausnützung für gut genug halten, des Landes Interessen aber fremd bleiben und Pflichten gegen dasselbe nicht kennen; nichts mit Denen, die, vom republikanischen Genius unberührt, deutsche Unterthanen und monarchische Bedientenseelen geblieben.

Sie hatten die schimpfliche zum Himmel schreiende Thatsache nicht vergessen, daß „angestammte" deutsche Fürsten zur Zeit des Soldatenhandels tausende ihrer Unterthanen gegen schnödes Geld an England wie Sklaven verkauften, um von diesem als Lanzknechte gegen Amerikas Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit verwendet zu werden. Eingedenk dessen, was sie von ihren Regierungen in der alten Heimath erlebt und erduldet, mochten sie die Freiheit der neuen Heimath nicht schänden durch schweifwedelnde Anhänglichkeit an ihre früheren Quäler und Unterdrücker oder deren Nachfolger und Nachkommen.

Vom deutschen Unterthanenthum völlig losgelöst und emanzipirt, war es nur zu beklagen, daß unsere Deutschen in amerikanischer freier Luft einem neuen (wenn auch abstrakten) Herrn und Herrscher sich unterwarfen, dem sie allzu unterwürfig dienten, einen neuen Götzen, den sie blind verehrten, nämlich: die Partei. Als wenn ein Deutscher immer noch nicht glücklich sein konnte, ohne einen „Herrn" über sich zu haben?

Franklin Pierce war der Kandidat der demokratischen, und General Winfield Scott der Bannerträger der Whig-Partei. Beide gute Leute, aber schlechte Musikanten. — Mittel-Gut, wie der Kaufmann sie tariren würde. Pierce, ein Advokat seines Berufs, aber nicht einmal ein sehr hervorragender, war eine unbekannte politische Größe, außer seinem Staate kaum bekannt und von keinem nationalen Rufe. In einem Lande des allgemeinen Stimmrechts und der Partei-Herrschaft können hervorragende Geister, Männer von muthiger Unabhängigkeit und Entschlossenheit, für die höchste Würde des Landes nicht nominirt, nicht erwählt

werden, es müßte denn ein politisch hochgebildetes Volk dort herrschen. Daß Pierce kein großer aber ein gefügiger Partei-Mann war, der keine rollenwidrige Seitensprünge befürchten ließ, das gerade machte ihn zu einem populären und „starken" Kandidaten, wie es jeden anderen seines Gleichen dazu gemacht haben würde. General Scott machte keinen Anspruch darauf, ein erfahrener Politiker oder Staatsmann zu sein. Enger noch wie die abgetragene Uniform, die er trug, war sein politischer Horizont. Nicht seinen politischen oder staatsmännischen Leistungen — seinen militärischen Lorbeeren, die er sich im Kriege gegen Meriko erworben, verdankte er seine Nomination. Die Auriole um das Haupt des „Siegers von Chapultepec" sollte die patriotischen Wähler elektrisiren. Die Whigführer wußten es, daß die demokratische Partei auf der Höhe ihrer Macht stand und daß sie in ihrer granitnen Geschlossenheit unüberwindlich sein würde, wenn es nicht gelänge, Proselyten zu machen und Ueberläufer aus dem demokratischen in das Whig-Lager zu gewinnen. Scott's militärische Popularität sollte dieses Kunststück fertig bringen.

Die Whigs hatten gute und tüchtige Führer und Rathgeber. Wie so viele amerikanische Politiker, litten sie oft an einer Oberflächlichkeit, die an Dummheit grenzte. Der philosophische und staatsmännische Geist fehlte ihnen meist. Sich selbst dünkelhaft überschätzend, unterschätzten sie die Menschen, auf welche sie agitatorisch einzuwirken hatten. In ihren Reden und Argumenten war es der äußere Schein, nicht das Wesen der Dinge, was sie beschäftigte; nicht überzeugen wollten sie, sondern Leidenschaften und Vorurtheile zu Gunsten ihrer Partei erregen. So bildeten die Wortführer der Whigs sich damals ein, daß die Deutschen und Irländer der demokratischen Partei blos wegen des demokratischen Namens, also aus purer Unwissenheit, anhingen, die geistigen und seelischen Vorgänge in diesen Klassen der Bevölkerung war für ihre nativistische Beschränktheit ein unbeschriebenes Blatt. Auf diese falsche Voraussetzung hin operirten sie, um die „Fremden" von der demokratischen Partei loszureißen und zum Whigthum zu bekehren. Mit dieser falschen Taktik traten sie in den Wahlkampf — und auf Grund derselben verleiteten sie General Scott, in Widerspruch mit der traditionellen Praxis, als Präsidentschafts-Candidat auf den „Stump" zu gehen, und dieser gute Mann sollte bald ausfinden, daß die „Fremden" nicht aus äußeren Ursachen, sondern aus Ueberzeugung und in gutem Glauben der Demokratie zugehörten.

Die Wahl-Campagne bot weder in den Platformen noch in den Personen der Kandidaten etwas dar, wofür sich die Masse des Volkes hätte begeistern mögen. Was sich aufflackernd kund gab, war einfache und künstlich aufgepäppelte Begeisterung. Viel Geschrei und wenig Wolle. Der Partei-Zelotismus und Partei-Furor führten das Wort. Im Schlechtmachen der einen Partei durch die andere wurde fast Unmenschliches geleistet. Hätte man nur die Hälfte der gegenseitig gemachten Anschuldigungen glauben wollen, so würde der ehrliche und friedliebende Mensch es hoch an der Zeit gehalten haben, seine Persönlichkeit schleunigst, und sei es selbst bei den Hottentotten, in Sicherheit zu bringen. — Glücklicherweise waren die Dinge nicht so schlimm und gefährlich, als die „Stump"-Redner sie dargestellt. Mit Ausdrücken wie „voting cattle", "Hunkern", "son of a bi-gamist.", "Copperheads", u. s. w., warf man nur so um sich, natürlich "with due respect to the constitution of the United States".

In Versammlungen ging es recht heiter und lebendig zu, wie sich dies bei einem souveränen Volke voraussetzen läßt. Oeffentliche Umzüge mit und ohne Uniform, Barbecues und Feuerwerke fanden wochenlang fast alltäglich statt; heute rückten die „Whigs", morgen die Demokraten aus; eine jede Seite mit Uebereifer bestrebt, es der anderen durch Massenhaftigkeit oder durch Entfaltung größeren Glanzes zuvor zu thun. Die Musiker, welche über kräftige Lungen und große Blaßinstrumente verfügten, hatten eine goldene Zeit

Eine Massenversammlung der Whigs, welche an Großartigkeit und Glanz alles bis jetzt Dagewesene in den Schatten stellen sollte, fand im Spätsommer des Jahres statt. General Scott sollte der Löwe des Tages sein und in eigener Person erscheinen, und sich persönlich seinen Mitbürgern vorstellen und eine Rede an sie halten. Es entsprach ein solches Vorgehen von Seiten eines Präsidentschafts-Candidaten den Partei-Gepflogenheiten nicht. Der gute Mann fügte sich aber, wenn auch ungern, den deßfallsigen Anordnungen seiner Berather.

Die Stadt war festlich beflaggt und geschmückt für diesen hohen Tag, und angefüllt mit Menschen, welche Patriotismus und Neugierde hergeführt. Auf hunderten von Wagen, mit Laubwerk bekränzt, zogen die Völker heran, Männlein und Weiblein. Festfreude leuchtete aus allen Gesichtern der sich drängenden Schaaren, und ein gegenseitiges Begrüßen und Händeschütteln fand statt, das dem Zuschauer verrieth, daß er es hier mit einem „Volk von Brüdern" zu thun habe. Es that der Brüderlichkeit keinen Eintrag, wenn hier und da im friedlichen Gedränge eine demokratische Faust auf einen vordringlichen Whigschädel etwas unzart niederfiel. Wie das Klappern zum Handwerk gehört, so erhöhen derartige handgreifliche Intermezzos den dramatischen Effekt politischer Festlichkeiten.

Vor dem Neu-England Hotel, am Fuße der Superior Straße, fand die Versammlung statt. Vom Balkon wurde der General, in schlichter Uniform, der vieltausendköpfig versammelten Volksmenge vorgestellt und von dieser mit frenetischem Jubel begrüßt.

Er kam und sah, — aber er siegte nicht. Er war kein Redner, noch weniger verstand er es, packende Gedanken in die zuhörende Menge zu schleudern; nur als er dazu kam, die ihm suggerirten Liebesworte an die Deutschen und Irländer zu richten, erhob sich seine matte Stimme fast bis zum Pathos. Er belobte die celtische Race, er bewunderte die germanische. In Merico fochten unter seinem Kommando die Irländer und Deutschen wie Helden des Alterthums, und in Amerika haben sie Sümpfe ausgetrocknet, Wälder ausgerottet und Städte erbaut,—so rief er aus. Rührende Lobsprüche, oft der läppischsten Art, strömten aus seiner Rede auf die beiden Nationalitäten, und als er dann, fast mit Rührung vom "rich Irish brogue" zu reden anfing, der ihn ergreife, und vom "sweet German Accent", der ihn entzücke, da wurde es dem vierschrötigen Mike Callaghan doch zu viel des "taffy", und um zu zeigen, daß die Irländer sich durch solche Lobhudeleien nicht fangen ließen, warf er seine Mütze in die Luft und schrie, so gut sein Primchen in dem Mundwinkel es erlaubte: "Three cheers for Franklin Pierce!" — Die Hipp-Hipps vom deutschen Hintergrunde sekundirten stürmisch, und allgemeine Confusion entstand. Die Bekehrung der „Fremden" war mißlungen.

Die Whig-Partei verlor die Wahlschlacht im November. Altersschwach und gebrechlich wie sie war, konnte sie sich von dieser Niederlage nicht wieder erholen. Sie siechte rasch dahin, und ehe vier Jahre später die nächste Wahlcampagne sich eröffnete, löste sie sich auf, um mit den sklaverei-feindlichen Elementen des Landes eine neue, die republikanische Partei, zu gründen. In diese neue Partei legte sie die Kukuks-Eier, die sie selbst, aus Impotenz, nicht auszubrüten vermocht hatte.

IX.

Der Frei-Männer-Verein.

Es ist mit dem Gefühle einer gewissen Scheu und Unbehaglichkeit, daß ich den Frei-Männer-Verein zum Gegenstand meiner heutigen Erinnerungs-Skizze gemacht habe, weil sich mir dabei Vergleiche mit der Jetztzeit aufdrängen, die nur geeignet sind, unliebsame Anwandlungen hervorzurufen. Jene Vereine bilden jedoch ein so wichtiges Moment in der deutsch-amerikanischen Sturm- und Drangperiode der fünfziger Jahre und einen so mächtigen Faktor der Entwicklungsgeschichte des Deutschthums, daß ihrer Existenz und Wirksamkeit gedacht werden muß, will man sich ein Bild über die deutschen Bestrebungen jener Zeit machen.

Der Cleveland Frei-Männerbund wurde Ende 1851 gegründet. Seine anfängliche Mitgliederzahl betrug nicht über fünfzig, die sich im Laufe der Jahre auf etwa zweihundert steigerte. Im Vergleiche zur damaligen deutschen Bevölkerung war dies ein stattlicher Verein, namentlich in Berücksichtigung der Thatsache, daß keines der Mitglieder es über die ersten Anfänge einer bescheidenen Existenz hinausgebracht hatte. Die Freiheit, die sie meinten und hier zu finden glaubten, fanden sie nicht. Puritanische Engherzigkeit, nativistische Beschränktheit und ein ungemüthliches soziales Leben starrte ihnen überall entgegen und der Mangel an heiteren Lebensgenüssen verleidete ihnen den Reiz des Daseins. Die politische Atmosphäre konnte sie auch nicht anmuthen, denn auf dem politischen Gebiete war der freiheitliche Geist durch Parteifesseln niedergehalten.

Menschen von weniger freiheitlicher Begeisterung würden im Gefühle ihrer Ohnmacht den vorgefundenen Verhältnissen sich gefügt und den Dingen ihren ruhigen Lauf gelassen haben, nicht so die Gründer obigen Vereins. Das sich Ducken und Bücken war ebensowenig ihre Sache als das Klagen und Verzagen; und so griffen sie muthig zu den Waffen der Agitation, um freiheitswürdigere und erträglichere Zustände anzubahnen. Es gehörte mehr als gewöhnlicher moralischer Muth dazu, daß eine handvoll strebsamer Männer, die weder über Einfluß noch materielle Mittel zu gebieten hatten, der amerikanischen Civilisation den Fehdehandschuh hin zu werfen wagten, umsomehr, als damals der amerikanische Dünkel jede Unzufriedenheit mit den „glorreichen" Zuständen der amerikanischen Gestade schon als eine Art Hochverrath ansah.

Und in der That war man von Seiten des Amerikanerthums, und selbst des früher eingewanderten Deutschthums, so empfindlich gegen jede Kritik des Bestehenden, daß man als ein „Infidel" oder „Revolutionär" gemieden wurde, wenn man in religiösen oder politischen Dingen nicht in den herrschenden Ton einstimmte, und nicht unbedingt zugeben wollte, daß Amerika "the freest Country on the Globe" sei. Skeptizismus ist nun aber die Vorbedin-

gung zur Ueberwindung religiösen oder politischen Aberglaubens — und die Gründer und Mitglieder des Frei-Männerbunds waren nicht blos Skeptiker, sondern auch wirkliche Ungläubige in dem Sinne, daß sie ihren gesunden Menschenverstand nicht wollten durch religiöse oder politische Dogmas gefangen nehmen lassen.

Die Aufgabe, welche der Verein sich stellte, und seinem Wirken zu Grunde legte, war: Bekämpfung religiöser, politischer und sozialer Vorurtheile mittelst Belehrung und Aufklärung; und der Zweck seines Strebens war demnach weit genug gesteckt, um für Jahrhunderte vollständig auszureichen. Auf dieser Platform war Platz genug für alle radikalen und reformatorischen Elemente, und wenn es auch keine sehr große Anzahl war, welche darauf Platz nahm, so war es doch eine energische und willensstarke Gesellschaft gleichgesinnter Männer, welche sich fest zusammengeschaart, und den Zwecken des Vereines dienstbar gemacht hatte.

Um seine Propaganda wirksamer und weitreichender zu machen, beschränkte sich der Verein nicht nur auf Vorlesungen, Vorträge und Diskussionen, sondern gründete auch eine Turnsektion, eine dramatische Abtheilung und eine deutsch-englische Schule.

Durch diese Unterabtheilungen wurde die praktische Wirksamkeit des Vereins erweitert und vertieft, das Interesse der Mitglieder gesteigert und ihm die Sympathie vieler solcher zugewendet, die im Uebrigen seinen Zwecken fernstanden; denn auch Kinder von Nichtmitgliedern hatten Zutritt zur Schule.

Man ersieht hieraus, mit welchem Ernste und welcher Umsicht man zum Behufe der Förderung des Vereinszweckes zu Werke ging. Durch die Schule sollte deutsche Anschauungsweise und deutsche Sprache gelehrt und gepflegt, durch die dramatische Abtheilung der Geschmack geläutert und durch die Turn-Uebungen die körperliche Entwicklung gefördert werden — als Vorbedingung zur Erziehung und Heranbildung freier Menschen.

Als ein Beweis, was ernster Wille vermag, dient die Thatsache, daß schon nach kurzer Zeit seines Bestehens der Verein, trotz der Mittellosigkeit seiner Mitglieder, sich eine eigene Halle in St. Clair Straße, von bescheidenen Dimensionen, erbauen konnte, worin außer den Vereins-Versammlungen, auch die Schule abgehalten wurde und ein Turnplatz eingerichtet war.

Der Verein hielt an zwei Abenden wöchentlich seine regelmäßigen Sitzungen, und Diejenigen, welche sich derselben noch erinnern, werden beim Lesen dieser Zeilen sich des Gefühls der Wehmuth über die Vergänglichkeit der Dinge nicht entschlagen können.

Ich sehe sie noch vor mir, die freundlichen Gestalten, wie sie mit jugendlichem Eifer und männlichem Ernste die Debatten führten oder den Vorträgen lauschten. Unbekümmert um persönliche Vortheile oder persönliche Interessen, war dieser Abend nur dem Dienste der Allgemeinheit gewidmet; und wie sehr auch die Ansichten einzelner Mitglieder hinsichtlich der anzuwendenden Mittel und einzuschlagenden Wege auseinander gehen mochten, in dem einen Punkte trafen sie alle zusammen: daß die freiheitliche und humane Entwicklung des Volkes eine ununterbrochene Wachsamkeit und agitatorische Thätigkeit erheische.

Die Mitglieder des Vereins widmeten sich fast jeden Abend des Jahres auf eine oder die andere Weise ihren Vereinspflichten, und erfüllten diese selbstauferlegte Pflicht mit einer solch gewissenhaften Pünktlichkeit, wie sie heute kaum von solchen erfüllt wird, die dafür vom Volke theuer genug bezahlt werden.

Von der richtigen Voraussetzung ausgehend, daß selbst die fähigsten und geistreichsten Vorlesungen und Diskussionen ernster Themata nicht im Stande sind, die Mitglieder eines solchen Vereins auf längere Zeit zu fesseln und zusammen zu halten, hatte der Verein bestimmt, daß von Zeit zu Zeit eine öffentliche Festlichkeit stattzufinden habe, sowohl um hierdurch den Mitgliedern Gelegenheit zu einer heiteren Unterhaltung zu gewähren, wie auch, um das Publikum mit dem Streben des Vereins zu befreunden und es an höhere Ansprüche bei Vergnügungen zu gewöhnen.

Am vierten Juli — an Robert Blums Todestag und an Thomas Paine's Geburtstag — wurden diese Festlichkeiten abgehalten.

Die vierte Juli-Prozessionen, wie sie amerikanischerseits alljährlich in mechanischer und geistloser Weise sich abspielen, waren der welthistorischen Bedeutung jenes Tages so unwürdig, daß man sich gern davon abwendete und bei jenen Festen, wie sie in entsprechender ästhetischer Weise vom Frei-Männerbunde in nahegelegenen Wäldchen veranstaltet wurden, zusammen fand und der heitersten patriotischen Stimmung hingab.

Robert Blums Todestag und Thomas Paine's Geburtstag wurden durch Banquette gefeiert, die mit Tanzvergnügen abschlossen. Es zählten diese Festlichkeiten, welche sich einer großen Betheiligung erfreuten, zu den würdigsten und besten Unterhaltungen jener Zeit, die an Inhalt und Form heute noch als Muster gelten dürften.

Diese Festlichkeiten, abgesehen davon, daß sie den höchsten Ansprüchen heiterer Unterhaltung genügten, waren bei den damals herrschenden Vorurtheilen des amerikanischen Puritanerthums gegen heitere Lebensgenüsse als eine kulturhistorische That und als eine Demonstration gegen jene Ascetik, die heute noch zu überwinden ist, zu betrachten. Der veredelnde und nachhaltige Einfluß, welcher die Einführung würdiger Festlichkeiten und Vergnügungen auf das sociale Leben äußerte, kann nicht hoch genug angeschlagen werden; denn es wurden dadurch die trivialen und rohen Vergnügungen, wie sie das düstre Entsagungssystem erzeugte und erzeugen mußte, immer mehr zurückgedrängt, um Besserem Platz zu machen. Es war dies einer der ersten praktischen Erfolge des deutschen Strebens zur Geltendmachung einer heiteren Lebensanschauung.

Aber auch auf dem politischen Gebiete hatte der Verein bedeutende Fortschritte erzielt, weniger durch das Gewicht seiner Stimmen als durch seine Unabhängigkeit von den bestehenden Parteien und durch seinen moralischen Einfluß. Obgleich die Mitglieder des Vereins mit keinen erstarrten politischen Parteien identifizirt waren, nahmen sie doch den regsten Antheil an allen politischen Vorgängen, und waren bestrebt, durch Diskussionen und Erörterungen ein richtiges Verständniß der obschwebenden Tagesfragen zu gewinnen, und wenn es dann zu Wahlen kam, so wurde nicht blind und gedankenlos dieser oder jener Partei gefolgt, sondern jene Kandidaten der Unterstützung empfohlen, welche den Grundsätzen und Absichten des Vereins am nächsten standen und durch ihren Charakter und ihre Fähigkeit hervorragten. Diese unabhängige Stellung, frei und unbeeinflußt von selbstsüchtigen Motiven, hatte dem Verein eine Bedeutung gegeben, die weit über seine numerische Stärke hinausging. Kandidaten, welche die Unterstützung des Vereins fanden, wußten diese nicht hoch genug anzuschlagen, und bei den Nominationen wurde auf die Stimmen und Ansichten der Vereinsmitglieder großes Gewicht gelegt. Im späteren Kampfe gegen den Nativismus und Knownothingismus und gegen die Sklaverei stand der Verein im vordersten Treffen, und sein Ausharren in jenen wichtigen Kämpfen hat viel zum schließlichen siegreichen Erfolge beigetragen.

Trotz aller Widerwärtigkeiten und gehässigen Verfolgungen, mit welchen der Verein fortgesetzt zu kämpfen hatte, wurde von ihm an dem Prinzip der menschlichen Gleichheit unbeirrt festgehalten. — Keine Neigungen zur Exclusivität durften sich geltend machen, das System geheimer Organisationen für öffentliche Zwecke war von ihm als unrepublikanisch verfehmt; seine Sitzungen und Verhandlungen waren öffentlich und zu seinen Festlichkeiten war Jedermann die Betheiligung gestattet. — Alle Klassen-Gelüste wurden niedergehalten; nicht auf Vermögen, oder Lebensstellung, sondern auf Gesinnung und Charakter wurde das Gewicht gelegt. Die Zustimmung zu den Vereins-Tendenzen war das einzige Erforderniß, um Mitglied zu werden; weder offene noch geheime Abstimmungen gingen der Aufnahme von Mitgliedern voraus.

Der Grund, daß die damaligen Festlichkeiten und heiteren Unterhaltungen trotz ihres allgemeinen Charakters einen so anständigen und würdigen Verlauf hatten, mag wohl darin gesucht werden, daß immer eine freiheitliche oder patriotische Idee damit verknüpft war, welche den Unterhaltungen eine prinzipielle Unterlage verlieh nnd einen weihevollen Inhalt einhauchte, der bei aller Lust und Freude doch gegen Ausschreitungen schützte.

Gute Theatervorstellungen als vorzügliche Bildungsmittel betrachtend, suchte der Verein auch in dieser Beziehung nach besten Kräften zu wirken, und da er keine Mittel besaß, professionelle Künstler zu bezahlen und Cleveland keine Kunst-Mäcene hatte, so mußte zum Kunst-Dilettantismus Zuflucht genommen werden. Und an solchen Mitgliedern, die geneigt waren, der dramatischen Kunst durch Liebhaberleistungen ein Opfer zu bringen, fehlte es dem Verein glücklicherweise nicht. Die Theatersection, mit Zuziehung opfermüthiger Dilettantinnen, leistete auf der Bühne so Bedeutendes, daß sie selbst vor Aufführung der Schiller'schen Räuber nicht zurückschreckte. Ihre Leistungen sind selbst bis heute noch nachwirkend und verdienen eine eingehendere Besprechung in einer späteren Erinnerungs-Skizze. — Nur der Thatsache mag heute gedacht werden, daß vor drei Jahrzehnten das deutsche Theater, trotz seiner primitiven Leistungen, mehr Anerkennung und Unterstützung fand, als es in unsern heutigen Tagen findet.

Selbstverständlich erkannte ein Verein von solch universellem Streben den Werth litterarischer Sympathie und Beihilfe; und zur Ermuthigung und Förderung solcher fortschrittlichen Litteratur haben die Vereinsmitglieder manche ihrer Sparpfennige auf dem Altare Guttenbergs geopfert. —

Aber größere Opfer verlangte der Kampf für die Erhaltung der Union. Aus diesem blutigen Ringen sind viele der patriotischen und freiheitsbegeisterten Genossen nicht mehr zurückgekehrt; sie hatten ihre Ueberzeugungen mit dem Leben bezahlt und durch den Tod besiegelt. — Mit dem Sezessionskriege endigte die Thätigkeit des Vereins. Andere Interessen, die Rekonstruktion der zerrütteten Landesverhältnisse, traten in den Vordergrund, ohne jedoch die tiefen Furchen der Kultur zu verwischen, welche das wirksame Streben des Vereins gezogen hatte. Schade nur, daß diese Spuren nach dem Kriege nicht weiter verfolgt wurden; es würde dann vielleicht den liberalen Deutschen unter andern auch erspart geblieben sein, sich *fort und fort* gegen nativistische und muckerische Uebergriffe wehren zu müssen.

Ohne stetiges und organisirtes Zusammenwirken ihrer fortschrittlichen Elemente *kann keine Nationalität* im fremden Lande ihr eigenes Wesen auf die Dauer behaupten, oder ihre kulturellen Vorzüge feindlichen Vorurtheilen gegenüber zur permanenten Geltung bringen.

X.

"Maine Liquor-Law."

Nichts hat von jeher mehr dazu beigetragen, den Deutschen das amerikanische Pionierleben zu verleiden, als die Oede des gesellschaftlichen Lebens und die fortwährenden Anstrengungen des Muckerthums — die Befriedigung heitern Lebensgenusses unmöglich zu machen.

So lange die Deutschen eine kleine Minderheit der Bevölkerung bildeten, mußten sie sich, so gut es ging, mit den freiheitlichen Beschränkungen abfinden, welche puritanischer Fanatismus auferlegt hatte.

Sobald aber durch die starke deutsche Einwanderung in den Jahren nach Achtundvierzig das Deutschthum zu einer kleinen Macht herangewachsen war, begann auch der aktive Widerstand gegen die bestehenden Sonntags- und Temperenz-Zwangsgesetze. Es erforderte aufreibende Geistesthätigkeit, moralischen Muth, Opferwilligkeit und Selbstüberwindung. Dieselben Argumente mußte man alltäglich wiederkäuen, ohne Hoffnung, daß sie was nützen würden. Man hatte sich politisch, gesellschaftlich und geschäftlich mit der tonangebenden Menschenklasse zu verfeinden und sein Vorwärtskommen zu erschweren. Von anderen Nationalitäten waren die deutschen Bürger in ihrer Agitation nicht hinreichend unterstützt, während das treibende Muckerthum die mächtige Bundesgenossenschaft der puritanischen Klerisei geschlossen und die werkthätige Zustimmung „Christlicher Frauen" hinter sich hatte. Es war umsonst, darauf hinzuweisen, daß dem Uebel der Unmäßigkeit durch staatliche Gesetze nicht gesteuert werden könne, am allerwenigsten durch solche Gesetze, welche rücksichtslos und mit grotesker Willkür über die gewährleisteten Rechte persönlicher Freiheit hinwegschreiten. Es nützte auch zu nichts, dem Fanatismus begreiflich zu machen, daß durch derartige Zwangsgesetze die Politik und das Parteiwesen demoralisirt und die allgemeinen Interessen zurückgedrängt und auf das Tiefste geschädigt würden. In der That hat das ewige Einschieben und Vorschieben der Temperenz- und Sonntagsfrage in die Politik, statt moralisirend nur demoralisirende Wirkung gehabt und zur Korrumpirung des öffentlichen Lebens mehr beigetragen, als irgend eine andere verkehrte oder schlechte Maßregel.

Die Temperenz-Manie grassirte in diesem Jahre ganz besonders stark. Was Bethlehem für die Christen, Jerusalem für die Juden und Mekka für die Moslems — das war Maine für die Temperenz-Gläubigen, deren Blicke mit frommer Andacht dahin gerichtet waren, wo das Maine-Liquorgesetz geboren wurde. Unsern Staat Ohio mit einem ähnlichen Gesetze zu beglücken, das war das Ziel, nach welchem die puritanische Verschrobenheit mit dem Aufgebot aller Energie zustrebte. Himmel und Erde wurden in Bewegung gesetzt, um durch Einführung des wahnwitzigsten aller Gesetze das Heil der sündigen und trunkbeflissenen Menschheit zu retten. —

So stark war diese Bewegung unter dem Amerikanerthum — daß die Whigs und Freesoiler in ihren Beschlüssen sich offen für die Einführung des Maine-Liquorgesetzes aussprachen, und die demokratische Partei in der demokratischen Platform die Frage ignorirte. —

Kurz nach den Nominationen der drei Parteien wurde eine deutsche Massenversammlung berufen, um über die von den freisinnigen deutschen Bürgern zur Wahl einzunehmende Stellung zu berathen. Der Wasserfanatismus hatte eine Tiefe erreicht, daß man sich nach einer Arche umzusehen hatte, wollte man gegen das Ertrinken Vorkehrung treffen. Die Versamm-

lung fand am 27. September in Weidenkopf's Halle an Senecastraße statt, und nach längerer Diskussion wurde beschlossen, keinen Kandidaten zu unterstützen, der sich nicht offen gegen das „Maine-Liquorgesetz" erkläre. Energische Beschlüsse gegen die Bestrebungen fanatischen Unverstands wurden gefaßt, und ein Committee ernannt, um die Erklärung der Candidaten einzuholen. Da die Candidaten der Whigs und Freesoiler die offizielle Wassertaufe erhalten hatten und auf die „Maine-Liquorlaw" Platform gestellt waren, so konnte es sich nur darum handeln, von den demokratischen Candidaten die betreffende Erklärung zu fordern. Es waren dies die Herren Harvey Rice, D. B. Rhodes und Robert Mix.

Bei einer späteren Versammlung erstattete das ernannte Committee seinen Bericht ab über das Resultat seiner Ausforschungen. Die schriftliche Erklärung der Herren Rice und Rhodes wurde verlesen und als befriedigend acceptirt; Herr Mix, der sich zu einer Erklärung nicht herbeigelassen, wurde als der Wassersimpelei im höchsten Grade verdächtig, vom Legislatur-Ticket gestrichen und Herr J. B. Wigmann an seine Stelle gesetzt, der diese Nomination auch annahm, ohne große Hoffnung, erwählt zu werden.

Bei dieser revolutionären Auflehnung der Deutschen gegen das Caucus- und Conventionswesen und *gegen die reguläre* Parteinomination gingen Graue und Grüne, Alte und Junge, einmüthig zusammen; man war entschlossen, sich das Maine-Liquor-Gesetz vom Halse zu halten, selbst auf die Gefahr hin, seine eigene Partei geschlagen zu sehen.

Trotzdem die damaligen Deutschen fast sämmtlich der demokratischen Partei mit großer Zähigkeit und aus voller Ueberzeugung angehörten, waren sie doch nicht gewillt, ihre Partei-Abhängigkeit so weit zu treiben, um einem Temperenzfanatiker ihre Stimme zu geben. Es war schlimm genug, daß sie jahraus und jahrein, ohne es wehren zu können, sich durch die Temperenz-Anmaßungen und Kaltwasser-Zudringlichkeiten mußten verärgern lassen, aber noch gar *für die Gegner* seiner Lebensanschauung zu stimmen, und diesen die Waffen zur Unterdrückung in die Hand zu geben, — das ging ihnen doch über den einfachsten Menschenverstand.

Die Bestürzung der Parteileute über das unabhängige Gebahren der Deutschen wurde noch durch die außergewöhnliche Aktivität gesteigert, mit welcher die „Bolters" den Wahlkampf führten. Es war ein ganz neues Leben in die politische Bude und in die alte Partei-Tretmühle gekommen. Eine deutsche Massenversammlung folgte der andern, und Reden wurden dabei gehalten, wie sie die Ohren der Parteiklepper nie zuvor gehört hatten. Die Furcht vor einer Sündfluth, im Falle eines Sieges der Wasserapostel, hatte selbst die nüchternsten Philister aufgeschreckt und zur Abwehr angeeifert.

Der unabhängige Candidat Wigmann konnte allerdings nicht erwählt werden, erhielt aber nahe an elfhundert Stimmen welche zu jener Zeit zwei Drittel des deutschen Votums in diesem County ausmachten, und woraus hervorgeht, daß die Gegner der Temperenz-Bewegung ihrer Sache auch bei Abgabe ihres Votums treu blieben und sich nicht zu guter letzt in das Bockshorn der Parteigänger jagen ließen.

Dieser Wahlkampf von 1853 hatte noch die wichtigere Bedeutung, daß im Verlaufe desselben von Seiten der Deutschen zum erstenmale ein Anlauf genommen wurde, das ganze Caucus- und Conventions-System zu be-

kämpfen, und daß die demokratische Partei in Zukunft sich hütete, Kandidaten aufzustellen, welche in der Temperenzfrage nicht waschecht waren.

Die einzige Propaganda gegen das aufdringliche Mucker-Gebahren, die sich periodisch als wirksam erwies und welche allein auch in Zukunft sich als wirksam erweisen wird, bestand darin: daß man jener politischen Partei Opposition machte und Niederlagen bereitete, welche derartigen Bestrebungen Vorschub leistete. Das liberale Element, in seiner Geschlossenheit und agitatorischen Wirksamkeit, hatte diese Taktik angewendet und das Gemeinwesen vor mancher unliebsamen Bescheerung bewahrt.

XI.

Erster Wahl-Vorstoss der "Gruenen."

In 1854 hatte bereits eine beträchtliche Anzahl Weltverbesserer das Bürgerrecht erlangt, und jetzt versuchten sie ihre politischen Ansichten auch in der Praxis geltend zu machen und ihren Einfluß und ihre Stärke zu erproben.

Obgleich die politischen Parteien anfingen zu begreifen, daß das deutsche Element zu einer kleinen Macht herangewachsen sei, so war man doch noch weit davon entfernt, es politisch für ebenbürtig zu betrachten; mit einigem Händeschütteln vor den Wahlen und einigen plumpen Schmeicheleien über die deutsche "honesty" — glaubte man den deutschen Ansprüchen volle Genüge gethan zu haben.

Es waren vorher schon von Seiten der Demokraten manche Deutschen zu kleineren Amtsstellen erwählt worden, allein die jüngere Emigration war damit nicht zufrieden; es war ihr weniger darum zu thun, Diesem oder Jenem ein kleines Aemtchen, als um ihren Gesinnungen praktischen Einfluß auf das öffentliche Leben zu verschaffen. Dazu bot sich dann bei der Frühjahrswahl die erste passende Gelegenheit, die auch sofort beim Schopfe genommen wurde.

F. A. Brand, der schon längere Zeit vor '48 in Cleveland wohnte und der englischen Sprache vollständig mächtig war, wurde auserkoren, unser Kandidat und Opferlamm zu sein.

Er war ein junger Mann von guten Anlagen und guter Bildung, von gefälligem Aeußern und anständigen Manieren; er litt aber an zu großer Schüchternheit und deutscher Bescheidenheit, welche Tugend bei einem amerikanischen Politiker und Amts-Aspiranten bekanntlich mehr schädlich als nützlich ist; bei diesen heißt es:

> Bescheidenheit ist eine Zier,
> Doch kommt man weiter ohne „ihr".

Brand wehrte sich selbstverständlich mit Händen und Füßen gegen die ihm zugedachte hohe Ehre; doch war er viel zu patriotisch, um nicht endlich dem Zureden seiner Freunde und Gesinnungsgenossen nachzugeben und eine Stadtraths-Kandidatur anzunehmen. In einem Zimmer bei Halenz an der Erie Straße wurde diese neumodische Nomination verübt. Dort hatten sich zwei Dutzend der Leiter des deutschen Reform-Elements ganz gemüthlich zusammengefunden und nach mehreren Erfrischungen und patriotischen Reden wurde Freund Brand unter großem Jubel zum ersten Amte seines Lebens einstimmig nominirt. Er wurde jedesmal ganz schamroth, wenn im Laufe

der Verhandlungen seine munizipalen und staatsmännischen Fähigkeiten hervorgehoben wurden, und zu abwehrenden Bemerkungen ließ man ihn gar nicht kommen, wie oft er es auch versuchen mochte; man hielt seinen Widerstand einfach für eine Folge seiner zu großen deutschen Bescheidenheit.

Freund Brand wohnte damals in der vierten Ward, die beinahe zur Hälfte deutsch war, und diese Ward sollte er im Stadtrath vertreten. —

Das Originellste bei der Sache war, daß das junge Deutschland über äußerst wenige Stimmen zu verfügen hatte, nach keiner der bestehenden Parteien fragte, mit souveräner Verachtung die politischen Kaukuse und Primärwahlen verschmähte, sich auf Nichts verlassend als auf die Tüchtigkeit und Popularität ihres Kandidaten und auf die Gerechtigkeit ihrer Sache. Die Versammlung bei Halenz war die u r eigendste U r-Versammlung, die je in Amerika gehalten wurde; die vollste Souverenität jedes Einzelnen kam zur Geltung, und um das Resultat der Wahl ließ man sich keine graue Haare wachsen, wenn nur das Prinzip gewahrt wurde.

John W. Cary war der regelmäßig nominirte Gegen-Candidat Brands, und es war vergnüglich zu beobachten, welch' großen Respekt derselbe vor unserm Candidaten hatte, obgleich dieser wider alle Sitte und Regel von einem kleinen Häuflein Deutsch-Reformer nominirt wurde.

Von den vierundzwanzig Urwählern, welche Brand nominirten, wohnten blos sieben in der vierten Ward, und d i e sieben Stimmen dieser waren bei einer Gesammtzahl von fünfhundert die einzigen, auf die wir mit Sicherheit rechnen konnten, was uns aber nicht abhielt, hoffnungsvoll zu sein, zumal Herrn Cary's Angst vor unserem Candidaten sich von Stunde zu Stunde der Art steigerte, daß er Tage und Nächte nicht von den Beinen kam, um seine "German friends" zu seiner Hülfe anzurufen.

Der Wahlkampf, den wir führten, war in seiner Art ganz ideal. Gelder hatten weder Brand noch seine Nominations-Freunde; sie waren deßhalb der Versuchung nicht ausgesetzt, illegitimen Gebrauch davon zu machen; Fabrikanten waren sie auch nicht, konnten deßhalb auch keine Arbeiter einschüchtern und durch Protectiv-Tarif-Gespenster gruselig machen. Sie hatten auch keine Flaggen, keine Oellampen, keine Fackeln und keine Uniformen zu vergeben, nur Musik hatten sie, die stille Musik in ihren Seelen.

Was sie aber besaßen, in vollem Maße, das war ihre deutsche Naivität und ihr energischer Wille, Reden wurden gehalten an allen Ecken und Enden der Ward, so ernst und so feierlich, als handle es sich um das Wohl des Präsidenten der Republik. Die Agitation für unseren Candidaten Brand war eine ebenso begeisterte als naive.

Es war am Vorabende der Wahl, als bei Halenz die letzte Versammlung abgehalten wurde. Das Volk strömte von allen Seiten zu, und über fünfzig Menschen waren anwesend. Herrn Cary hatte die Angst auch hergetrieben, und als das Reden losging, wobei seines Namens oft erwähnt wurde, so fiel ihm das Herz vollständig in die Schuhe und in Verzweiflung legte er eine Zehn-Dollar-Bill auf den Counter "to treat the boys"; dam t hatte er aber erst recht dem Faß den Boden ausgestoßen, denn sobald dieses ruchbar wurde, entlud sich bei den Sprechern eine solche Entrüstung, daß Herr Cary es für gerathen fand, sich seitwärts in die Büsche zu schlagen.

Der Wahltag kam und so der Abend. Von 350 abgegebenen Stimmen erhielt unser Brand achtzig, er blieb also „ungewählt", würde aber über seinen Gegenkandidaten gesiegt haben, wenn er etwas mehr als noch einmal soviele Stimmen erhalten hätte. Es war also blos nur der Mangel an Stimmen, der ihn schlug.

Eine unschätzbare Genugthuung schöpften wir aus dem Wahlresultate. Wenigstens 70 deutsch-demokratische Wähler hatten sich von ihrer Partei, zum ersten Male in ihrem Leben, losgebröckelt; das war mehr als wir bei dieser Plänkelei zu hoffen gewagt. Der Gewinn war groß, anspornend und ermuthigend.

Was unsern geschlagenen Stadtvater in spe betrifft, so muß ihm nachgesagt werden, daß er seinen Stimmen-Mangel mit philosophischer Resignation hinnahm, ja es will mich bedünken, als hätte er sich mehr über seine Niederlage als Carry über seine Erwählung gefreut.

Wenige Jahre später wurde Brand, in Folge der politischen Prominenz, die ihm seine Candidatur verschaffte, zum Friedensrichter erwählt — welche verantwortliche Stellung er viele Jahre ehrenhaft, fähig und gewissenhaft bekleidete. —

Dieser erste Anlauf gegen die regulären Parteien schreckte die Maschinen-Politiker auf. Etwas ganz Ungewöhntes war geschehen. Presse und Parteiführer schleuderten ihr Anathema gegen das revolutionäre Beginnen der 48er Schnurrbärte, die sich erfrechten, mit den vorgefundenen Zuständen unzufrieden sein zu wollen. Durch die Heul-Melodien, die darob angeschlagen wurden, klang verstohlen schon das Motiv hindurch: "Americans must rule America". Die Herrschaften ahnten nicht, daß das, was geschah, nur ein kleiner Anfang gewesen, und ihnen größere Ueberraschungen und Entrüstungsgelegenheiten vorbehalten waren.

XII.

Die Ræuber.

Als vor hundert Jahren die „Schiller'schen Räuber" zum ersten Male auf dem Mannheimer Theater aufgeführt wurden, soll die Wirkung auf die Zuhörer so mächtig gewesen sein, daß sie sich vor Wonne, Rührung und Entzücken gegenseitig in der aufgeregtesten Weise umarmten und sich der exaltirtesten Begeisterung nicht erwehren konnten.

Iffland hat damals gewiß nicht geahnt, daß siebenzig Jahre später das dramatische Meisterstück der Schiller'schen Jugend an den Ufern des Erie-Sees über die Bühne gehen und ähnliche Triumphe feiern werde.

Wie viel auch die strenge Kritik an dem dramatischen oder poetischen Werthe des Stückes auszusetzen gehabt haben mag, und wie erschrocken auch das eingeschrumpfte deutsche Zopf- und Philisterthum über den kühnen Gedankenflug eines deutschen Jünglings damals zetern mochte — eins ist dennoch sicher, daß nie vor- oder nachher ein Bühnenstück gedichtet wurde, das so sturmesschnell wie die „Räuber" die herzlichste Sympathie des deutschen Volkes und hauptsächlich der deutschen Jugend sich eroberte. Dieses erste Produkt schon machte Schiller zum Lieblingsdichter der Deutschen, der er bis heute geblieben ist.

Kein Wunder deßhalb, daß auch hier in Cleveland die Ankündigung der „Räuber" in allen deutschen Kreisen die lebhafteste Sensation hervorrief. Jeder wußte, daß die Aufführung derselben unter den damaligen Verhältnissen als ein Ereigniß von kunsthistorischer Bedeutung zu betrachten sei.

Durch die Berichterstattung darüber suche ich ebenso der Geschichte der

damaligen deutschen Bestrebungen ein neues Blatt zuzufügen, wie auch eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen gegen Jene, die damals mit Muth, Ausdauer und Geschick das Räuber-Unternehmen planten und zur Ausführung brachten; ihrer zu gedenken, verlangt schon die einfache historische Gerechtigkeit.

Der heutige Leser, der gewöhnt ist, die Schauspielkunst nur durch professionelle Schauspieler vertreten zu sehen, wird erstaunen, wenn ich ihm sage, daß unsere „Räuber"-Gesellschaft von 1852 aus lauter Dilettanten bestand, das heißt aus ,,Gefälligkeits-Künstlern," die sich des innern Dranges wohl bewußt waren und sich in der praktischen Ausübung der Schauspielkunst nie vorher versucht hatten, ausgenommen als Mitspieler auf dem großen Theater, das man Welt nennt.

Der amerikanische Kunstgeschmack jener Zeit war allerdings noch nicht über die Minstrels und die Kunst-Reiterei hinausgekommen, woraus aber nicht geschlossen werden darf, daß es an solchen Komödianten gefehlt habe, denen das Komödienspielen zur zweiten Natur geworden, ohne es je professionell betrieben zu haben. Auf der gesellschaftlichen wie politischen Arena, in den Gerichtssälen, wie selbst auf den Kanzeln — konnte man auch damals, bei aller Natureinfachheit des damaligen Geschlechts, recht tüchtige Leistungen auf dem Gebiete der Schauspielerei und des Komödiantenthums beobachten; und die Furcht vor der Konkurrenz mag auch der Grund gewesen sein, daß man die Fach-Theater und die professionelle Schauspielerei als sündhaft bezeichnete und nicht aufkommen lassen wollte.

Aber gerade das Bestehen dieses theatralischen Vorurtheils war für das junge Deutschthum schon Grund genug, mit elementarer Gewalt dagegen anzukämpfen, und wie ernst dies gemeint war, bezeugt der Umstand, daß man sofort mit so schwerem Geschütze, wie die ,,Räuber", den dramatischen Feldzug eröffnete.

Das Deutscherseits ein anti-theatralisches Bedenken nicht existirte, braucht kaum erwähnt zu werden; aber selbst, wenn ein solches in einzelnen Köpfen bestanden hätte, würde es, einem solch deutsch-populären Stücke wie den ,,Räubern" gegenüber, zum Schweigen gekommen sein, zumal Alt und Jung mit dem herrlichen Stücke, oder wenigstens den interessantesten Charakteren desselben, vertraut waren. Ganz gewiß gab es wenig erwachsene Deutsche, die nicht vom Franz oder Karl Moor, vom Schweizer, Roller, Schufterle oder Spiegelberg einmal etwas gesehen, gehört oder gelesen hätten.

So kühn der Griff auch war, mit Dilettanten die ,,Räuber" aufführen zu wollen, und so groß das Wagniß auch schien, in dem Punkte hatten sich die Unternehmer nicht verrechnet, daß das Stück auch hier die alte Zugkraft bewähren werde, welche es von jeher im alten Vaterlande ausgeübt; die Melodeon-Halle, wo es aufgeführt wurde, war von Zuschauern überfüllt; kein Apfel konnte zur Erde fallen; bei keiner vorherigen Gelegenheit hatte sich das hiesige Deutschthum so zahlreich und erwartungsvoll eingefunden, als bei dieser Theater-Vorstellung, welche quasi als eine dramatisch-patriotische Demonstration aufgefaßt wurde.

Der Philantrop und Kunst-Enthusiast Ed. Stieger, von dem ich früher schon in ,,Leier und Schwert" erzählte, war der Leiter des Unternehmens; er war Intendant, Regisseur und Inspizient; allein sein unbestrittenes Talent in diesen Fächern würde zur Ausführung des Unternehmens doch nicht hingereicht haben, wenn er nicht damit auch die angenehme Eigenschaft eines Kunst-Mäcen und Zahlmeisters verbunden hätte. Er hatte für die Ausstaffirung der Szenerien und der Bühne wie auch für die Garderobe der darstellenden Künstler zu sorgen, und zwar aus seinem eigenen Sacke, weil die mitspielenden

Dilettanten, wie alle Kunstgenies, an permanentem Geldmangel laborirten und mit dem besten Willen ihrem Intendanten mit materieller Hülfe nicht beizuspringen vermochten. Mit dem "non possumus" der Dilettanten würde Herr Stieger sich auch zurecht gefunden und er sich gutmüthig in die unvermeidlichen Ausgaben gefügt haben, wären nicht noch Inzidentien dazu gekommen, an die ursprünglich gar nicht gedacht wurde. Jene Dilettanten, welche die Rollen der Räuber zu spielen übernommen, einschließlich des Kapuziners und Pastor Moser, ähnelten nämlich den Jüngern der dramatischen Kunst auch darin, daß sie außer dem Geldmangel auch beständigen Ueberfluß an Durst hatten. Diese Aehnlichkeit war für Stieger eine um so kostspieligere, als bei jeder Probe der Durst zum Durchbruch kam und durch geistige Mittel gelöscht werden mußte. Wenn bei den Proben manchmal versucht wurde, aus Sparsamkeitsrücksichten den Durst zu ignoriren, so erwies sich dieser Versuch doch als vergeblich, denn beim zweiten Akte schon schienen die Zungen der Probirenden an dem Gaumen angeklebt zu sein.

Was Stieger jedoch am meisten verdroß, war, daß gerade die Durstigsten ihre Rollen immer am schlechtesten memorirt hatten; wobei er jedoch übersehen zu haben schien, daß die Genies es nicht nöthig haben, zu memoriren und auswendig zu lernen.

Es war ein Glück, daß Stiegers Geduld unerschöpflich war, und daß er vor keiner Zeit und Arbeit zurückschrak, wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte.

Die Proben wurden in Miller's Block abgehalten, in der Schneider-Werkstätte von Schütte und Lorenz, und wegen Mangels an Gasbeleuchtung, behalf man sich dabei mit Talglichtern, deren Schein trübselig genug war, um den Räubergelagen und Waldscenen ein Gepräge erschreckender Wahrheit zu verleihen. Die Pappendeckel-Stulpstiefel und Handschuhe für das Räuberpersonal, sowie die Garderobe und sonstigen „Requisiten" wurden in jener Künstlerwerkstätte zurecht fabrizirt und zusammengeflickt. Die Hirschfänger, Degen, Pistolen und Karabiner wurden zusammengeborgt und würden ein Waffenmuseum geziert haben, so antik und seltsam waren sie. Endlich, nach vielen Arbeiten und Schmerzen, kam der Abend der Vorstellung.

Herr Nothnagel, Redakteur der Cleveland „Germania", spielte die Rolle des Karl Moor, Frau Nothnagel jene der Amalie, und Vater Heine die des Franz Moor. Mit ihren braven Leistungen hatten die Zuhörer volle Ursache zufrieden zu sein.

Nicht so glücklich wie Karl, Franz und Amalie war der alte regierende Graf Maximilian von Moor vertreten. Herr Luft, ein schon bejahrtes, gebrechliches Männchen, dessen Beine stark nach innen gewölbt waren, hatte diese Rolle übernommen. Obgleich Lehrer und zugleich Poet, oder vielleicht gerade deshalb, konnte es ihm nie gelingen, aus den gedrücktesten Verhältnissen herauszukommen. Die Tragik des Lebens war ihm also nicht fremd, aber nichtsdestoweniger spielte er seine Rolle weniger tragisch, als komisch. Es passirte ihm, daß er, nachdem er dem Felsengewölbe entstiegen war, sich mit seinem langen weißen Hemd, das ihm als Bekleidung diente, auf einen frisch angestrichenen Stuhl setzte und dann mit einem dunklen Wappen, das sich auf seine posteriora abgedruckt hatte, auf der Bühne hin und her jammerte, dadurch unbewußt dem Publikum Veranlassung zum Kichern und Lachen gab und den Effekt der traurigen Scene vollständig verkehrte.

Vater Oertel spielte die Rolle des Franz Moor'schen Bedienten Daniel. Es war seine Schuld nicht, wenn einzelne der pathetischsten Scenen zu den lustigsten wurden.

Es lag in des alten Herrn Natur, die Intentionen des dramatiſchen Dichters zu erweitern und ins Humoriſtiſche zu verzerren. In der ergreifenden Verzweiflungs-Scene des Franz, ſeines Herrn, glaubte er zur Unterhaltung des Publikums ein Uebriges thun zu müſſen, und ſtatt demüthig und gebeugt dazuſtehen, beſchäftigte er ſich damit: Fliegen zu katchen; und ſo komiſch ahmte er dieſen Fliegenfang nach, daß es ſelbſt die ernſthafteſten Zuſchauer Mühe koſtete, nicht in Lachen auszubrechen.

Glücklicher wie mit dem alten Moor und Daniel war die Regie mit der Beſetzung der Räuber-Rollen.

Der Lieblingsbandit Schweizer hatte die Genugthuung, durch Carl Behlen vertreten zu ſein; Roller durch Jakob Nix, Spiegelberg durch Paul Heine, Schufterle durch John Schütte, Ratzmann durch Profeſſor Grotke, Koſinsky durch Lieutenant Müller, den Schleswig-Holſteiner, Grimm durch John Probeck.

Ein unſchuldigeres Räuberperſonal hat nie die Bühne betreten, aber in dieſer Unſchuld lag auch die Stärke, weil die Darſtellung des Gegentheils von dem, was man ſelbſt iſt, zur höchſten Kunſt gehört. Keiner der räuberiſchen Darſteller wäre im Stande geweſen, einen Raubmord zu begehen, und hier auf der Bühne mußten ſie Mord und Brand und alle möglichen Unthaten verüben, als wäre es ihr gewöhnliches Geſchäft.

Und in der That geriethen manche derſelben in eine ſolche Kunſtertaſe, daß ſie, ihre Schauſpielrolle vergeſſend, mit ihren Dolchen und Hirſchfängern ernſtlich auf einander losſtießen, worüber das Auditorium in großes Entzücken gerieth. Es würde auch in Folge dieſer zu realiſtiſchen Darſtellung der Rollen zu fatalen Unfällen gekommen ſein, wäre die erhitzte Phantaſie nicht zuweilen durch den Souffleur gedämpft worden. Die meiſten der Räuber, auf ihr Talent ſich verlaſſend, hatten nämlich ihre Rollen nicht gründlich gelernt, und waren deßhalb gezwungen, beſtändig auf das Orakel im Souffleurkaſten zu horchen, wodurch Pathos und Handlung ſehr abgekühlt und vor Ausſchreitungen bewahrt wurden.

Wie Schweizer-Behlen durch ſeinen gewaltigen Pathos die Herzen der Zuhörer erbeben machte, ſo erſchütterte Roller-Nix die Ohren derſelben durch ſein kräftiges Binger-Organ, während Spiegelberg-Heine durch ſeine reizende ſchlanke Geſtalt, durch die Plaſtik ſeiner Gliedmaßen und räubermäßige Attitüde imponirte, Probeck erfreute ſich des allgemeinen Mitleids, weil man ihm anſah, wie hart ihm das Räuberweſen ankam. —

Daniel Riſſer ſpielte den Paſtor Moſer mit paſtoraliſchem Verſtändniß und Georg Arnold den Pater mit Arnold'ſcher Selbſtzufriedenheit. Der Erfolg der Aufführung war durchſchlagend. Sie ſchloß mit dem Geſange des Räuberliedes „Ein freies Leben führen wir," in welches das ganze Publikum einſtimmte.

Niemand war glücklicher über den günſtigen Verlauf der Räuber als Stieger, und ſo ſehr fand er ſich dadurch ermuthigt, daß er ſich entſchloß, ſein Hageſtolz-Leben mit dem Eheglücke zu vertauſchen. In dem von ihm auf ſeine Koſten herausgegebenen Blättchen, dem „Kommuniſten", ſtand mit ſeiner Namensunterſchrift folgende Anzeige, welche die ganze Mädchenwelt in die luſtigſte Aufregung verſetzte:

„Wo iſt das Weſen, das die Leiden und Freuden eines Kommuniſten theilen will, ohne Anſprüche zu machen auf Koſt und Logis und Kleidung."

XIII.

Pariser Gruen und Berliner Blau.

Mit jeder neuen Zeile, die ich meinen Erinnerungs-Skizzen anreihe, wird es lebendiger und lichter in meinem Gedächtnisse, und Ereignisse, die vor vierzig Jahren passirt, und Personen, mit denen ich damals verkehrt, treten so lebhaft vor meine Seele, als könnte ich sie mit den Händen greifen. Es ist, als wären die seitdem verflossenen vier Jahrzehnte ein Traum gewesen. Mit der Ankunft in Amerika beginnt ja für jeden Einwanderer ein neues Dasein, ein neuer Anfang — eine neue Jugend; und wie trübe und reizlos auch die Jugend eines Menschen gewesen sein mochte — in seiner Erinnerung daran tritt sie verklärt vor seinen Geist und erfüllt sein Herz mit Wehmuth und Wonne zugleich. Wir fangen, durch die Jugend-Erinnerungen verjüngt, gewissermaßen noch einmal von vorne an, Jugendschwelgerei zu treiben, Lebensfreuden zu erhaschen und Lebensglück zu erhoffen. Ueber die erlebten Enttäuschungen des Lebens setzen wir uns hinweg, als wären sie nur Traum gewesen. Oder ist es überhaupt mehr als ein Traum, das was wir Leben heißen? Warum denn nicht in Jugenderinnerungen leben, wenn es uns auch nur eingebildete Freude bereitet, ist ja diese Einbildung eine so trügerische Realität wie jede andere, nicht mehr und nicht weniger. Beim Niederschreiben gegenwärtiger Skizze bereite ich mir eine wirkliche Freude durch die Einbildung, daß auch den Lesern dadurch Freude bereitet werden möchte. Wäre dies nur eine Illusion, so würde meine Freude, die ich vorweg habe, dadurch nicht geschädigt—das illusorische ist eben gerade so real, wie das Reale illusorisch ist.

Doch nun aber zur Sache, die ich durch mein leidiges Philosophiren fast ganz aus dem Auge verloren hätte.

Die deutsche Einwanderung bei Ausgang der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre war in jeder Beziehung eine ganz außerordentliche. Alle Schichten und Klassen der deutschen Bevölkerung waren dabei vertreten, darunter auch Exemplare jener Universal-Genies, die beständig darauf bedacht sind, andere Leute glücklich zu machen, ohne sich selbst dabei wehe zu thun.

Wir hatten das Glück in Cleveland, wenigstens eines dieser Menschen-Exemplare zu besitzen, und da es hier zu jener Zeit eine Menge Leute gab, welche des Glückes sehr bedürftig waren, so konnte für einen professionellen Glücklichmacher die Operations-Basis nicht besser gewählt werden.

Heinrich Brand, aus dem Lande der Obotriten, ein biedrer Mecklenburger, war der Name meines Helden.

In den besten Lebensjahren stehend, war er mit dem heitersten Naturell ausgerüstet und immer gut aufgelegt. So frisch wie seine Gesichtsfarbe, so jovial war sein Wesen; sein Mund war immer in der richtigen Stellung um entweder ein Liedchen zu trillern oder witzige Bemerkungen zu machen; den guten Humor verlor er nie, ausgenommen im Augenblicke, wo absoluter Cash-Mangel sich bei ihm fühlbar machte.

Brand war die verkörperte Bonhommie, hatte für Puritaner-Leben und Askese gar kein Verständniß, dagegen eine ausgeprägte Neigung zum behäbigen Genusse und ebenso viel Abneigung gegen anstrengende Arbeit. Obgleich weder Gourmand noch Trinker, war er doch nicht gleichgültig gegen feine Bissen und gute „Tröpfchen." In der Pfalz würde man ihn kurz so charakteri-

sirt haben: „Er ißt nicht wenig, trinkt aber desto mehr, dahingegen will er auch seine Ruhe haben."

Wenn ein leichter Sinn das Resultat philosophischer Erkenntniß war, so gehörte er zu den ersten Philosophen des Jahrhunderts, denn seine Gemüthsruhe konnte durch nichts erschüttert oder aus der Verfassung gebracht werden. Ob Regen oder Sonnenschein, ob gute oder schlechte Geschäfte, er schien immer selbstzufrieden, heiter und sorglos; Onkel Bräsig mochte es ihm hierin nicht zuvorthun.

Er besaß viele praktische Kenntnisse in der Physik, Chemie und Mechanik, in keinem Fache aber genug, um etwas tüchtiges leisten zu können. Gründlich theoretisches Wissen besaß er nicht; kannte aber alle bezüglichen Kunstgriffe und experimentirte mit Allem. Patente für dies und jenes Kunststück besaß er schon, und Rezepte zur Herstellung einer undenklichen Anzahl von Artikeln hatte er in jeder Westentasche. In der Seywert'schen Restauration, von welcher sogleich die Rede sein wird, machte ich des Mannes Bekanntschaft, die mir anfänglich sehr theuer, im Laufe der Zeit immer „theurer" und zuletzt zu einer der „theuersten" Bekanntschaften meines Lebens wurde.

Adolf Seywert, ein äußerst coulanter Mensch, hatte 1850 seine Restauration im zweiten Stocke eines alten Brickhauses, Ecke Superior und Wasser Straße. Hier war gewissermaßen die Stammkneipe der deutschen Honoratioren, wo man zu jeder Zeit des Tages und Abends Gesellschaft fand, die durch Billiard oder Kartenspiel, oder durch sonstige Unterhaltung sich vergnügte und die Zeit vertrieb. Von den früher eingewanderten Deutschen gab es damals schon Manche, welche bereits ihr eigenes Geschäft betrieben, und es sich schon erlauben konnten, während des Tages einige Stunden ihrer Zeit der geselligen Unterhaltung zu widmen. — Daß von der jungen Einwanderung sich gleichfalls viele bei Seywert einfanden, versteht sich von selbst, denn die Meisten derselben waren ja noch beschäftigungslos und hatten volle Zeit, sich das Ländchen und seine Vergnügungsorte anzusehen. Für junge Anfänger war es sogar im Interesse ihres Geschäftes und ihres Kredits, sich in der besten deutschen Gesellschaft einzuführen und bekannt zu machen, oder gar durch ihr geniales Billiardspiel — das aristokratische L'hombre oder Wist — ihre vornehme Herkunft zu dokumentiren. Geld brauchte man ja nicht viel zu verzehren, da die "drinks", ebenso wie ein Spiel Billiard, nur fünf Cents kosteten, der Kasse also, wenn man sich auf einen drink beschränkte— keine gar großen Zumuthungen gemacht wurden.

Manche, die zu Hause noch keine eigenen Oefen hatten, konnten selbst aus ökonomischen Rücksichten gar nicht besser thun, als die wohlig gewärmten Räumlichkeiten des Seywert'schen Kaffeehauses zu benützen, und durch die kleine Ausgabe von fünf Cents sich den Genuß des warmen Zimmers, der geselligen Unterhaltuug, des Spielens und Trinkens zu verschaffen. Die "free lunch" waren leider noch nicht Mode, da sonst der Reiz des Kaffeehausbesuches bedeutend gesteigert worden wäre. Dagegen war etwas anderes Mode, das "Treaten". Hierin entwickelten unsere Landsleute eine Liberalität, welche die eingewanderten „Grünen" mit wahrhaftem Staunen erfüllen mußte, umsomehr, da sie von Hause aus nicht daran gewöhnt waren, daß irgend ein Mensch in der Welt je gefragt hätte, was sie auf seine Kosten zu trinken oder zu rauchen begehrten.

Ich vergesse nie, wie mehrere junge Kaufleute, welche einen kleinen Laden angefangen hatten, aus Sparsamkeitsrücksichten des Mittags durch

eine fünf-Cent-Billiard-Partie den Magen zu täuschen suchten, sich des Morgens und Abends mit Milch und Brod begnügten und als Schlafstätten die leeren Waaren-Kisten benützten, dabei aber die kaufmännische Würde nicht einbüßten, wie sehr auch der Magen knurren und das Beinwerk schlottern mochte.

Das Rendezvous in Seywert's Etablissement gehört zu meinen angenehmsten Erinnerungen. Es gab noch keine prinzipiellen Differenzen zwischen Grünen und Grauen, zwischen junger und alter Einwanderung, wenn auch manchmal schon die Geister auf einander platzten und kleine Kriegswölkchen am Firmament sichtbar wurden. Es herrschte eine Gemüthlichkeit und gegenseitige Zuvorkommenheit, wie sie ursprünglicher und wohlthuender nicht gedacht werden kann.

Und daß es nicht blos im vergnüglichen Spiel, sondern auch in der mündlichen Unterhaltung animirt und lebendig zuging, dafür sorgten schon die verschiedenartigsten Charaktere, die hier zusammentrafen. Jedes deutsches Vaterländchen, selbst Helgoland und Schleswig-Holstein meerumschlungen nicht ausgeschlossen, hatte hier seine Vertreter. Platt-, Mittel- und Hochdeutsche, Schweizer, Elsaßer, Ungarn und Böhmen trafen hier, auf diesem kosmopolitischen Boden zusammen, und wenn auch nicht Alle, so waren doch die Meisten derselben an der 48—49er revolutionären Erhebung betheiligt gewesen, und der Stoff zu interessanten, selbst leidenschaftlichen Debatten und Conversationen war reichlich vorhanden.

Hier in dieser kosmopolitischen Herberge, wo der philisterhafteste Kleinkrämer neben dem extremsten Weltumstürzler in lammhaftester Weise verkehrte, fand sich auch als regelmäßiger Gast unser mecklenburger Universal-Genie ein. Er stand mit Allen auf bestem Fuße, da er durch sein gutmüthiges passives Wesen, seine Schnurren, die er erzählte, eine beruhigende Wirkung auf die Gemüther äußerte. Er war auch freisinnig und radikal, aber zu bequem, um sich deshalb in Aufregung zu bringen. —

Als nach einiger Zeit die revolutionären Nachstürme einer kühleren Betrachtung der Dinge gewichen waren und die Unterhaltung einen praktischeren Charakter annahm, da war die Zeit für Brand gekommen, seine Beglückungs-Operationen zu beginnen. Trotz der anscheinenden Ruhe und Gleichgültigkeit war Brand doch ein sehr scharfer Beobachter und so wurde es ihm leicht, im Verlaufe mehrerer Wochen die bei Seywert verkehrenden Persönlichkeiten richtig zu tariren und solche, die für seine Zwecke und Absichten verwendbar waren, herauszufinden. Auf die Revolutionäre, welche ihr Hiersein nur als vorübergehend betrachteten und auf eine bald wiederkehrende neue Erhebung in Europa rechneten — hatte er ebensowenig Vertrauen, als auf jene kühlrechnenden Krämerseelen, von denen er überzeugt war, daß sie utopistischen Plänen unzugänglich seien. Die harmlos-poetischen Naturen, das waren die Leute, die er für werth und geeignet hielt, in den Bereich seiner Beglückungs-Sphäre gezogen zu werden.

Carl Beck, ein junger Jurist und vorzüglicher Violinspieler, war einer der ersten Auserwählten. Der junge Mann hatte außer seiner künstlerischen Ambition zum Geigenspiel auch jene zum Schnell-Reichwerden, er griff deshalb schnell zu, als Brand ihm hierzu die sichere Perspektive eröffnete. Berliner Blau und Pariser Grün waren damals schon sehr gesuchte und populäre Färbestoffe, trotzdem der Kartoffelkäfer noch nicht entdeckt war. Für die Fabrikation und Herstellung dieser Farbstoffe hatte Brand ein ganz neues Rezept erfunden und dieses erwarb Beck gegen eine angemessene

Summe, doch blos für den Staat Ohio. Diese letztere Beschränkung fügte Brand vorsichtigerweise bei, um zu verhindern, daß das Geschäft nicht monopolisirt werde und der Profit sich nicht in den Händen Einzelner zu sehr anhäufe.

Die Fabrik begann in einem alten Brick-Gebäude auf der Westseite-Flat und Brand war Manipulator und Direktor des Geschäfts. — Er hatte das nöthige Einrichtungs- und Betriebskapital von vornherein als „gar keinen Gegenstand" bezeichnet und Beck war über diesen Punkt so sehr beruhigt, daß er seine bisherige Liebhaberei, täglich mehrere Stunden auf seiner Geige zu phantasiren, ununterbrochen fortsetzte. Es geht eben nichts über musikalische Schwärmerei.

Brand hantirte inzwischen rüstig darauf los; das ganze alte Gebäude hatte er bereits auf den Kopf gestellt; unzählige Bütten und Ständer, Kessel und Retorten tauchten im Fabrikgebäude auf; Feuerheerde waren im Bau begriffen, Schmelztiegel und Blasbälge lagen umher.

Brand erschien jeden Mittag regelmäßig in der Herberge der Honoratioren bei Seywert; immer hübsch dunkel gekleidet, mit tadellosem Cylinder und in der Hand ein spanisches Rohr mit Goldgriff haltend. Gesprächig und freundlich wie immer, spielte jetzt doch ein selbstgefälliger, satyrisch-angehauchter Zug um seine Lippen, als dächte er bei sich: wie klein seid ihr im Vergleich zu mir. Sein ganzes Aussehen glich dem eines Mannes, der sich seines Werthes wohl bewußt ist, der nicht blos Direktor und Gründer, sondern auch Besitzer reichhaltiger Geheimnisse ist. Er war der Edison von Cleveland. Hier und da ließ er einige geheimnißvolle Worte fallen, von dem colossalen Glück, das Beck bevorstehe, und wenn in solchen Augenblicken einer oder der Andere eine Miene des Bedauerns machte, weil er ihn nicht mit in's Farbengeschäft gezogen, so deutete er ihm schmunzelnd an, daß er noch bessere Dinge in petto habe, wobei das Reichwerden noch viel rascher ginge.

Inzwischen näherte sich die Einrichtung der Farbenfabrik ihrer Vollendung; aber auch die Beck'schen Kapitalien waren vollendet und alle geworden. Schon seit Wochen wurde es mit Staunen vermerkt, daß die Geigen-Phantasien Becks von Tag zu Tag schwächer und schwächer wurden und zuletzt in disharmonische Kadenzen sich auflösten, und prosaische Gemüther wollten diese Erscheinung mit der von Tag zu Tag in mathematischer Progression sich steigernden Kapitalverringerung in Zusammenhang bringen.

Beck wurde, als er am Schlusse seiner Baarschaft angelangt war, sehr ängstlich — denn er war, wie alle Kapitalisten, noch nicht auf dem idealen Brand'schen Standpunkte angelangt, daß das Kapital „kein Gegenstand" sei. Brand ließ sich durch solch philiströse Aengstlichkeit nicht eine Minute beunruhigen. Er schlug Beck vor, ein oder zwei Geschäftstheilhaber mit etwas Kapital anzunehmen. Beck that dies ungern, da er die eventuellen Profite nicht gern mit anderen theilen wollte, doch mußte er, da er keine Kapitalien aus der Erde stampfen konnte, in den sauren Apfel beißen. Brand gewann ihm dann ohne viel Anstrengung zwei „Partners", Peter Diemer und Karl Born, die es für ein großes Glück hielten, in solch farbensprühendes und millionenversprechendes Unternehmen eintreten zu dürfen. Das Kapital, das sie hineinsteckten, war in der That so sicher untergebracht, daß es ihnen ihr Lebtag kein Kopfrechnen mehr machte.

Mit dem Eintritt dieser zwei Geschäftstheilhaber kam wieder ganz neues Leben in die Bude. Die griffen selbst tüchtig zu, to make the mare

go, wie sie sagten. Für Brand war diese Personenvermehrung eine sehr wünschenswerthe, da deren rastlose Thätigkeit es ihm möglich machte, Morgens eine halbe Stunde früher nach der Herberge zu gehen und des Nachmittags (um consequent zu sein) seiner Siesta eine halbe Stunde zuzulegen. Sein Gesichtsausdruck war auch wieder freundlicher und seine Gemüthstimmung wärmer geworden.

Auch Beck's Verzagtheit legte sich wieder und mit neuem Eifer griff er zu seiner Geige, um ihr, statt Phantasien, die heroischsten Weisen zu entlocken.

Die Ausgaben der Fabrik nahmen rüstig zu, sich mit jedem Mondwechsel steigernd. Noch wochenlang schleppten sich die Vorbereitungen hin; so daß die neuen „Partners", im Hinblick auf ihre zusammengeschmolzenen Kapitalien, auch anfingen, unruhig zu werden, während Becks Geige schon wieder vollständig verstummt war.

Endlich war der so ängstlich ersehnte Tag des Fertigseins gekommen. Es wurden nun die zur Herstellung der Farben nöthigen Materialien und Ingredienzen herbeigeschafft, die Gefäße eingefüllt, das Brennholz unter den Kesseln geschichtet und zum Losbruch alles vorbereitet.

Bald darauf zeigten auch eines Morgens die rauchenden Schornsteine und Schloten, daß die Fabrik im Gange sei.

„Rüstig, rüstig, nimmer müde
Feuer brenne, Kessel siede."

Es brodelte und siedete, es kochte, schäumte und zischte wie in einer Hexenküche: Direktor Brand, mit seinem Zauberstabe, ging von Kessel zu Kessel und von Topf zu Topf, hier dieses und dort jenes Ingredienz hineinwerfend und die Feuer verstärkend oder dämpfend.

Unter den Gefühlen höchster Spannung und Aufregung von Seiten der Betheiligten ging der Tag vorüber, um am nächsten Morgen, wo der Schatz gehoben werden sollte, einer gelinden Verzweiflung anheimzufallen. Denn, um mit dem Taucher zu reden:

„Da unten im Kessel war's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen."

Das Berliner Blau, das aus dem Kessel geschöpft wurde, war grün und das Pariser Grün war blau — wenn man überhaupt den krystallisirten Niederschlägen den Namen einer bestimmten Farbe hätte beilegen dürfen.

Einige Monate später las ich in einer San Francisco Zeitung folgende Notiz:

„Heute traf ein junger Mann Namens Carl Beck hier ein, der von Cleveland zu Fuß hierher marschirte, ohne unterwegs viel Rast zu halten. Eine Geige war seine einzige Begleiterin und sein einziges Gepäck. Beck ist noch grün in diesem Lande, soll aber in Cleveland blau angelaufen sein."

Und die zurückgebliebenen Mitglieder der Firma? Sie machten gute Miene zum bösen Spiele und überzeugten sich bald von der Wahrheit des Sprichworts: daß, wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht.

XIV.

Patente — und kein Ende.

Die drei Jahrzehnte, welche dem Sturze der Napoleon'schen Herrschaft folgten, waren für Deutschland eine Periode der tiefsten Schmach und Erniedrigung. Vom napoleonischen Joche befreit, hatten die deutschen Fürsten und Regierungen nichts Eiligeres zu vollbringen als die schmachvollste Knechtung desselben Volkes, das sie mit Aufopferung von Gut und Leben vom wohlverdienten Untergange gerettet. Die Karlsbader Beschlüsse, der Bundestag, die heilige Allianz, mit einem Metternich an der Spitze — das waren die Fesseln, welche dem Volke als Lohn für seine bewährte Anhänglichkeit angeschmiedet wurden.

Diese schmachvollen Zustände wurden, zur ewigen Schande sei es gesagt, direkt oder indirekt gutgeheißen und sekundirt durch eine Literatur der Passivität, Feigheit, Charakterlosigkeit und byzantinischen Kriecherei, die an die niedrigste Periode römischen Verfalls erinnern. Außer der Hegelei waren es besonders die Vertreter der romantischen Schule, welche an dem Verderb des Volkes, durch dessen Entnervung und Entmannung, arbeiteten, und es zu jeder Bethätigung von Thatkraft unfähig machten. Mondschein-Verherrlichung, krankhafte Naturschwelgerei, kindische und cynische Empfindelei, Freundschafts- und Liebes-Ueberschwänglichkeiten, gemischt mit religiösen Phantastereien, das waren die Themata ihrer poetischen und novellistischen Ausgeburten; für die sozialen und politischen Schmerzen des Volkes hatten diese Vertreter der Unnatur kein Verständniß.

Die Reaktion gegen dieses Treiben erfolgte im fünften Jahrzehnte. Das Jung-Deutschland trat in die Schranken. Die ideologischen Hirngespinnste zerflatterten. Die Erhebung von 48 brachte die Schmachperiode zu Falle. Das romantische und das schwarze Gekrächze verstummte — die Dohlen zogen sich in ihre Schlupfwinkel zurück. Die materialistische Weltanschauung dämmerte auf. Der Eintritt in die zweite Hälfte des Jahrhunderts bezeichnet den Beginn einer neuen Aera. Obwohl die blutige Reaktion auf den europäischen Ländern wiederum schwer lastete, waren die Erdgeister an der Arbeit des Umgestaltens, ohne daß die Menschen es ahnten. Die Zeitenuhr im Centrum der Erde tickte ruhig weiter, ohne das Treiben der Menschen auf der Erdoberfläche zu beachten. Ihr Zeiger rückte stetig vorwärts, und der Weltengeist ließ sich in seinem Vorwärtsschreiten von dem irdischen Geschmeiße nicht aufhalten.

Das Volk Amerikas hatte an den gewaltigen Kämpfen und Errungenschaften deutschen Geistes keinen Theil und dafür kein Verständniß, welche Thatsache es aber nicht abhielt, von den Errungenschaften und wissenschaftlichen Ergebnissen zu profitiren.

Es hatte keine Opfer zu beklagen, keine Ruinen wegzuräumen, keine Traditionen zu überwinden und keine literarischen, poetischen oder ästhetischen Kämpfe zu führen. Von philosophischen Spekulationen und Weltverbesserungsplänen wurde es nicht behelligt. Es war nüchtern wie die Natur und materiell wie diese. Für es war die materielle Lebensbetrachtung

schon da, lange vor 1850. Sie war spontan, und Zwang brauchten sie sich deßhalb nicht anzuthun. Idealismen gebrauchte er keine abzulegen; denn sein christlicher Idealismus war nicht idealistisch genug, um es mit seiner materieller Denkweise und dem Streben nach greifbaren Gütern in Conflikt zu bringen.

Praktisch veranlagt wie er ist, fühlte der Amerikaner mit seinem Instinkte bald heraus, daß eine neue Zeit im Anzuge sei — und ohne sich darüber Rechenschaft geben zu können, ahnte er, daß jene neue Zeit eine industrielle sein werde. Etwas zu ahnen war für ihn genug, um es sofort zu antizipiren. —

Und so geschah es, daß man sich sofort auf das Erfinden von Maschinen und Werkzeugen stürzte, die große Gewinne versprachen, und um die letzteren zu sichern, ließ man sie durch den gefälligen Onkel Sam patentiren. Auf diese Weise trat die Epidemie der Erfindungs- und Patentsucht in Erscheinung. Allenthalben klügelte und spintisirte man über Erfindungen und bosselte an Modellen für Patent-Objekte; und alsbald hatten Tausende von glänzenden lukrativen Erfolgen zu berichten, während andere Tausende an dem Patentfieber elendiglich zu Grunde gingen.

Drüben in den bescheidenen Sanktums deutscher Denker und Forscher wischte man sich die Brillengläser und blickte mit Erstaunen auf die märchenhaften Maschinen- und Werkzeugs-Erfindungen in Amerika, wo die erfinderischen Genies wie Pilze aus der Erde schossen und oft über Nacht große Reichthümer gewannen, während sie, die Erfinder der Ideen und Prinzipien, am Hungertuche zu nagen hatten. — Die praktischen, von Theorien nicht angekränkelten Amerikaner, ernteten zunächst die Früchte der Aussaat deutscher Denker.

* * *

Unser Mecklenburger Universal-Genie Brand, der in vorgehender Skizze debütirt, war unter vielen Patent-Pilzen jener merkwürdigen Zeit bereits Ende '49 im Besitze mehrerer Patente, die er jedenfalls eher der Inspiration oder dem Zufalle, als seinem erfinderischen Geiste zu verdanken hatte. Mit seinem Farben-Patente hatte er bereits den Violinisten Beck und Compagnie glücklich gemacht, und mit dem zweiten Patente beglückte er mich Unglücklichen, trotzdem ich mich, böser Ahnungen voll, genug dagegen sträubte. Ich muß damals sehr liebenswürdige und anziehende Eigenschaften besessen haben, daß er nicht abließ, mich zum Opferlamme seiner Patent-Kunst zu wählen.

Dieses Patent bestand in nichts geringerem als in dem Kunststück: Baumwolle in Wolle zu verwandeln, oder besser: Tischdecken aus Baumwollenzeug zu fabriziren, ihnen aber das Aussehen zu geben, als seien sie von purer Wolle. Der Name dieses merkwürdigen Artikels (velvet cloth) ließ sogar der Vermuthung Raum, als sei er von Woll-Sammet. —

Der Herstellungs-Prozeß war folgender: Ungebleichtes Baumwollenzeug, in Stücken groß genug um zwei anständige Tischdecken oder eine Pianodecke daraus zu machen, wurde auf einen Holzrahmen ausgespannt, dann mit gekochtem Leinöl, das mit Kienruß vermischt, zu einem dunklen Safte bereitet war, überstrichen und gesättigt; wenn getrocknet, so wurde die Fläche mit Bimstein oder Sandpapier abgerieben und geglättet, worauf

dann eine zweite und dritte Leinöl-Applikation, und ditto Abreibung und Abglättung erfolgte.

In diesem Stadium glich dann die Decke einem gewöhnlichen Wachstuche; aber jetzt kam die Hauptsache — die patentirte Brand'sche Idee. Mittelst einer zähen Flüssigkeit, aus Firniß und aufgelöstem Gummi, sollte die untere Seite der Decke leicht bestrichen und dann mit Wollenstaub bestreut werden, welcher mittelst einer durch Klopfen hervorgerufenen Erschütterung sich in den Firnißanstrich festsetzen und an die Decke fest ankleben sollte. Die obere Fläche der Decke konnte schwarz sein, oder von Silber- oder Goldbronze. Auf dieser wurden dann, mittelst Holzformen, die betreffenden ornamentalen Muster, Rosetten und Arabesken gedrückt und zwar mit derselben Firniß-Gummiflüssigkeit, die dann wieder mit Wollstaub, beliebiger Farbe, gesättigt wurde. Dadurch trat die Zeichnung erhaben hervor, ähnlich wie dies bei Sammettapeten der Fall ist. Die Decken sahen brillant aus; von Baumwollen-Ursprung konnte man nichts mehr sehen, indem alle verrätherischen Stellen überwollt waren, und, da sie von Oel und Firniß durchsättigt waren, so hatten sie den Vorzug absoluter Wasserdichtigkeit.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß diese Decken-Fabrikation auf dem Patentwege eine ziemlich complizirte Geschichte war, die vielfache technische Kenntnisse, Erfahrungen und Handgeschicklichkeiten voraussetzte, Dinge, die gerade Niemand weniger besaß, als ich.

Aber für Brand war dieser Mangel an den erforderlichen Kenntnissen „gar kein Gegenstand"; er meinte, daß für Leute, wie unsereinen, die 48—49 vor dem Versuche nicht zurückgescheut seien, die 32 Fürsten zu verjagen und deutsche Freiheit und Einheit herzustellen, diese Deckenfabrikation doch nur ein einfaches Kinderspiel sein müsse. Durch dieses Argument hatte er die empfindlichste Stelle meiner Achillesverse getroffen; der patriotische Ehrgeiz bäumte sich in mir auf; ich kämpfte meinen ästhetischen Widerwillen gegen Leinöl, Kienruß und alles, was mit der Tischdecken-Prozedur zusammenhängt, männiglich nieder und erklärte mich bereit, in das Unternehmen einzutreten und der Tischdecken-Fabrikation neue niegeahnte Bahnen erschließen zu helfen. Jede Furcht vor technischen Schwierigkeiten war mir fremd, und gerade die Bewältigung und Ueberwindung solcher, hatte eher einen Reiz als Schrecken für mich.

Da ich mit dem finanziellen und kaufmännischen Theile des Geschäftes nichts zu thun haben wollte, so mußte eine hiezu passende Persönlichkeit mit herangezogen und der Fabrik einverleibt werden. Unter den deutschen Söhnen des Landes hielten wir Umschau und hatten das Glück, alsbald diesen „dritten im Bunde" auszufinden und dingfest zu machen. Dies Glückskind war Niemand weniger als Daniel Umbstaetter, mein Freund und etwas später mein Leidens- und Schmerzens-Genosse.

Daniel war als Knabe hierhergekommen und bereits fünfzehn Jahre im Lande; der englischen Sprache vollständig mächtig und mit hiesigen Geschäfts-Verhältnissen, in denen er aufgewachsen, völlig vertraut. Amerikanisirt im guten Sinne, war er in seinem Denken und Fühlen echt deutsch geblieben, nur etwas zu viel so, indem seine Energie, der es nichts geschadet hätte, etwas mehr amerikanisirt zu sein, durch des Gedankens Bläße stark angekränkelt war. Mit der deutschen Schwäche, über jedes Ding zu viel nachzugrübeln, verband er den amerikanischen Fehler: fortwährend zu bosseln und zu „improven". Daniel war stets sorglos und liebenswürdig, hatte viele

Freunde und keine Feinde, und es war keiner seiner geringsten Vorzüge, daß sein ehrliches Gesicht ihm die werthvollen Dienste eines Kreditbriefes leistete. Die besten Geschäftshäuser eröffneten ihm unbeschränkten Credit, wovon später auch ein ziemlich ausgedehnter Gebrauch gemacht wurde.

Ein Trio, wie Brand, Daniel und mich, hätten die Tauben nicht besser zusammenlesen können. Der erstere repräsentirte den künstlerischen Theil des Geschäfts — er zeichnete die Muster und schnitt sie in Holz aus; ich selbst vertrat den technischen und mechanischen Theil als Mitprinzipal-Vormann, Arbeiter und Lehrjunge zugleich. Daniel hatte Einkauf und Verkauf zu besorgen und war zugleich Mitarbeiter und Dirigent der Maschinerie und des chemischen Laboratoriums. Theorie und Praxis, Kunst und Wissenschaft namentlich auch Glauben und Hoffnung, waren durch dieses Dreigespann gründlich vertreten und das Resultat war verheißungsvoll im höchsten Grade.

Im Centre-Block, Ecke von Columbus- und Centre-Straße, wurde die moderne Kunst-Akademie aufgeschlagen. Das große dreistöckige Gebäude, ursprünglich zu einem Hotel bestimmt, hatte etwa sechzig Zimmer, von welchen wir drei mietheten, was uns aber nicht abhielt die übrigen nach und nach zu annektiren und darin die vielfarbigen Spuren unserer künstlerischen Wirksamkeit zurückzulassen.

Mit größeren Hoffnungen und besserer Laune ist nie eine Patentdecken-Fabrik ins Leben getreten, als diese. Brand mit einem Schlafrock und einem Hauskäppchen angethan, meißelte seine Rosetten und Arabesken ins Holz, entwarf groteske neue Muster, summte gemüthlich sein Liedchen dazu, während Daniel und ich, unterstützt von meinem Jugendfreunde Gotthard, mit schaufelartigen Messern oder mit schweren Pinseln und Bürsten die aufgespannten Tücher mit Leinöl und Kienruß bearbeiteten oder mit geschickter Hand den Bimstein führten. Brand—der uns selbstverständlich die Handhabung der Werkzeuge und alle kleinen Vortheile und Kunstgriffe zeigte, welche jedes Geschäft und Gewerbe hat — stellte uns schon nach Ablauf weniger Wochen das Zeugniß aus, daß unsre Leistungen im Schmieren, Pinseln und „Schleifen" seine höchsten Erwartungen überträfen, welche Anerkennung uns sehr wohl that und zu noch größerem Eifer anfeuerte.

Solange auf diese gemüthliche Weise darauf losfabrizirt wurde, war auch ich ziemlich leidlichen Humors, und Daniel sogar in einer durchwegs erotischen Stimmung, die sich bei ihm öfters im Gesange Luft verschaffte. Aber dem menschlichen Looſe ist es nicht beschieden, ungetrübtes Glück lange zu genießen — denn die ersten Anflüge von Sorge und Unbehaglichkeit stellten sich bereits ein. Die Rechnungen bei Gaylord für Oel, Droguen und Farben, und bei Taylor & Griswold für Baumwollenzeug warfen bereits die Schatten künftiger Geldverlegenheiten voraus und hatten schon, namentlich in Anbetracht unſerer Mittel, eine Höhe erreicht, die nicht zum Spaßen war. Mir wurde es deshalb bereits etwas unheimlich und ungemüthlich, was bei Daniel, Dank seiner amerikanisirten Geschäftsauffassung, nicht der Fall war.

Mit der ersten Sorge ging auch schon der erste Zweifel Hand in Hand — ob es denn auch mit dem Decken-Erfolge eine so sichere Sache sei. Ueber diesen Punkt hatten wir eigentlich noch gar nicht ernstlich nachgedacht, und mit Recht so, denn wenn das ernstliche Nachdenken über gegenwärtige und vergangene Dinge schon geeignet ist, einen vernünftigen Menschen ver-

rückt zu machen, so müßte ernstliches Nachdenken über das Möglich-Schlimme, was alles zukünftig passiren könnte, die Verrücktheit zum Wahnsinn steigern.

Was meine Heiterkeit so plötzlich zu trüben begann, war die Besorgniß, daß die Staub-Wolle, die doch bei unseren Decken die Hauptrolle zu spielen hatte, von uns nicht hergestellt werden könne, wenigstens nicht in der erforderlichen Qualität und Farbenpracht.

Von den Wollenmühlen der Nachbarschaft erhielten wir zwar in genügender Quantität die vom gewobenen Tuche abgeschorenen Abfälle, allein trotzdem diese dem Wollenstaub ähnlich sahen, so waren sie doch nicht zerbröckelt und zermalmt genug, um zu den Patent-Decken verwendet werden zu können, da hierzu die Wolle schwer und kernig, wie der feinste Silbersand, sein mußte. Das Problem war nun, wie die obenerwähnten Wollabfälle von jedem Fett- und Faserstoffe zu befreien und zu Staubsand zu zermahlen seien. Dieser Gegenstand schlug in das Gebiet Daniels, und sein ganzes Talent versuchte sich — wenn auch leider nur erfolglos — an der Lösung dieser Woll-Frage.

Zuerst versuchte er mittelst einer Wurst-Maschine die zähen Wollstoppeln klein zu bringen; die Idee war ebenso genial wie originell; er arbeitete mit der Maschine Tag und Nacht, aber das Resultat war niederschlagend — denn, statt daß die Wollstoppeln winziger geworden wären, wurden sie länger und faseriger; in dieser Zeit der Noth wurde uns plötzlich unerwartet vom Schicksal eine wirkliche Wollschneid-Maschine in die Hand gespielt. Wir konnten uns ob des Geschickes Vorsorglichkeit vor Freude kaum fassen, nicht ahnend, daß diese Maschine sich uns als ein Danäer-Geschenk, als unser trojanisches Pferd erweisen würde.

Die Maschine glich in Gestalt einer gewöhnlichen Windmühle, nur hatte sie scharfe Messer, wo die Windmühle ihre hölzernen Flügel hat. Die zu mahlende Wolle wurde oben aufgeschüttet und von den Messern tüchtig zerrissen und zermalmt. Es stellte sich jedoch bald heraus, daß sie zu unseren Zwecken nicht taugte, da sie die Wolle nicht kurz und scharf zerschnitt, sondern zerrupfte und zerfaserte. Mit Schrecken denke ich daran, wie unser ausübender Maschinist, welcher das Drehen des Mühlrads besorgte, sich schweißtriefend mit der Wollmaschine abquälte. Daniel kam nun auf den glorreichen Gedanken, daß bei schnelleren Revolutionen die Messer gründlicher und schärfer in die Wolle einschneiden würden, und um diese größere Schnelligkeit zu erzielen, müsse das kleine Rad von 2½ Fuß im Durchmesser in ein Schwungrad von zehn Fuß im Durchmesser umgewandelt werden, nöthigenfalls müsse das Schwungrad in die vierte Raum-Dimension hineinragen.

Das Schwungrad wurde gemacht; es war so groß, daß es nur im Mühlen-Raum zusammengesetzt werden konnte, und so schwer, daß Gefahr für den Fußboden vorhanden war, auf dem das Ungeheuer seine Schwingungen zu machen bestimmt war.

Nachdem die kleine Maschine an den Schwungrad-Koloß angefesselt war und die Probe beginnen sollte, fand der kleine Maschinist Baehr (asthmatischen Angedenkens) aus, daß er nicht groß genug sei, um die Handhabe zum Drehen des Rades zu erfassen. Es mußte zu dem Zwecke ein eigenes Gerüst erbaut werden, auf welchem der Mann seinen Dreh-

Standpunkt einnahm, und es verursachte mir mehr als einmal Schrecken, wenn ich sah, daß er in Folge manchmaliger Unvorsichtigkeit von dem brausenden Schwungrade erfaßt und hoch in die Luft geschnellt wurde.

Trotz des Schwungrades und der dadurch beschleunigten Drehung ließ die Wolle viel zu wünschen übrig.

Während Brand und Daniel im Innern des Gebäudes hausten, hatte ich noch eine Masse anderer Geschäfte zu verrichten. Ich hatte monatlich mehrmals Firniß zu kochen und Wolle zu färben. Ich verstand anfänglich von dem einen soviel wie vom andern, kochte und färbte aber unter Brands Rezepten und Instruktionen rüstig darauf zu. Hinter dem Gebäude im Hofe waren unter freiem Himmel verschiedene Kessel aufgestellt, in welchen ich Firniß (oder Varnish) von zweierlei Arten, und vorzüglicher Qualität, kochte. Im Wollefärben war ich weniger glücklich. — Schwarz, Gelb, zweierlei Grün, dann Roth und Blau, waren meine Farben. Das Roth und Blau konnte ich nie ordentlich fertig bringen — wieviel Cochinell und Ultramarin ich auch verwendete; es fehlte den Farben das Feuer und die Seele, ohne welche kein Kunstprodukt Werth und Leben hat. Im „Grünen" leistete ich manches, was der Nachwelt erhalten zu werden verdiente, meine Hauptforce bestand jedoch in Herstellung von "changeant" Farben, denen die Phantasie keinen Namen beizulegen im Stande ist.

Zu wundern ist immer, was der Mensch nicht alles leisten kann, wenn die Umstände ihn dazu zwingen. Ohne Brand wäre mein großes Talent für die Färbekunst wahrscheinlich verloren gegangen, ebenso wie Daniels Kenntnisse hinsichtlich der Schwungkraft.

Inzwischen setzte Brand seine uhrmäßigen Gänge zum Frühschoppen ununterbrochen fort; Daniel machte mehrere erfolgreiche Versuche, die Decken auswärts in Schwung zu bringen, da Cleveland, nach dem Sprichworte, daß kein Prophet in seinem Vaterlande etwas gilt, das Geschäft sehr dürftig patronisirte. Die meisten Einwohner waren damals noch zu unbemittelt, um sich den Luxus unserer brillanten Tischdecken erlauben zu können.

Es trat auch noch ein neues Hinderniß in den Weg, welches den Verkauf beeinträchtigte — der Leinöl-Geruch, welcher ihnen für längere Zeit inherirte; und der Umstand, daß Frost-Temperatur die Decken steif wie Sohlleder machte und ihnen eine horizontale Richtung gab.

Das alles wäre jedoch noch erträglich gewesen, wenn nicht hier und da sehr unverblümte Mahnungen zur „gefälligen Berichtigung" von Rechnungen erfolgt wären. Eher hätte ein Kameel durch's Nadelöhr gehen können, als daß wir im Stande gewesen wären, zu „berichtigen". Alles, was wir besaßen, bestand in unserem patentirten Deckenvorrath, seligen Angedenkens. Unvorsichtiger Weise waren wir auch noch ledig und zu keiner „Exemption" berechtigt. Brand hatte nichts als eine Frau, fünf unerzogene Kinder, seinen Cylinder und spanisches Rohr; bei ihm war also erst recht nichts zu holen.

Wir machten die Fabrik „zu"; das heißt wir fingen an, mit der Fabrikation aufzuhören. Daniel, an den ich, als alten „Settler" und Sprachverständigen, alle Gläubiger und Rechnungsbesitzer verwies, hatte seine Nachtruhe nicht mehr, eilte deßhalb mit großer Resignation nach Süden und Westen, wo er bedeutende Deckenverkäufe realisirte; ich selbst reiste mit dem Reste der „Waaren" nach Detroit und dann nach Buffalo, wo gerade

die protestantische Synode tagte und unter Mithilfe der anwesenden Pastoren meinen ganzen Deckenvorrath umsetzte.

Und das Facit der Geschichte war: unser Reinfall konnte nicht completer sein, verbunden mit der kostbaren Erfahrung, daß man seine Finger von Dingen lassen soll, von denen man nichts versteht, und wären sie noch so schön „patentirt".

XV.

Die Erfindungs- und Patent-Epidemie lag nun einmal in der Luft, und wer von ihr gepackt wurde, mußte sie nolens-volens durchkämpfen. Sie zog immer weitere Kreise. Neben den genialsten Erfindungen liefen die albernsten her; und die Erfinder der letzteren, wenn deren Werthlosigkeit auch mit Händen zu greifen war, glaubten dennoch ebenso fanatisch daran, den Alten auf dem Neste gefangen zu haben, wie die Erfinder der ersteren. Es war ein gelinder Wahn, eine fixe Idee, von denen sie befangen waren, und dagegen gab es kein Heilmittel als der Erfolg oder der ökonomische Zusammenbruch und die geistige wie physische Ermattung. Die Erfindungssucht hat der Menschheit große Dienste geleistet — das Patentwesen aber viel Unheil angerichtet. Die Patentspekulanten und Patentkäufer schöpften den Rahm von den werthvollen Erfindungen, während in der Regel der wirkliche Erfinder ziemlich leer auszugehen pflegte. Nicht "the fittest" — sondern der schlaueste und kapitalkräftigste saugte in der Regel den Honig aus der Patent-Blume; umgekehrte Fälle zählten zu den Seltenheiten.

Meister Brand betrieb das Erfinden einfach geschäftsmäßig. Erfindungsschlau wie er war, konnte er sein Geisteskapital nicht bequemer und vortheilhafter anlegen. Ein „Humbugger" oder Schwindler war er sicherlich nicht. Er glaubte an sein Talent wie an seine Erfindungen und Patente, wie der Arzt an seine Heilkunst. — Er erfand, um mittelst seiner Erfindung Gewinne, vielleicht Reichthum zu erzielen, damit seinen Lebensunterhalt zu erwerben, nicht um die Menschheit zu beglücken. Er so wenig wie andere Erfinder hatten eine Ahnung davon, daß jede neuerfundene und in Betrieb gesetzte Maschine ein weiterer Nagel zum Sarge des alten ehrlichen Handwerks sein werde — aber wenn er dies auch geahnt hätte, es würde ihn vom Erfinden dennoch nicht abgehalten haben.

Brand war kein Egoist im häßlichen Sinne des Wortes, kein Hungerleider und Habgieriger, der alles für sich haben und anhäufen möchte. Er liebte gute Bissen, gute Tröpfchen und behagliche Bequemlichkeit, gestand aber auch Anderen diese Lebensansprüche zu. Wenn's irgend ging, ließ er sich an seinem Appetite und seinen Lieblingspassionen nichts abgehen.

Er war, was die Leute „gutherzig" nennen, und würde im Falle der Noth einem Freunde Opfer gebracht haben, wenn er die Mittel hierzu gehabt; was aber bei ihm nie der Fall war. Was ihm fehlte war, außer der Energie des Willens, das Bewußtsein der Verantwortlichkeit und der Pflichttreue gegenüber seinen Mitmenschen. Ohne diese Charakterzüge ist die sogenannte Gutherzigkeit eines Menschen oft nur eine Plage für ihn und solche, die mit ihm zu thun haben, das „gute Herz", ohne vom Intellekte berathen und dirigirt zu sein, verführt sein Besitzer zu den unsäglichsten Unannehmlichkeiten und Dummheiten; sind ihm die Zügel bei der Fahrt durch's Leben überlassen, so kutschirt er steuerlos auf Irrwegen

und abschüssigen Bahnen dahin, läßt den Menschen aus Trubeln, Sorgen und aus der Unsicherheit nicht herauskommen, bis der unvermeidliche Krach erfolgt, und dann?

Ja dann, wenn Leichtsinn und Herzensduselei ihn ins Pech und materielle Elend hineingeritten, richtet der Gutherzige seine flehenden Blicke hülfesuchend nach Jenen seiner Freunde, die sich etwas „Sach" erspart, und die ohne Beeinträchtigung ihrer Herzensbedürfnisse, ihrem Verstande die Lebens-Direktion überließen; auf jene Menschen, die da meinten, daß das Herz, so gut und schwach wie es einmal ist, andere und edlere Funktionen zu verrichten habe, als die eines Kutschers, und daß dasselbe ungeschickt sei, die Leitung der gefährlichen Fahrt über die holprigen und schlüpfrigen Lebenswege zu übernehmen; auf Jene, die der Ansicht gewesen, daß besagtes Herz eher als Hemmschuh oder Bremse zu dienen habe, um den kutschirenden Verstand vom unvernünftig raschen und halsbrechenden Fahren abzuhalten, und um das Vehikel vom Ueberstürzen und Umkippen zu bewahren. —

Denn paradox wie es klingen mag, ist es doch wahr, daß keines der menschlichen Organe zu seiner prädestinirten Entwicklung eine so sorgfältige Pflege und eine so vorsichtige Ueberwachung verlangt, als das menschliche Herz, das köstlichste Geschenk der Götter; einer Ueberwachung, um vorzubeugen, daß es nicht ausarte ins Gefühllose einerseits, und nicht durchgehe mit dem Verstande andererseits. Wen immer von beiden das eine passirt, mit dessen Lebens-Glück ist es aus.

Bei Brand traf weder das eine noch das andere zu. Nicht übergroße Herzensgüte, nicht Verstandesmangel, sondern der Mangel an Harmonie zwischen Herz und Verstand war es, welcher ihn aus der „Straßen quetschender Enge" nicht herauskommen ließ. Nur der Mangel des nervus rerum, nur die an ihn herantretende Noth trieb ihn an, seine Erfindungsgabe auszunützen, und dann nützte er sie nur aus von Hand zu Mund, für das Heute ohne Besorgniß für das Morgen.

Mit dem Aufhören des Farben- und Decken-Fabrikationsgeschäftes versiechte auch die Quelle seiner Einkünfte. Erspart hatte er natürlich nichts, doch mußte mit Frau und Kindern gelebt sein. Hier war nicht lange zu fackeln; sein Erfindungs-Kapital mußte wieder angepackt werden. Er griff es an, und erfand mit affenartiger Geschwindigkeit ein Rezept, aus "hard Cider", mittelst Infusion und Beimischung von Pflanzenextrakten, Säuren und Essenzen, Weine und Liquöre herzustellen. Für Brand war dies eine Kleinigkeit und kein Kunststück.

Mit Ausnahme von „Bourbon-Rye" waren die ächten geistigen Getränke ungewöhnlich rar; der feinere Durst mußte sehr nothleiden, und trinkbeflissene Menschenkinder waren in die traurige Nothlage versetzt, zu kulturwidrigen Gefässen zu greifen, dadurch Gesundheit und gute Laune zu gefährden, und von der Menschheit ganzen Jammer angefaßt zu werden. Durch Herstellung „reiner" Getränke kam Brand in die angenehme Lage, sich selbst aus der Patsche zu helfen und zugleich der Clevelander Menschheit einen wichtigen Gesundheits- und Kulturdienst zu leisten.

Im Erdgeschosse des Center-Blocks, dem erwählten Fabrikations-Lokale, dampfte, kochte und zischte es bald. Ein Faß reihte sich bald an das andere, Krug an Krug, Flasche an Flasche. Aromatischen Duft strömten die angesammelten Kräuter und Essenzen aus, sehnsüchtig ihrer Verwendung entgegen duftend. Bald füllten sich die Gallonen-Krüge, mit prächtigen Vignetten

versehen, auf dem hier Kümmel, dort Anyset, hier Mosel-, dort Rheinwein, in Goldschrift hervorglänzte. Der Verkauf war die nächste Stufe des Geschäfts, und dann die Realisirung des „Cash". Im Gegensatz zu seiner früheren Anschauung war bei Brand jetzt das Baar „ein wirklicher Gegenstand"! —

Mit mehreren Dutzend Gallonen-Krügen, gefüllt mit den verschiedenartigsten, unglaublichsten Getränken, rückte Meister Brand eigenhändig zum Verkaufe aus, die vornehmsten Wirthschaften besuchend. Weil ich bekannter war wie er, sollte ich ihn begleiten, um ihn vorzustellen. Mein „gutes Herz" konnte ihm die Bitte nicht abschlagen und so fielen wir bei Halenz, an Erie Straße, einem Landsmanne Lessing's, zuerst ein. Brand begehrte zu trinken, was Halenz nicht hatte und nicht einmal dem Namen nach kannte, und so war das Eis zum Geschäftmachen gebrochen. Brand's Patent-Produkte wurden natürlich probirt. Eins — zwei — drei — alles ganz vorzüglich. Ich mußte mittrinken und dabei so verklärt aussehen, als wäre es Ambrosia, was ich hinunter geschluckt. Brand, der einen guten Stiefel vertragen konnte, verzog beim fünften Probegläschen so arg die Mundwinkel, daß er schnellstens dem Wirthe den Rücken zukehrte als wenn er nießen müßte! Halenz fühlte sicher, daß der neue Stoff ihm Kundschaft zuführen werde; einige Gallonenkrüge verschwanden dann flugs hinter der „Bar" und das „Baar" erfolgte. „Es pumpt", sprach Brand, womit er auszudrücken pflegte, daß das Geschäft florire. Beim Niederschreiben dieser Geschichte, dreißig Jahre nach dem Geschehniß derselben, glaube ich noch das Magenzwicken zu verspüren, welches jene „Patent"-Liquöre mir verursacht, und die ich aus „Gutherzigkeit" getrunken hatte.

Es dauerte nicht sehr lange — die Brand'schen Schnäpse, Liquöre und Weine fingen an ihren zurückgebliebenen Hard-Cider Geschmack zu verrathen und bei den Consumenten ungemüthliche Magen-Irritationen hervorzurufen. Die Kundschaft stockte nach einigen Monaten, und so stockten Brand's Einkünfte, und ruhelos wie er war, zog er, ohne viel Federlesens zu machen, nach Chicago, um dort sorglos seinem erfinderischen Geiste eine neue Wirkungssphäre zu eröffnen. Unähnlich der Venus Aphrodite, welche dem Schaum des Meeres dereinst entstiegen, hatte jene Stadt sich aus dem Sumpfe emporgehoben, und eine sumpfduftende Atmosphäre herrschte noch dort, als unser Brand eintraf. Die heitere Kunst muß hier reinigend eingreifen, sagt er sich — und ohne langes Besinnen erfand er das Tingel-Tangel und betrieb es mit Eifer und Geschick. Die technischen Erfindungen lagen hinter ihm, ohne daß sie ihm oder Andere auf die Beine geholfen hätten — jetzt galt es sich in höheren Dingen zu versuchen, und ein hübsches Stück Kulturarbeit zu leisten. — Das Tingel-Tangel-Institut, als erstes im Lande, blühte auf und schlug kräftige Wurzeln — ob und wieviel es zur moralischen und materiellen Entwicklung der embryonischen Großstadt beigetragen — ist durch Chicagoer Historiker festzustellen.

Meister Brand war vielleicht der eigenartigste und interessanteste deutsche Erfinder, aber der tüchtigste war er nicht. Hundert Andere leisteten Werthvolleres auf dem Erfindungsgebiete. Idealistische Erfinder, das heißt solche, welche mehr aus humanistischen und künstlerischen Intentionen, als aus Eigennutz zur Erfindung angetrieben wurden, gab es nur unter unseren Deutschen, und ihre Namen verdienen genannt und hervorgehoben zu werden.

Dr. Bombastus W., fast ein zweiter Eisenbart hatte seine Universal-Kreide-Mixtur und Apotheker Lotz ein unfehlbares Mittel gegen den Bandwurm erfunden.

Die segensreiche Erfindung des Kindermehls durch Hugo Hensch datirt aus jener gährenden und gebärenden Zeit.

In der Malerei und Anstreicherkunst war Heine seinem Jahrhundert eine Kopfeslänge vorausgeeilt, indem er die Abwesenheit des Leinöls in der Oelfarbe als ungefährlich nachwies.

In Pastellmalerei und im Portrait hatte Heinrich Langsdorff neue Bahnen eingeschlagen.

Das Problem, aus Lake-Sand mittelst eines genialen Schmelzungsprozesses Granit-Bausteine zu fabriziren, wurde durch den phlegmatischen, bequemen und gutgenährten Vater Huber, vulgo Ammen-Huber, zu lösen versucht. Beinahe wäre ihm, von dem sich Niemand so etwas versprach, das Kunststück gelungen. Ein Patent wurde ihm wirklich ertheilt, das keinen weiteren Zweck hatte, als daß es patentgläubigen Enthusiasten nicht Geld genug kosten konnte.

Last, not least — ist unser lieber, jovialer und gutherziger Carl Frank zu erwähnen. Die von ihm gemachte und durch Patent gekrönte Erfindung bestand in einen Heizofen, der wenn einmal geheizt, ohne ferneres Zuthun von Brennmaterial nie mehr kalt wurde. Eine Spirale war darin angebracht, durch welche die einmal erzeugte Wärme sich ewig auf und ab schlängelte und vom Entweichen gehindert wurde. Der Ofen war auf das Prinzip des Kreislaufes des Blutes gestützt.

Die einmal erzeugte Wärme auf labyrinthische Wege zu locken und am Entweichen zu verhindern, das war ein genialer Versuch auf dem Gebiete der Physik, der ans perpetuum mobile grenzte. Der armen Menschheit das Heizungmaterial zu ersparen, das war bei Freund Frank der humane Antrieb zu seiner Erfindung. Daß dabei sein gutes Herz mit dem Kopfe davonlief, soll ihm verziehen sein. — Herzensverirrungen haben in der Welt unabsichtlich schon schlimmere Dinge angerichtet.

Gar Vieles noch zu sagen wär', von Erfindern und Patenten,
Doch jed' Geschicht', wie lang sie sei,
Sie muß doch einmal enden!

XVI.

Die Goldgräber.

Die Wogen der Aufregung, welche Anfangs der fünfziger Jahre in Californien durch die Goldentdeckungen hervorgerufen wurden, spülten sich bald auch an die Ufer des Erie-Sees. Anfänglich, als die fabelhaften Gerüchte über die californischen Gold-Reichthümer hier anlangten, wurden dieselben kopfschüttelnd und mißtrauisch aufgenommen; bald jedoch schwand jeder Zweifel an der Richtigkeit der berichteten Thatsachen. Das moderne Eldorado war wirklich gefunden. —

Wie in vorhergehender Skizze erzählt, so herrschte bereits in jener Zeit das Fieber der Erfindungs- und Patentsucht, und diesen gesellte sich nun das Goldfieber hinzu, und das fehlte noch gerade, um die Arbeitsscheuen, die Abenteuerlustigen und alle Solche, welche das Bedürfniß in

sich verspürten, schnell reich zu werden, auf die Beine zu bringen. Wohin man horchte, war Gold das Thema der Unterhaltung; die Sehnsucht und der heiße Drang nach Gold las man von den Gesichtern; der nüchterne Theil des amerikanischen Volkes blieb von den fieberischen Einwirkungen der Goldentdeckungen nicht ganz verschont. Und natürlich war dies in Anbetracht des Umstandes, daß das materialistische Zeitalter angebrochen war. Mit der Abkehr vom Uebersinnlichen und Phantastischen — mußte man dazu kommen, nach solchen Gütern zu streben, welche erfahrungsgemäß anentbehrlich sind, um sich in dem sogenannten Jammerthal ein behäbiges Dasein zu bereiten. Solche Güter direkt und ohne komplizirte Umstände und Umwege erlangen zu können — dazu boten die Goldschätze Californiens eine verlockende Gelegenheit dar — warum sollte man sie nicht nützen? Die glänzenden Goldberichte erschütterten die Herzen der Menschen und nahmen ihre Sinne gefangen. Die moderne paradiesische Schlange war plötzlich, wie es schien, mit goldenen Zünglein unter sie getreten und sie unterlagen ihren gleißenden Versuchen. Es galt ja hier in "less than no time" die Mittel gegen die dummen Lebenssorgen zu gewinnen. So wie der Glaube an eine jenseitige Glückseligkeit, so war der Glaube an die diesseitigen alten Erwerbs- und Entsagungs-Methoden erschüttert. Es stürzte der alte biblische Glaube, daß der Mensch im Schweiße seines Angesichts sein Brod verzehren müsse, wie ein Kartenhaus zusammen; das Gold hörte auf „Chimäre" zu sein.

Unsere deutschen Landsleute, altbacken, fleißig, sparsam und conservativ wie sie nun einmal waren, kapirten nicht so rasch wie andere Nationalitäten den Anbruch der goldenen Zeit; sie überstürzten sich nicht und fuhren, wenn auch etwas aufgeregt, im alten Geleise fort, das gute deutsche Sprüchwort: „Eile mit Weile" zu befolgen; sie lebten fleißig und genügsam weiter, um sich und den ihrigen eine sichere Existenz zu gründen und nach Wohlhäbigkeit und gemüthlichem Dasein zu streben. Geduldig sahen sie dem Reichwerden entgegen. Sie klebten fest an ihre Schollen und ließen sich nicht so ohne weiteres von dem aus dem Felsengebirge tönenden Sirenen-Gesang verleiten, das Sichere mit dem Unsicheren zu vertauschen; und sie thaten recht „dabei". Die Gold-Raketen, welche von Tag zu Tag glänzender am westlichen Horizont aufstiegen, verlockten vorläufig nur jüngere Leute, welche nicht Haus und Hof, nicht Kind und Kegel besaßen, ihr Glück in dem Wunderland zu versuchen.

Und so geschah es, daß auch von Cleveland eine stattliche Anzahl junger deutscher Männer sich entschloß, nach den Goldhöhlen und Goldbrüchen Californiens zu wandern, und waren es zwar meistens solche, denen es hier gut genug ging und die nicht Ursache hatten, wegen Existenz-Mangel die Wanderung in das Goldland zu unternehmen, eher hätte man ihnen vorwerfen können, daß es ihnen zu wohl gewesen.

Zwei dieser Goldlustigen gehörten zu meinen näheren Bekannten, und ich kann dem Leser keine bessere Idee von den gemüthlichen Motiven und Zwecken der hiesigen Goldgräber-Gesellschaft geben, als wenn ich sie in die inneren Vorgänge jener zwei Freunde blicken lasse.

Jacob Finger war einer derselben; ein wohlkonditionirter „Drygoods-Clerk", geschätzt von seinen Prinzipalen, bei dem Deutschthum wohlangesehen und beliebt, und mit der Menschheit im Allgemeinen auf gutem Fuße stehend. Seine Situation war eine sichere und hoffnungsberechtigte, wie

ſie ein Jüngling von reiferen Jahren nur wünſchen kann. Er war ſolide, anſpruchslos, zuvorkommend gegen Freunde und liebenswürdig gegen alle ſeine Kunden, ohne Bevorzugung des weiblichen Geſchlechts—welch' letzterem Mangel an Differenzirung ihm von den Frauen ſehr übel vermerkt wurde.

Sein etwas fadengrades pedantiſches Weſen, was man etwa an ihm auszuſetzen hatte, fand Entſchuldigung in dem betrübenden Umſtande ſeines Hagenſtolzthums, das bereits ſeine Schatten auf ihn geworfen. Füge ich noch hinzu, daß Jacob auch ein leidlich hübſcher, wenn auch etwas allzu ſchlanker Mann war, der an poetiſchen Sinn und äſthetiſchen Geſchmack keinem ſeiner vielen Bekannten nachſtand, ſo ergibt ſich von ſelbſt, daß bei ſeinem Entſchluſſe, in das Goldland zu wandern, andere und edlere Motive als das bloße Haſchen nach Goldſtaub und Goldkörnern vorherrſchen mußten.

Und in der That war das Goldfiſchen nur ein ſekundäres Motiv bei ihm geweſen — was ihn mit Sirenenſtimme lockte, war die großartige Natur Californiens und der Felſengebirge, deren Herrlichkeit damals nur erſt geahnt wurde. — Jacob war ein Romantiker vom Scheitel bis zur Sohle, wenn auch ſeine romantiſche Schwärmerei durch das real praktiſche amerikaniſche Leben gemildert und im Zaume gehalten wurde.

Seine Ausſtattung, die er ſich mit auf die Reiſe nahm, beſtand nicht in Dolchen, Revolvern und Bowie-Meſſern, ſondern in einer kleinen Bibliothek poetiſcher und klaſſiſcher Schriften, mit deren Lektüre er ſich die Mußeſtunden in der Goldregion vergnüglich und genußvoll auszufüllen gedachte.

Heinrich Pletſcher, der zweite meiner goldluſtigen Freunde, war eine vom erſteren ganz verſchiedenartige Natur. Poeſie und Romantik waren ihm böhmiſche Dörfer. Seine muskulöſe, hünenhafte Geſtalt zeigte ſofort, daß man es hier mit einem unverfälſchten teutoniſchen Sprößling zu thun hatte. Robuſt in Geſtalt, barſch im Auftreten, wäre ſeine äußere Erſcheinung geeignet geweſen zu imponiren, wenn er nicht bald verrathen hätte, daß er ein harmloſes, gutes und breiweiches Herz im Buſen trage. Seine Unterhaltung und die Reden, die er führte, machten faſt einen heroiſcheren Eindruck als ſein kräftiges Aeußere; doch brauchte man dadurch ſich nicht einſchüchtern zu laſſen, denn die grimmigſten Redensarten waren harmlos und unſchuldig gemeint.

Heinrich hatte Coopers letzten Mohikaner und Lederſtrumpf geleſen, und ohne daß er je einen Indianer geſehen, hatte er ſich in eine ſolche Art ungefährlicher Feindſeligkeit gegen die armen Rothhäute hineingebiſſen, daß er faſt keinen Tag vorüber gehen ließ, wo er nicht durch Geberden, Worte oder Gedanken mehrere Dutzend Indianer in effigie ſkalpirt hätte. Außer ſeiner Indianer-Antipathie hatte er den Namen eines paſſionirten Jägers auf Hoch- und Raubwild. Wenn er bei geſellſchaftlichem Zuſammenſein von ſeinen Jagdabenteuern erzählte, da flogen die großen Thiere, die er alle erlegt haben wollte, nur ſo herum.

Dieſe heroiſchen Rodomontaden abgerechnet, war Heinrich der ehrlichſte und gutherzigſte Menſch auf der Welt; für die Arbeit hatte er keine beſondere Leidenſchaft, wenn er aber einmal zugriff, ſo that's für zwei.

Er hatte ein gutes Geſchäft, ein ſtolzes Reitpferd und mehr Einkommen als er brauchte; hätte auch nie daran gedacht, nach Californien zu gehen und Gold zu graben, wenn ihn nicht ſeine Freunde fortwährend damit geneckt hätten, daß er jetzt eine gute Gelegenheit habe, ſeine heroiſchen

Eigenschaften zu bethätigen und in den Felsengebirgen seine Wuth an den Indianern, Grisly-Bären und Klapperschlangen auszulassen. Sie bohrten und neckten an ihm so lange bis er, um nicht als Hasenherz und Renommist zu erscheinen — sich entschloß, mit der Goldgräber-Karawane nach den Goldgefilden zu wandern.

Es war ihm leid genug, daß er nicht gut ausweichen konnte, denn er verspürte jetzt gar nichts mehr von seinem früheren Heldenmuthe, befleißigte sich vielmehr in Wort und That der allerfriedfertigsten Gesinnung.

Doch der Tag, auf welchen die Abreise verabredet war, rückte näher, und Heinrich hatte, trotz schweren Herzens, sich vorzubereiten.

Eine Reise von 2,500 Meilen über Land nach San Francisco oder Sacramento war keine Kleinigkeit; ob man sie zu Fuße, zu Pferde oder per Maulesel machte. — Mehr als zwei Monate hatten die Reisenden auf dem Wege zuzubringen, mit Wind und Wetter, Sonne und Kälte zu kämpfen, und nicht selten den nächtlichen Angriffen wilder Indianer und hinterlistigen Barbaren ausgesetzt zu sein.

Abends vor der Abreise versammelten sich Heinrichs zahlreichen Freunde, um sich zu verabschieden und ihm gute Reise zu wünschen. Als demnächstiger Goldgräber erschien ihnen der Freund außerordentlich komisch, weil sie seine Gleichgültigkeit gegen goldene Reichthümer ebensogut kannten, wie seine Abneigung gegen das Bücken. Als ironisches Abschiedsgeschenk verehrten sie ihm zwei Drilichsäcke zum Aufbewahren des Goldes, und einen fünf Fuß langen Stock, an dessen einem Ende ein silbernes Schaufelchen, und an dessen anderm eine Zange angebracht war. Mit dem ersteren sollte er, ohne sich bücken zu müssen, den Goldschlamm aus den Bächen schöpfen und mit der Zange die Goldquarze bequem von der Erde in seinen Goldsack herauf häkeln. Heinrich nahm guten Humors die sinnigen und praktischen Präsente in Empfang und dann ging es ans Einpacken seiner Effekten, die in einem mächtigen Felleisen untergebracht wurden. — Schieß- und Stech-Waffen bildeten den gewichtigsten Theil dieser Ausrüstung; eine Reiterpistole, zwei sechsläufige Revolver, ein Stoßdegen, eine Schlinge, ein Skalpirmesser, ein Tomahawk, eine Büchse und eine Doppelflinte. Mit diesem Arsenale ausgerüstet, hätte er es zur Noth mit den Räuberbanden in den Abruzzen aufnehmen können.

Heinrich hatte sich bei seinem Abgange in seine Reise- und Goldgräber-Uniform gesteckt und verursachte bei seinem Erscheinen großes Aufsehen. Seine ganze Gestalt strotzte von Waffen, als wenn er einen Sturmangriff auf eine Festung machen wollte.

Die Reise ging vor sich und nach vielen Hindernissen, Kämpfen und Entbehrungen langte die Gesellschaft in der Goldregion an, — wo meine Freunde drei Jahre es aushielten, um dann den Goldstaub von ihren Füßen zu schütteln und frisch und gesund in die Heimath zurückzukehren.

Nach Ablauf des ersten Jahres erhielt ich einen Brief, worin mir die Erlebnisse und Aussichten mitgetheilt wurden. Eine Stelle daraus mag hier am Platze sein, sie lautet:

„Seit neun Monaten kampiren wir in einem Zelte hoch oben in den Rocky Mountains. Die Hälfte dieser Zeit hat es geschneit und die andere geregnet, so daß zum Goldfischen und Goldwaschen wenig

Gelegenheit war. Ich glaube, daß Gold genug in den Gebirgen und in den Gewässern steckt, es ist nur schwer, es zu finden und ihm beizukommen.

„Wäre es nicht für die wilden Truthühner, so hätten wir schon längst am Hungertuche nagen müssen, denn auf fünfzig Meilen ist kein Proviant zu bekommen. Die Bärenjagd ist nicht so plaisirlich, wie ich mir zu Hause eingebildet habe, im Gegentheil. Bis jetzt war ich froh, wenn *sie* uns des Nachts in Ruhe ließen und den einzigen Maulesel, der uns noch übrig geblieben ist, verschonten.

„Die Wilden sind doch bessere Menschen, als ich gedacht. Mein Zorn gegen sie hat sich vollständig gelegt; ich rauche die Friedenspfeife Tag und Nacht, als Zeichen meiner friedfertigen Gesinnung. Ich bin jetzt geneigt zu glauben, daß wenn es zwischen uns und den Rothhäuten zu Feindseligkeiten käme, unsere Skalps größerer Gefahr ausgesetzt wären, als die ihrigen. —

„Die mitgebrachten Drilichsäcke fangen an sich zu füllen. Es geht schrecklich langsam. Auch hier in der Wildniß, wo noch Urzeit herrscht, ist das vermaledeite Gold in seinem ordinären Naturzustande schon hoffärtig und aristokratisch: Nur bauchrutschend oder tiefgebückt kann man sich ihm nähern. Ich fühle mich beschämt, *solch* tyrannischen Götzen den freien Mannesstolz zu opfern. —

„Freund Finger, mit seinem poetischen Herzen, ist besser daran wie wir anderen. Versteckt bei ihm die goldene Fundgrube, greift er zur poetischen Harfe, ihr oft so laute und ausdrucksvolle Töne entlockend, daß die nachbarlichen Squaws lauschend vor ihre Wigwams treten und der hinter dichtem Buschwerk sich bergende Grisly-Bär seine Ohren spitzt und andächtig zuhört. Ich denke dabei immer an Orpheus, wie dieser alte Knabe durch seine ergreifenden Töne die wildesten Thiere zu bändigen pflegte. —

„Wenn ich Finger bei solcher Gelegenheit so innerlich vergnügt sehe, so überkommt mich jedesmal der Gedanke, daß es werthvoller sei, als das schnöde Gold, ein poetisch veranlagtes Gemüth zu besitzen. Ich würde ihn deßhalb beneiden, sähe ich nicht, wie er deklamirend doch besorgt nach seiner Goldkörnersammlung hinschielt, wie er gleich andere, am Golde hängt, nach Golde drängt.

„Einige reichhaltige Goldquarze, die ich beständig als Talisman auf der Brust trage, vermögen die Goldsucher nicht vor Kälte und Hunger und vor Heimweh zu schützen, oder über das goldene Elend hinwegzutäuschen; werde aber, um der Schadenfreude meiner Freunde und Feinde zu entgehen, *hier aushalten* bis der mir verehrte Drilichbeutel gefüllt ist. — Entweder Caesar oder nichts. *Ohne* Gold — seht ihr mich niemals wieder."

Nach Ablauf dreier Jahre kehrten die Freunde zu uns glücklich zurück, mit Goldstaub mäßig beladen. Manches hatten sie vergessen, vieles erlebt und auch erfahren, darunter auch, daß nicht Alles Gold ist was glänzt. Etwas, werthvoller als der Goldgewinn, brachten sie mit heim. Als hartgesottene Hagestolze waren sie ausgezogen, als liebesbedürftige Schwerenöther kehrten sie zurück. Unter dem eisigen Hauche der Felsen-

gebirgsgletscher und in der Tropengluth unten im Thale erweichten ihre Herzen, und das „ewig Weibliche“ zog sie hinan.

* * *

Nicht alle Goldgräber kamen jedoch zurück, manche blieben in Californien hängen, andere gingen dort zu Grunde.

Nur Wenige verstehen es, schnelles und unvermitteltes Reichwerden zu ertragen und dauernd zu genießen. Bethört durch unerwarteten und ungewöhnlichen Reichthum, fallen die Besitzer dem Hochmuth, dem Spiele und ausschweifenden Genüssen zum Opfer, gehen moralisch, oft auch physisch, zu Grunde; denn es birgt sich im Genicke solch unerarbeiteten und leichterworbenen Reichthums, wie auf die Gewinne gewerbsmäßigen Spieles und Spekulation — jener Dämon, welcher den Menschen ins Verderben lockt. Es erklärt sich daraus, daß nicht die enttäuschten, sondern oft die erfolgreichsten Goldgräber es waren, unter deren Händen in zahllosen Fällen das Gewonnene, ja mehr als das, schnell genug zerrann.

Doch wie dem auch sei — den Goldgräbern soll kein Vorwurf gemacht werden, daß sie thaten, was sie am Goldsuchen nicht lassen konnten — wer den gerechtesten Vorwurf verdient, das ist unsere Regierung, welche die californische Jagd auf das Gold provozirt und sie zum Systeme erhoben. Statt daß sie dem Beispiele älterer Kulturvölker folgte und die in dem Nationalländereien enthaltenen Währungsmetalle Gold und Silber der Nation und dem Gesammtvolke, als solchem, vorbehalten und ihrer rationellen Ausbeutung unterstellt hätte, hat sie das Land mit sammt dem unermeßlichen Reichthum von Edelmetallen einem allgemeinen „Grabsch“ überlassen, von welchem man voraussetzen mußte, daß er hauptsächlich dem rohesten und brutalsten Elemente, einem winzigen Bruchtheil des Volkes, zu Gute kommen werde.

Eine National-Regierung, welche des Volkes Wohlfahrt über das Partei-Interesse gestellt und staatsmännisches Verständniß für die Gegenwart und einen Weitblick in die Zukunft gehabt hätte — würde begriffen haben, daß durch Reservirung der Edelmetalle nicht nur tausende von Millionen der Nation wären erhalten geblieben, sondern daß dadurch der Habgier nach Anhäufung von Millionen in den Händen einzelner Wenigen wäre von dieser Seite her ein Riegel vorgeschoben worden.

Und so ist es durch die Unfähigkeit unserer National-Vertretung gekommen, daß eine Quelle des National-Reichthums, wie sie ein anderes Volk vorher unerschöpflicher nie besaß, und an welcher, bei verständiger Benützung, die Generationen vieler Jahrhunderte sich hätten erlaben können, nur noch für jene kleine Anzahl von Individuen fließt, welche es verstanden haben, right or wrong, die Quelle sich zu eigen zu machen und zu beherrschen.

XVII.

Newburgh — Parma.

Das kleine Vorspiel zu der achtundvierziger großen deutschen Erhebung spielte sich in Deutschland nach der französischen Juli-Revolution von 1830 ab. Dieses Vorspiel gipfelte in dem bekannten Frankfurter Attentate von 1833, einem rasch unterdrückten Aufstande deutscher Burschenschafts-Studenten, welcher bezweckte, den unseligen deutschen Bundestag zu sprengen. Von Studenten, welche an diesem patriotischen Attentate betheiligt und deutschem Brauche gemäß ihre Vaterlandsliebe mit dem Exil zu bezahlen hatten, wurde Belleville, in Illinois und die dortige Ansiedlung gegründet, welche geschichtlich als „lateinisches Settlement" bekannt ist, und mit so tüchtigen Männern wie Gustav Koerner und Anderen einen so wohlthätigen und weitreichenden Einfluß auf die westliche amerikanische Kultur ausübten.

Die französische Juli-Revolution, welche mit der Verjagung Karls X. und der Einsetzung Louis Philipps endigte, hatte auch in dem unglücklichen Polen eine revolutionäre Erhebung hervorgerufen. Von den Wirkungen dieser Ereignisse blieb auch Süd-Deutschland nicht unberührt. Nicht blos unter den Burschenschafts-Studenten, sondern auch bei dem Bürgerthum machte revolutionäres, nach Befreiung ringendes Streben sich geltend, das im Hambacher Feste seinen Höhepunkt erreichte. Die schauderhafteste Reaktion erfolgte, und eine Demagogenhetze und Freiheitsverfolgung, die in der deutschen Geschichte einen ewigen Schandfleck bilden wird. Auch den philiströsesten Naturen und den allerfriedfertigsten „Unterthanen", die keine revolutionäre Faser an sich hatten, wurden die politischen Zustände zu arg, die despotische Willkür und die bureaukratischen und polizeilichen Anmaßungen unerträglich. —

Und so kam es, daß viele der wohlhabendsten Grundbesitzer und vorzüglichsten Bürgersleute aus Widerwillen und Unmuth der ihnen unerträglich gewordenen Heimath den Rücken kehrten und nach Amerika's Gestaden auswanderten. Reichliche Geldmittel zum Ankauf von Farmen brachten sie mit sich, und nicht wenige ihrer siedelten in unserem liebenswürdigen Cuyahoga County sich an.

Der leichte Sandboden Clevelands sagte ihnen nicht zu, und so erwarben sie ihre Farmen in den nahegelegenen Townships Newburgh und Parma, wo der schwere Lehm- und Lettenboden die, nach ihrer Ansicht, zum Getreidebau erforderliche Erdkruste bildeten. Die guten Leute urtheilten nach deutschen Verhältnissen und ahnten nicht, was „schwerer" Lehm- und Lettenboden im amerikanischen Urzustande bedeute, und daß es die übermenschlichste Arbeit von Jahrzehnten nehmen werde, diesen zähen „Humus" urbar, zahm und fruchtbar zu machen. Durch die bodenlosen Wege, die zu ihren Farmen führten und später ihnen oft das Landleben verleideten, ließen sie sich auch nicht abschrecken, obgleich solche in desperatem Zustand gewesen sein mochten. Eduard Hessenmüller, auch einer der Burschenschafts-Studenten, der mit dem Exile belohnt, sich hier ländlich und bäuerlich niedergelassen hatte, erzählte mir oft mit großem Humor, daß er von Newburgh einen vollen geschlagenen Tag gebraucht habe, um mit einem akademischen Ochsengespann ein Fuder Brennholz auf der bodenlos-morastischen Straße nach der anderthalb Stunden entfernten Stadt zu bringen und dort dafür, wenn es gut ging, anderthalb Dollars zu erlösen.

Nur der ernsten Auffassung des Lebens und der zähen Ausdauer war es zuzuschreiben, daß die an gute Verhältnisse gewöhnt gewesenen Ansiedler den Muth nicht verloren, und in anderthalb Jahrzehnten ihre Farmen zu herrlichen Fruchtfeldern und Obstgärten gestalteten.

Es war im Frühjahr 1851, 18 Jahre nach der Ansiedlung, als ich zum erstenmale in jene Landschaften kam, Bekannte dort besuchend. Noch ziemlich spärlich waren sie besiedelt, daß es aber fast ausnahmslos deutsche Ansiedler waren, konnte ich schon aus der Physiognomie von Land und Leuten entnehmen. Das hochkultivirte Ackerland, die einfachen Wohn- und Wirthschafts-Räumlichkeiten, die kleinen freundlichen Blumengärten mit Weinlauben mutheten mich deutsch-heimathlich an; mehr noch das solid-bürgerliche, deutsche Familienleben, dem ich hier begegnete und der üppig deutsche Kindersegen, den ich in den Familien vorfand. Die Wahrnehmung dieser Thatsachen befriedigte mein heimwehrisch disponirtes Herz, fand ich doch im neuen Lande die guten alten teutonischen Vorzüge unverfälscht und ungeschwächt wieder; meine Besorgniß wegen des Aussterbens meiner „Race" und der Tugenden derselben wurde zerstreut, zumal auch die deutsche Sprache und deutsche Sitten in den Familien wie in der Gesellschaft als etwas Selbstverständliches und Natürliches herrschten, und deutsche Literatur gebührend gepflegt wurde.

Ja, es ist wahr, es hatten die vorzüglichen Qualitäten der deutschen Einwanderung der dreißiger Jahre ein hübsches Stück Kulturarbeit in unserem County geleistet, eine Oase aus einer Wildniß hatten sie geschaffen, dem soliden deutschen Wesen eine würdige Stätte bereitet, und durch Entfaltung eines einfachen, kernig gesunden und heiteren Familienlebens dem deutschen Namen Ehre gemacht und verdiente Anerkennung erworben.—

Natürlich nur war's deßhalb, daß von den Achtundvierzigern gar manche, welche die Mittel dazu hatten, sich in jenen Townships Farmland erwarben und dort ihren Herd aufschlugen. Professoren, Doktoren und Pastoren — die nie vorher eine Schaufel in der Hand gehabt oder einen Pflug oder eine Egge geleitet, versuchten und erprobten sich dort, mit größerem oder geringerem Erfolge, als interessante und biedere Bauersleute und bezeugten hierdurch, daß Wissenschaft oder Gelehrsamkeit sich mit Ausübung praktischer Agrikultur ganz gut verträgt.—

Wie auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit, so hat auch in der praktischen Landwirthschaft ein Fortschritt sich manifestirt. Von den Reform-Methoden Anhäussers und Verhas ist bereits gesprochen worden.

Gustav Kitzsteiner, um seinem deutsch-romantischen Drange zu genügen, war es gelungen, einen wüsten Bach, der sein Land durchlief — über künstliche Wasserfälle pittoresk herabschäumen zu lassen, während der ruhige Karl Umbstätter durch kunstgerechten Damm ein vorher zügelloses Gebirgswasser der Holzschneid-Industrie dienstbar gemacht hatte, so lange besagter Damm nicht durch Platzregen und ortsübliche Wolkenbrüche weggewaschen wurde — was leider nicht selten passirte.

Auch mein Freund Adolf Geuder, der sich 1850 in der Nähe von Parma angesiedelt, hatte schon durch Einführung umwälzender Agrikultur-Reformen und origineller Baumdüngungs-Methoden sich einen Namen gemacht. Schon als Studiosus hatte er sich im Revolutioniren reaktionärer Zustände und Dinge bewährt und hierdurch, sowie durch seine demokratische Gesinnung, seiner adligen Familie manchen Kummer und der „angestammten Obrigkeit"

vielen Aerger bereitet. Seinem freiheitsdürstigen Drange folgend, hatte er im Sturm-Jahre '48 die Heidelberger Studentenschaft zum Auszuge nach Neustadt a. H. verleitet, und hierdurch höchst mißliebige Sensation nach „oben" hervorgerufen.

Unähnlich vieler Anderen ertrug er sein Exil philosophisch kühl, ja mit einem starken Anflug von Galgenhumor. Bei seiner Ankunft in Amerika sackelte er nicht lange und ließ sich als akademischer Farmer nieder; bezog seine fensterlose Blockhütte, studirte und musizirte darin so harmlos, als wäre er darin groß geworden. Mit der ihm eigenen Energie handhabte er Pflug, Egge und Spaten mit einem Geschicke und einer Vehemenz, welche den Nachbarsleuten gewaltig imponirten und sie zur Nachahmung anreizten. Das Welschkorn und die Kartoffeln gediehen zauberhaft unter seiner Bearbeitung und Pflege. Die sommerliche Landarbeit befriedigte seinen rastlosen Thätigkeitstrieb nicht, und flugs erlernte er das e d l e Küferhandwerk, umgürtete seine Lenden mit dem Schurzfelle und küferte zur Winterszeit rüstig darauf los, s o l a n g e bis er die Hörner sich abgelaufen und dann plötzlich zu etwas Anderem griff, wie dies so seine Art war.

Es war um diese Zeit, wo der unruhige achtundvierziger Reformgeist sich auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit: Politik, Kunst, Industrie und Landwirthschaft bethätigte, wo Kitzsteiner und Umbstätter bereits als erfolgreiche Progressisten ehrenvollst genannt wurden und wo Geuder auf der Höhe seiner agrikulturellen Reformthätigkeit stand — daß eine n e u e, wunderlich-reformatorische Persönlichkeit von Deutschland hier eintraf, um sich der Landwirthschaft zu übergeben. Was er von Parma w u ß t e und von den dortigen Leistungen verwandter Reformleute hörte, bewog ihn, dort sich anzukaufen, dort sein Zelt aufzuschlagen. Zweifelsohne hat zu seinem Entschlusse der zweivokalige Name mitgewirkt. Er mochte auch an die Perle Italiens, an deren Oliven-, Orangen- und Maulbeerbäume, an den italienischen Lerchen- und bezaubernden Nachtigallen-Sang gedacht haben; vielleicht an den italienischen azurblauen Himmel, an seinen herrlichen Frühling mit kosenden Zephiren! Wehe ihm! wenn er es that, wenn er auf diese Weise die Ironie des Schicksals herausgefordert hätte!—Der Frühling, das Lerchengeschwirre, der Nachtigallengesang und das Zephirwehen in der Nähe des Eriesees und in der Nachbarschaft von Cleveland suchen zu wollen—das wäre blasphemische Verhöhnung der Götter gewesen.

August Burger, der neue Eingewanderte, hörte von allen diesen Erfindungen, Entdeckungen und reformatorischen Vollbringungen, als er hier ankam.

Von Natur aus mit reformatorischem Eifer ausgestattet und mit dem hier vorgefundenen deutschen Sturm- und Dranggeiste verwandt, fand Burger sich rasch heimisch; und da er im alten Vaterlande Oekonomie und Weinbau mit Erfolg betrieben hatte, so entschied er sich rasch zum Ankauf einer großen Farm in Parma, zu welchem Zwecke seine Mittel vollständig ausreichten.—

Er war ein Mann von Energie und Thatkraft, und bei seinem sanguinischen Temperament, schien es ihm ein leichtes, in wenigen Jahren seine hundert Acker Land in einen großen Wein- und Obstgarten umzuwandeln. Was ihm in seiner deutschen Heimath zur hohen Ehre gereichte, sollte ihm leider hier im Lande der Freiheit viel Verdruß bereiten. Er war draußen Bürgermeister seiner Gemeinde gewesen, welche Würde vor '48 der eines kleinen türkischen Paschas gleichkam, und obgleich er von Natur aus gutmüthig und ohne Stolz

war, hatte doch die bürgermeisterliche Autorität ein gewisses Amtsgefühl und barsches Wesen in ihm entwickelt, das er hier nicht ganz abzulegen vermochte.

Während der ersten Monate seines Hierseins kleidete er sich recht sorgfältig und in Gang und Haltung kehrte er eine bürgermeisterliche Würde heraus, mußte aber bald den Schmerz erleben, daß seine Nachbarn, statt ihm gebührende Reverenz zu zollen, sich über ihn lustig machten, was er natürlich für puren Neid hielt. — Was ihn aber noch mehr ärgerte, war der familiäre Ton, dessen viele Leute sich bedienten, zu denen er gar keine Beziehungen hatte und die es wagten, ihn mit seinen Vornamen "Gust" oder "old man" anzureden, das „Herr" ganz ignorirend.

Diese kleinen Aergerlichkeiten hielten ihn aber nicht ab, zu seinen Reform-Plänen zu greifen. Er hatte sich auf vielen Nachbarsfarmen umgesehen und eine äußerst schlechte Meinung davon bekommen. Das ewige Welschkorn- und Kartoffel-Gepflanze konnte er nicht ausstehen, und mit höhnischen Bemerkungen ließ er sich darüber aus, daß die hiesigen Farmer von einem ächten Oekonomen gar keinen Begriff hätten, meinend, sie müßten früher nur Leineweber und Gevatter Handschuhmacher gewesen sein; ihr Obst habe keinen Geschmack und ihre Trauben (es waren Catawba und Isabella) wären nicht besser als deutsche Stachelbeeren.

Mit Weinbau und Obstzucht wollte er den Anfang machen und den Leuten zeigen, wie weit sie in der Oekonomie zurück seien. Er ließ sich aus der Pfalz Trauben-Setzlinge (Franken, Oestreicher, Riesling und Traminer) kommen, um damit fünf oder zehn Acker zu bepflanzen. Nachdem er das Land dazu nach gründlich deutscher Weise vorbereitet, pflanzte er sie im Frühjahr aus und hatte die Genugthuung, sie kräftig während des Sommers aufwachsen zu sehen.

Aber schon der erste Sommer, wo er noch voll ökonomischen Eifer war, brachte ihm vielen Aerger; seine Arbeiter wollten nicht pariren und alles besser wissen; der Nachbarn Vieh durchbrach seine Fencen und fraß ihm seinen Hafer und sein Kraut ab; die Hitze war so groß, daß seine Frau keine Butter machen konnte, jeden andern Tag war etwas mit den Pferden und Kühen los, hatten in einen Nagel getreten oder ein Horn abgestoßen; Wägen und Geschirr war fortwährend reparaturbedürftig; diese ewigen Aergerlichkeiten veranlaßten ihn fast täglich in die Stadt zu fahren um seinen Aerger zu vergessen; aber auch dieses Aushilfsmittel wurde ihm vergällt durch die Landwege, welche nach regnerischem Wetter geradezu bodenlos waren. Dazu kam noch, um die Mißstimmung zu vermehren, daß die Produkte der Farmer keinen Markt und keinen Preis hatten. Wer damals sich ein zweihundertpfündiges Schwein für fünf Dollars kaufte, bekam noch ein Schaf drein, welches einschließlich des Fells ungefähr drei Viertel Dollar werth war.

Doch ging der Sommer vorüber und auch der Winter, und als die Frühlingslüfte wehten, machte sich Burger daran, seine Reben zu beschneiden, auf die er seinen Stolz und seine Hoffnung gesetzt hatte. Das fehlte noch, daß die Hälfte derselben im ersten Winter schon verfroren waren, und die andere Hälfte sehr kränklich aussah; sein Nachbar äußerte kaltblütig, daß er ihm vorher hätte sagen können, daß die deutschen Trauben „in dem Lande" nicht gut thäten, — für welche Weisheit der Altkluge von Burger keinen Dank erntete.

Sein Vertrauen auf deutsche Traubenzucht war zwar erschüttert, aber nichtsdestoweniger gab er den Muth noch nicht auf, bis im zweiten Frühjahr der größere Theil der übrigen Reben durch Maifröste auch vernichtet wurde. Seinen importirten Nußbäumchen erging es nicht besser, und nur die Zwetschen schienen das liebenswürdige amerikanische Klima leidlich ertragen zu können. Doch auch sie nahmen ovale Pflaumengestalt an. —

Von dem Momente an, wo er einsah, daß seine Lieblingspläne scheiterten, war Burger das hiesige Leben verleidet und unerträglich geworden, zumal ihm der von Deutschland mitgebrachte Wein ausgegangen war. Er wurde heftig und leidenschaftlich; machte sich Vorwürfe, daß er so dumm gewesen, nach Amerika auszuwandern, wo schon die Excentricitäten des Klimas und die schroffen Witterungs-Wechsel ausreichen, einen zartbesaiteten Menschen verrückt zu machen.

Sein Elend zu vergessen besuchte er die Stadt öfter wie bisher; und dabei passirte es ihm sehr oft, daß er in seinem Unmuthe dem Glase mehr zusprach als ihm dienlich war, und wenn er dann in solchem Zustande nach Hause kam, war er regelmäßig über die ganze Welt und sich selbst so im Zorn, daß er jedesmal, ohne ein Wort zu sprechen, in die Küche ging und sämmtliches zerbrechliches Küchengeschirr zum Fenster hinauswarf, bis seine Frau ihn endlich dadurch homöopathisch kurirte, daß sie selbst, sobald sie ihn kommen sah, das Hinauswerfen des Geschirrs besorgte.

Burger trug gewöhnlich eine pyramidale Pelz-Mütze, mit langer Quaste und ohne Schild; sie war ein wahrer Barometer seiner Gemüthsstimmung; war er gut aufgelegt, so saß sie central auf seinem Kopfe; war sie stark nach hinten geneigt, so waltete eine herausfordernde und disputirsüchtige Disposition bei ihm vor; nach links sitzend, bedeutete sie Melancholie und Weltschmerz, während starke Neigung nach rechts das Vorherrschen des Gefühls weltumärmelnder Seligkeit anzeigte; in die Stirne gedrückt, meinte es Kampf gegen alles Bestehende, namentlich das Küchengeschirr.

Der gute Mann ist längst irdischen Sorgen entrückt worden.

Ein Weinstock, der sich vereinsamt heute noch an seinem früheren Hause melancholisch hinaufrankt, ist der einzige seiner deutschen Lieblinge, welcher ihn überlebt und Zeugniß ablegt von dem Erfolge, welchen der Versuch gehabt hat, deutsche Weinreben in Parma zu akklimatisiren.

XVIII.

Der Christbaum.

Dem Menschen steht naturnothwendigerweise sein „Ich“ am nächsten. Seine Selbsterhaltung zwingt ihn dazu, und ragte er nicht in Folge seiner Vernunft und seelischen Eigenschaften über das Thier hinaus, würde er den Kampf um's Dasein ebenso rücksichtslos führen wie jenes; vielleicht grausamer noch als dieses, wenn seine Vernunft nicht auch von der Empfindung des Herzens erwärmt und durchglüht wäre.

Von dieser Lebensauffassung war das Gros des Jung-Deutschthums beherrscht. In dem Mangel einer richtigen Erkenntniß und Befolgung jener Auffassung erblickte man die Ursache der Unzufriedenheit der Menschen und

der sozialen Gebrechen der Zeit; zu mächtig hatte der brutale Egoismus den Nährboden der Humanitäts-Empfindungen überwuchert und den Flügelschlag des berechtigten Idealismus gelähmt; andererseits schleppte die größere Masse der Menschen noch jenen seichten Idealismus als Ballast mit sich fort, der phantastische und unfruchtbare Vorstellungen erzeugte und der von jeher ein Feind menschlicher Entwicklung gewesen.

Die Jung-Deutschen waren deshalb, auf vorbesagte Lebensanschauung fußend, der überzeugten Meinung, daß, wer immer dazu beitrage, zur Bethätigung von Menschenliebe Gelegenheit und Anregung zu geben, ebenso im Dienste der Menschheit arbeite, als jene großen Geister, welche die Geheimnisse der Welt und der Materie erforschen.

Die Einführung des Christbaums und der Weihnachtsbescheerung ist deshalb keins der kleinsten Verdienste, welche deutsches Streben sich um die amerikanische Cultur erworben hat. Früher war der amerikanische Weihnachtstag ein ebenso trauriger und freudloser Feiertag, wie alle übrigen Tage zu sein pflegten. Die Idee des Christkindfestes hatte in den kaltpuritanischen Herzen noch keinen Wiederhall gefunden, obgleich der orthodoxen „Christlichkeit" fast an jeder Straßenecke Kirchen und Altäre errichtet waren.

Es war den deutschen „Ungläubigen" vorbehalten, Licht und Wärme in die puritanisch-erstarrte Gesellschaft einströmen zu lassen und dem Christkindchen, als dem Symbol der Liebe — das amerikanische Bürgerrecht zu erwerben, bei dieser Gelegenheit aber auch den heidnischen Pelznickel mit einzuschmuggeln.

Nur in deutschen Seelen schlummerte das Andenken an die heitersten und glücklichsten Festtage der Jugend und die Sehnsucht nach der Einführung derselben in die neue amerikanische Heimath, und sei es nur, um dadurch die Monotonie und Ungemüthlichkeit hiesigen Lebens zu unterbrechen.

Ungeachtet seines Christenthums, steckt im deutschen Volke ein großes Stück heidnischer Denkweise; seine christlichen Feiertage, wie Ostern, Pfingsten und Weihnachten, hat es sich zu menschlichen gestaltet; und gerade vielleicht deßhalb, weil das spezifisch religiöse Motiv nur so nebenbei noch mitläuft, hängt der Deutsche mit so großer Innigkeit an seinen Feiertagen, die für ihn Freudentage geworden sind. Solch wichtige Faktoren bilden die Feiertage im Leben des Deutschen, daß er nicht blos aus eigener Machtvollkommenheit einen zweiten Feiertag jedem ersten zugelegt hat, sondern auch die Zeit-Abtheilung nach den Feiertagen bemißt. Die Feiertage bilden nach den Kirchweihfesten die Marksteine im Zeitlauf des Jahres. Wie viele Wochen es sind von Weihnachten bis Ostern, oder von Ostern bis Pfingsten, das weiß jeder Deutsche, wie geringe sonst auch seine Kenntnisse von Raum und Zeit sein mögen.

Die amerikanische Feiertagslosigkeit war von jeher dem deutschen Einwanderer ein ganz besonderer Grund seines Mißbehagens; und dieses wurde selbstverständlich noch verstärkt dadurch, daß man auch noch den Sonntag zu einem verzweiflungswürdigen Buß- und Bettag, oder nach dem Ausdrucke der Frommen, zu einem Sabbath versteinert hatte.

Es ist dies die natürliche Folge von jener „pietistischen Religiösität" und religiöser Unduldsamkeit, welche um der Gläubigkeit willen, die Menschen zu blöden Kopfhängern herabwürdigen möchte. Der freie unabhängige Menschengeist ist jenem Zelotismus, der im larmoyanten Methodismus

seinen Höhepunkt erreicht, zuwider, nicht sowohl aus sittlichen wie aus glaubensfanatischen Gründen. Wie diese Frommen den Menschen an Sonntagen die Sonne verhängen und die unschuldigsten Genüsse und Freuden des Lebens verkümmern möchten, so stehen Sie auch dem deutschen Weihnachtsfeste unsympathisch gegenüber, weil es ein freudiges und lebensfrohes und kein "Prayer-Meeting" ist.

Es war im Jahre 1852, als der Freie Männerbund seinen Mitgliedern und seinen Angehörigen einen Christbaum herrichtete und damit einen weiteren Schritt zur Verwirklichung seiner humanen Bestrebungen vorwärts that. Durch freiwillige Gaben war genug zusammen gekommen, um jedem Theilnehmer, jung oder alt, eine passende Bescheerung zu machen.

Nie hat ein Weihnachtsabend in Amerika eine freudig gestimmtere Anzahl Menschen, als die hier versammelten, zusammen gesehen. Der Baum neigte sich unter der Fülle der Liebesgaben, die ihn schmückten. In einem Paradiesgärtlein, dessen Einfassung grün angestrichen und dessen Boden mit Moos belegt war, standen in idyllischer Einfachheit und schlichter Demuth die verschiedenen Schäfchen und Eselchen, welche sehr lebhaft an den Oelberg erinnerten; eine kleine Krippe von Baumrinde verfertigt, wurde von beflügelten Engeln aus Marzipan bewacht, knieende Pilger, vom Töpfer geschaffen, waren im Hintergrunde sichtbar. Das Tannenbäumchen stand in der Mitte dieses Paradieses. Es war geschickt mit goldenen Aepfeln und Nüssen, mit hausgemachtem Confekt, in Form von Herzen, Sternen, Vögeln und reißenden Thieren geschmückt; was aber dem christlichen Aussehen des Bäumchen großen Eintrag that, waren die heidnischen Figuren, die daran hingen. Kupido mit dem Pfeile, Sphinxe, Drachen und Nixen; auch Moses' Binsenkörbchen hatte eine Stelle auf der Krone des Baumes gefunden.

Die Halle des Vereins war auf das geschmackvollste dekorirt und von Hunderten von Kerzen prächtig beleuchtet. Gesang- und Musikvorträge, Deklamationen und Reden, erhöhten die Stimmung dieses herrlichen Festes. Viele der Kinder hatten noch nie vorher einen Christbaum gesehen und konnten die Lust und Freude nicht bemeistern, welche ihre jungen Herzen in diesen feenhaften Räumen, beim Anblicke aller der glänzenden und glitzernden Spielsachen und Eßbarkeiten, erfaßt hatte.

Es war dies ein wahres Weihnachtsfest — ein Fest der Liebe und Humanität, wo alle Theilnehmer von dem Gedanken durchdrungen waren, daß nichts in der Welt tröstender und versöhnender auf das menschliche Gemüth wirkt, als Bethätigung der Liebe und Menschlichkeit.

Diese kleine Weihnachtsfeier gehört zu jenen Vergnügungen, die den Menschen über sich selbst erheben und ihm selber Befriedigung gewähren; in solchen Stunden, ihres Zweckes sich bewußt, feiert die Seele, und das Herz hüllt sich tief in die Schauer der Andacht; ernste Erinnerungen scheinen das einzige Band zu sein, das uns an Gegenwart und Vergangenheit fesselt.

Die amerikanische Nation kann nicht dankbar genug sein für das edle Geschenk, das ihr mit dem Christbaum durch die deutsche Einwanderung gemacht wurde — denn auf ihrem Eroberungszuge für Geld und Reichthum giebt es durch die Weihnachtsfeier doch wenigstens eine Pause im Jahre, wo der Mensch stille hält und sich bewußt wird, daß Geben, Wohlthun und Freudemachen zu den dankbarsten Pflichten des Lebens gehören, wenn man nicht moralisch und geistig in Egoismus versumpfen will.

Die Verpflanzung des Christbaums auf amerikanischen Boden geschah mit großem Erfolge; bald breiteten sich seine Aeste überallhin wo Deutsche wohnten in die Häuser der Reichen und die Hütten der Armen; und wenn der Weihnachtsabend zu einem Familienfeste geworden, bei welchem die Liebe und werkthätige Freundschaft das Szepter führen, so ist hiermit ein um so humanerer Fortschritt erreicht, als wenigstens einmal im Jahre der abgehetzten und vergrämten Menschheit eine Gelegenheit dargeboten wird, zu sich selbst zu kommen und sich eines Stückchens wahren Menschenglückes zu erfreuen; ist es doch der geheimnißvolle Zauber des Christbaums, daß unter seinen Zweigen selbst die trockensten Herzen wieder einmal aufthauen und zu menschlichem Empfinden und zum Genusse rein menschlichen Glückes angeregt werden.

XIX.

Charakterkoepfe.

Wie das Zunftwesen die reizendsten Originale von Meistern und Gesellen heraus gestaltete, so trug die vielhundertjährige Zerstückelung Deutschlands dazu bei, daß die verschiedenartigen Eigenthümlichkeiten deutscher Männer sich bis in unsere Zeit in ausgeprägtester Form lebendig erhalten, und daß unter diesen, vermöge der herrschenden Kleinstaaterei, sich noch eigenartigere Typen herausbildeten, Charakterköpfe mag man sie nennen.

In den fünfziger Jahren spiegelten die Deutschen auf amerikanischem Boden ihre so und so viele deutschen Vaterländer und Stammesverschiedenheiten noch getreulich ab, obgleich sie, im amerikanischen Hexenkessel zusammengewürfelt, bedeutend zu zappeln anfingen und die sie bedrohende Häutung und Schablonisirung von sich abwehren mochten. Nicht blos dem Amerikanerthum gegenüber, sondern auch unter sich selbst hielten unsere Landsleute an ihren berechtigten Eigenthümlichkeiten sowohl wie an ihren kleinstaatlichen Vorurtheilen ungeschwächt fest.

Zwischen Süd- und Plattdeutschen wollte kein herzliches Verhältniß sich gestalten; die Pfälzer, Rheinhessen und Badenser sahen mit Geringschätzung auf die Baiern und Schwaben, und diese mit Achselzucken auf Jene; die Preußen mußten schon sehr joviale Leute sein, wollten sie als national-ebenbürtig gelten, denn gegen sie waren fast alle übrigen deutschen Stämme einig gewesen; die Nord- und Plattdeutschen, welche hochdeutsch sprachen, waren bei den süddeutschen „Dialektikern“ als des Aristokratismus verdächtig beargwöhnt und scheu angesehen, man hielt sie für kalt und berechnend und der süddeutschen Gemüthlichkeit unfähig. Wegen ihrer Liebhaberei für die „Klöße“ und ihrer messerschneidigen Raufluft, wurden die Baiern und wegen ihrer Leidenschaft für „Blümchen“-Kaffee die Sachsen geneckt; den biedern Schwaben warf man ihre vierzigjährige Unmündigkeit und den Hessen ihre „Blindheit“ vor; den Hannoveranern ihr aalglattes Wesen und ihr scharf pronouzirtes Zischen des „st“; während die Hamburger und Bremenser als „Häringseelen“, und die Pfälzer und Badenser als „Großkrischer“ herhalten mußten.

So „kantönligeistig“ und anti-national diese landsmannschaftlichen Vorurtheile auch sein mochten, so trugen sie doch auch wieder viel dazu bei,

den gesellschaftlichen Verkehr recht animirt und pikant zu machen. Die Reibereien und Neckereien, gehegt und gepflegt durch die witzigeren Wortführer der „verschiedenen Stämme und Reiche“ würzten manche Unterhaltung, wenn auch leider nicht selten auf Kosten deutscher Einigkeit und teutonischer Brüderlichkeit. Mit diesen harmlosen Eigenthümlichkeiten importirten unsere Landsleute erst recht die Charakter-Eigenschaften, welche von Urzeiten her mit dem germanischen Wesen verbunden, und den Germanen eigen sind—ich meine die Rechthaberei.

„Recht muß Recht bleiben!“ „Man darf sich sein Recht nicht nehmen lassen!“ „Man darf keinen Schimpf auf sich sitzen lassen, und wenn's die letzte Kuh im Stalle kost'!“

Es war damals nichts Seltenes, daß auf Grund jenes deutschen Erbstückes, wegen eines Hundes, der den Strick nicht werth war, um daran aufgehängt zu werden, oder wegen des unbefugten Kratzens eines Huhns in des Nachbars Garten, die kostspieligsten und hartnäckigsten Prozesse angestrengt wurden. Ich erinnere mich eines Falles, wo eine deutsche Frau ihrer deutschen Nachbarin gelegentlich eines Weiberzankes vorwarf, daß sie kein ehrliches Haar auf dem Kopfe habe und daß ein deßhalb entstandener Prozeß so lange dauerte, bis weder ehrliche noch unehrliche Haare auf den Köpfen der prozessirenden Parteien mehr übrig geblieben waren.

Charley Roßkopf war einer der strikteſten Vertreter des Rechthabereiprinzips: Dem Stamme der Bojuvaren angehörend, besaß er die zähe Hartnäckigkeit und Halsstarrigkeit dieses Volksstammes. „Recht muß Recht bleiben!“ das war sein Maxime und davon ließ er sich nicht abbringen.

Er war eine bekannte Persönlichkeit in Cleveland. Von Statur war er klein und untersetzt; der große Kopf, mit struppig-krausigem Schwarzhaar, welches seine semitische Abstammung verrieth, saß auf kurzem Halse; unter einem Walde schwarzer Augenbrauen quollen ein Paar Augen hervor, deren Farbe sehr unentschieden war. Das Untergestell des Körpers, etwas gewölbt wie es war, stand nicht im richtigen Verhältniß zu dem oberen, und weder durch Symmetrie noch Plastik war die äußere Figur Charley's hervortretend.

Hatte die Natur schon versäumt, gegenüber der körperlichen Ausbildung Charley's liberal zu verfahren und hatte sie ihm den Schmuck körperlicher Reize versagt, so trug dessen schlürfender, schlottriger Gang noch extra dazu bei, sein Aussehen komisch und selbst drollig erscheinen zu lassen. Wie fast alle Menschen, deren Körperformen außergewöhnlich oder auffallend, von Natur aus mißtrauisch gegen ihre Mitmenschen sind, so war es auch Charley R. Er glaubte von Jedem, der ihn genau ansah oder betrachtete, daß er sich über sein drolliges Aussehen heimlich belustige oder innerlich gaudire. Dieses Gefühl machte ihn Dritten gegenüber sehr empfindlich und gereizt, und oft sehr ungerecht. Mit vielem Naturwitze ausgestattet, machte er von diesem, gegenüber seinen vermeintlichen Gegnern, von welchen er glaubte zur Zielscheibe aesthetischer Anzüglichkeiten gemacht zu werden, den ausgiebigsten Gebrauch. An sarkastischen und ironischen Züchtigungen ließ er es nicht fehlen, da er immer eines Angriffs gewärtig und stets vorbereitet war zur energischen Abwehr und zur Hervorkehrung seines Stachels.

Nun kennt man ja die Menschen. — Charley's Empfindlichkeit gegen-

über Neckereien und Geringschätzungen war für ihn die Quelle vieler Unannehmlichkeiten, da viele spöttische und „uzende“ Naturen diese Schwäche benützten, um bei irgend passender Gelegenheit ihn zu ärgern und in Zorn zu bringen; aber gerade im Zorn war Charley am interessantesten und originellsten, und bei Ausbruch desselben gab es Scenen, welche die Anstifter und Umstehenden im höchsten Grade amüsirten, und darauf war's von ihnen abgesehen.

Charley müßte jedoch ein schlechter Bojuvare gewesen sein, wenn er nicht mitunter mit der Faust seine Peiniger drastisch gezüchtigt hätte — und wenn immer solch ein casus eintrat, so konnte er auf eine Criminalklage wegen Friedensbruchs oder wegen unbefugter Ausübung des Faustrechts gefaßt sein, theils des Spaßes wegen, welchen man von einer solchen Klage erwartete, theils um aus ihm, der als wohlhabend galt, einige Dollars herauszuschlagen.

Die ewigen Klagen und Prozesse gegen ihn und von ihm anhängig gemacht, machten ihn von Tag zu Tag halsstarriger und empfindlicher; weder er, noch seine Widersacher wollten das Geringste auf sich „sitzen“ lassen — denn „Recht muß Recht bleiben!“ Daß man oft die absurdesten Klagen gegen ihn brachte, ist selbstverständlich — ebenso, daß die ungereimtesten Entscheidungen gegen ihn gegeben wurden. Die niedere Justiz lag damals noch sehr im Argen, und da die gegen ihn prozessirenden Parteien in der Regel nichts hatten, um die Kosten zu bezahlen, so mußte Charley, als der einzig Zahlfähige, immer unterliegen, weil sonst der Friedensrichter und die Constabulatoren ihre Gebühren eingebüßt hätten; für sie bestand die *höchste Gerechtigkeit darin*, ihre Gebühren zu sichern.

So verlor R. einen Prozeß nach dem anderen und obgleich die Gerichtskosten und Advokatengebühren ihn fast aufzehrten und manchmal zur wahren Verzweiflung trieben, ließ er dennoch nichts auf sich sitzen und schleppte sich von einer Prozeßverhandlung zur andern hin. „*Ich will und muß mein Recht haben!*“ das waren immer wieder seine Worte, wenn er unter krankhaften Zuckungen seiner Geldbörse die Kosten eines verlorenen Prozesses entnommen hatte.

Alle Rathschläge, die ihm von befreundeter Seite gegeben wurden, daß er *fünf* grad sein lassen und sich vom Prozessiren fern halten sollte, fruchteten nichts und waren in den Wind gesprochen.

Seines Geschäftes war Charley R. ein Vieh- und Fleischhändler, der viel im Schlachthaus zu thun hatte und deshalb gewöhnlich ein großes Schlachtmesser in einer Scheide bei sich trug. Als er eines Tages in seiner drastischen Toilette, die Hosen in den Stiefeln, das Metzgerschwert unter dem Arm, nachlässig den Broadway entlang nach seinem Schlacht-Atelier ging, machte ihm einer seiner Freunde von der entgegengesetzten Seite der Straße eine herausfordernde Grimasse, die ihn gleich so bös machte, daß er unwillkürlich nach seinem Damokles-Schwerte griff, und es drohend in der Luft hin und her schwang. Sein Freund gegenüber hatte, obgleich er über hundert Fuß von dem Messer entfernt war, nichts Eiligeres zu thun, als unseren friedsamen Charley wegen "assault with intent to kill" verhaften zu lassen; der Friedensrichter entschied gegen unsern Helden, obgleich Sachverständige bezeugt hatten, daß man mit einem achtzehnzölligen Messer Niemand "killen" könnte, der über hundert Fuß davon entfernt sei. Der Richter, der in der antiken Geschichte bewandert war, gab als Entscheidungsgrund an, daß im

trojanischen Kriege der Hektor und Achilles ihre Speere, welche dem Metzgermesser ähnlich gewesen, noch auf weitere Entfernung geworfen hätten mit tödlichem Effekte.

Diese in der That klassische Entscheidung rief bei allen Zuhörern die ausgelassendste Heiterkeit hervor; Charley's Lippen aber zuckten und seine Augen ruhten verächtlich und höhnisch auf dem neugriechischen Squire, als wollten sie ihn zermalmen. Der Schalk schlug aber bald wieder bei ihm durch, und ruhig fragte er den Richter: ob er nicht etwa vom trojanischen Pferde abstamme, da er so gut über trojanische Kriegsverhältnisse unterrichtet sei. Allgemeiner Applaus folgte, was aber zur Folge hatte, daß unser Held zu weiteren zehn Dollars wegen "contempt of Court" (Beleidigung des Gerichts) verurtheilt wurde.

Es war dies der so und sovielste Prozeß, den er in den letzten fünfzehn Monaten verloren hatte, aber keine Niederlage hatte auf ihn so niederschlagend gewirkt, als diese trojanische. Nichtsdestoweniger blieb er immer noch bei seiner Rechthaberei.

Zu jener Zeit gab es in Cleveland eine Schaar junger Rechtsvertreter, die man in Deutschland als Ferkelstecher bezeichnet. Diese lungerten gewöhnlich auf den Trottoirs herum, um etwa passirende Rechtsbenöthigte abzufangen. Aus diesen hatte Charley, der größeren Billigkeit wegen, seine Vertheidiger erwählt; sie kannten ihn als einen beneidenswerthen Klienten.

Eines Tags im Juli kam er die Superiorstraße herab mit einer Vorladung in der Hand, um vor einem Friedensrichter zu erscheinen; während er nach der Nummer des friedensrichterlichen Justizpalastes auslugte, wurde er von einem scharfblickenden Exemplar der Ferkelstecherzunft, Namens Duncan, entdeckt, der ihm sofort freundliches Geleit zur Amtsstube anbot. Nichts Arges ahnend, ließ er sich dessen Begleitung gefallen, und in der Office des Friedensrichters angekommen, ließ Duncan sich die Anklage-Papiere zeigen und unterrichtete Charley, um was es sich handle. Als dieser sich dann entfernen wollte, zupfte ihn Duncan beim Arm und bedeutete ihm mit der unschuldigsten Miene von der Welt, und in der unverfrorensten Weise, daß seine Anwaltsgebühren drei Dollars betrügen. "Go to h . . .," schnaubte ihn Charley an und kehrte ihm verächtlich den Rücken.

Es war am darauffolgenden Tage, als der vielverfolgte Charley mit einer Vorladung des Richters Hessenmüller zu mir gekeucht kam, wonach Duncan ihn für fünf Dollars "legal services" verklagt hatte. So aufgeregt sah ich ihn nie zuvor; selbst die lockigen Haare seines Kopfes suchten sich zu sträuben, und der Schweiß troff von seinem erhitzten Gesichte. Ich rieth ihm als Freund, die Sache gütlich abzumachen, aber davon wollte er absolut nichts wissen; mit diesem Schwindler Duncan wollte er einmal gründlich zu Gericht gehen und wenn es Haus und Hof koste. Alles Zureden war vergebens und alle kostspieligen Erfahrungen blieben unberücksichtigt.

Nächsten Tages ging es zum "trial"; er wollte keinen Rechtsbeistand, da dieser ja soviel gekostet hätte, als die Klageforderung ausmachte; er zog es vor, einmal selbst zu plaidiren und die Gerechtigkeit selbst zu handhaben.

Es war gegen zwei Uhr, als er bei 98 Grad im Schatten, den Rock auf dem Arme und den Halskragen aufgeknöpft, sich der Friedensrichterstube näherte. Er sah nicht rechts noch links, befürchtend, wieder einem auflauernden Ferkelstecher in die Netze zu fallen.

Endlich öffnete er das Gerichtszimmer. Hineinblickend, blieb er auf der Schwelle bestürzt stehen, seine Augenbrauen zogen sich zusammen und

seine Augen traten aus ihren Höhlen, so sehr erschreckte ihn das Bild, das seinen Augen sich darbot. Außer seinem Rechtsfreunde Duncan waren nämlich noch zwölf von dessen ferkelstechenden Collegen im Zimmer, die er alle als die praxisloseſten und gefährlichſten Winkel-Advokaten sofort erkannte. Charley begriff, mit der ihm eigenen Geistesgegenwart, sofort die Gefahr der Situation.—Alle diese Collegen waren von Duncan als Zeugen — @ 50 Cents das Stück — vorgeladen worden, um die Billigkeit und Gerechtigkeit seiner Forderung zu beweisen. Wie der Prozeß ausgehen würde, wenn zwölf Zeugen die Richtigkeit der klägerischen Forderung beschwören, das wurde ihm sofort sonnenklar, und nochmals einen ängstlichen Blick über die anwesende Gesellschaft werfend, nahm er, faßt unbewußt, sein Portemonnaie aus dem Sacke, lief resolut und todesmuthig durch die Zeugen-Massenversammlung auf den Richter zu, und indem er den Rock mit der einen Hand krampfhaft festhielt, diesem das Portemonnaie hinreichte, rief er in größter Aufregung: "Squire, here you have my pocketbook, let me keep my coat!"

Mit dieser zum Paroxismus gesteigerten Kraftanstrengung war die Crisis bei Charley eingetreten, und die weitere Gefahr seiner Rechthaberkrankheit abgewendet. Es trat bei ihm eine Reconvalescenz und wehmüthige Reaktion ein, die ihn zum entgegengesetzten Extreme hinleitete.

Zwei Wochen nach der letzten Katastrophe in Hessenmüller's Office kam Charley, der ein anderer Mann geworden war, zu mir, um mir seine Zerknirschung und Bekehrung anzuzeigen. Er sagte, von allen seinen unzähligen Prozessen habe er nur einen gewonnen und gerade den, welchen er nach Recht hätte verlieren müssen; er sähe ein, daß der magerste Vergleich dem fetteſten Prozesse vorzuziehen sei und daß das Gesetz eine wächserne Nase habe.

Er werde nicht nur keinen Prozeß mehr anfangen, sondern jeden zu vermeiden suchen und wenn in Zukunft ihm eine Rechnung präsentirt würde, so würde er zuerst prüfen, ob sie richtig sei oder nicht; befände er sie richtig, so würde er den Gläubiger ersuchen, ihm einige Wochen Zeit zu geben und dann wieder vorzusprechen — sei die Forderung aber nicht richtig, dann würde er sie sofort und ohne allen Aufschub bezahlen, denn die nichtgeschuldeten Forderungen hätten ihm von jeher den meisten Trubel gemacht und ihn das meiste Geld gekostet. Zu dieser höheren Philosophie hatte Charley, durch Erfahrung belehrt, sich heraufgearbeitet und nicht sobald war des guten Roßkopf edelmüthiger Entschluß bekannt, als auch schon das Präsentiren fauler Forderungen aufhörte. Von Aristoteles bis Schoppenhauer hat kein philosophisches System solch raschen Triumph erlebt; die schwindelhaften Pseudo-Gläubiger, welche im Hintergrunde mit ihren fingirten Rechnungen gelauert, wurden in ihren schwarzen Herzen von Charley's übermenschlich-großmüthigem Schnellzahlungs-Vorsatz so beschämt und gerührt, daß sie zerknirscht auf die Bahn der Ehrlichkeit zurückkehrten. Quod erat demonstrandum.

XX.

Der Pferdetausch.

In den fünfziger Jahren bildete das "Dray"-Geschäft hier noch die Existenz von mehr als hundert Familienvätern. Die "Dray" war ein primitiv schwerfälliges und einspänniges Fuhrwerk, um Kohlen, Waaren, Möbel und Mobiliargegenstände jeglicher Art zu transportiren; es bestand aus zwei kolossalen Rädern und einer schweren Axe, worauf die hölzerne Platform, 12 Fuß lang, 6 Fuß breit und 3 Zoll dick, ruhte. Zur Bequemlichkeit beim Auf- und Abladen konnte diese Platform hinten beliebig herabgelassen werden. Das Vehikel war stark genug, um den Atlas tragen zu können, und beinahe so viel als ein heutiger Eisenbahn-Frachtwagen trägt, konnte leicht auf der "Dray" verladen werden.

So dauerhaft und solid, als das zweirädrige Fuhrwerk, mußte auch das Pferd sein, das es ziehen mußte; man hatte deshalb zu „Dray"-Pferden nur die kräftigsten und schwersten Thiere ausgewählt.

Entsprechend dem "Dray"-Institute waren die Männer, welche es leiteten. Die "Dray"-Männer bildeten eine eigene und aparte Klasse. Bekanntlich übt die Beschäftigung eines Menschen einen merkwürdigen Einfluß auf dessen Denkweise und Charakter und selbst auf sein äußeres Aussehen und Benehmen So zum Beipiel haben die Maurer und Steinhauer fast ausnahmslos einen unüberwindlichen Durst; die Leineweber sind vorzüglich melancholisch; die Schuster religiös-grübelnd und philosophisch; die Schneider radikal und revolutionär; die Bäcker hitzig; die Gerber ledern; die Uhrmacher tüftlich und chronometrisch; die Barbiere glatt und gesprächig; die Lehrer pedantisch und die Apotheker unberechenbar.

Dem Gesagten nach ist leicht zu errathen, wie die früheren "Dray"-Leute beschaffen waren. Seit den letzten dreißig Jahren hat sich die menschliche Gesellschaft merkwürdig kultivirt, und der Unterschied zwischen dem heutigen eleganten Speditions-Wagen und der früheren "Dray" so groß, wie der zwischen dem heutigen Kutscher und damaligen "Drayman". Aeußerlich wenigstens ist Alles feiner und vornehmer geworden.

Unsere "Dray"-Leute waren selbstverständlich nicht berühmt wegen ihrer übergroßen Höflichkeit — wohl aber wegen ihrer Biederkeit, Derbheit und Zuverlässigkeit. Einfach und sicher in ihrem persönlichen Wesen wie in ihrem Gespann — konnte man sich auf sie verlassen und was Kraftentwicklung beim Aufladen und Abladen betrifft, so leisteten sie darin das Unglaubliche.

Friedrich Miller, ein Mann in den fünfziger Jahren, gehörte wegen seines langjährigen hiesigen Aufenthalts zu der Zunft der "Dray"-Männer. Als Rhein-Bayer besaß er die Derbheit und Gutmüthigkeit seines Volksstammes. Jedermann kannte den alten "Dray"-Mann Miller — und Niemand war populärer wie er. Immer fleißig, willig und gefällig, schlug er sich anständig durch's Leben. Kein Werktag verging im Jahr, wo er nicht auf seinem Posten gestanden hätte, um das Publikum zu akkommodiren. Er war urdeutsch und blieb es sein Leben lang; das Englische war ihm zuwider, und wenn er englisch angeredet wurde, so antwortete er so ruhig in sei-

nem rhein-bayeriſchen Dialekt, als ginge ihn das Engliſche gar nichts an. Sein Standplatz war nahe dem alten Courthauſe, an der ſüdweſtlichen Ecke des Public Square.

An einem milden Frühlingstage hatte er ſich mit ſeiner "Dray"-Equipage dort aufgeſtellt, auf Kundſchaft wartend, als Karl Roßkopf mit ſeinem Fleiſcherwagen an ihm vorbeifahren wollte. Roßkopf hatte ein mächtig großes Pferd, das dem alten Miller zu gefallen ſchien, und ohne etwas dabei zu denken oder auch um Roßkopf ein bischen aufzuhalten und zu necken und damit ſeine Langeweile zu vertreiben, fragte er ſo leichthin: Charley, willſt Du Deinen Gaul nicht verhandeln, er iſt etwas ſtärker wie der meine?

Roßkopf ſah ſich von ſeinem Sitz herab die Geſtalt des Miller'ſchen Pferdes einige Sekunden genau und ſcharf an. Trotzdem es, nach Art der "Dray"-Gäule, die Ohren etwas hängen ließ, ſo ſtand es doch in ganz anſtändiger Poſitur da, durch nichts verrathend, daß es mit ſeinem Schickſale etwa unzufrieden ſei. Befriedigt mit dem erſten günſtigen Eindruck, welchen das Pferd auf ihn machte, ſtieg Roßkopf von ſeinem Wagen herab, examinirte das Bein- und Zahnwerk des Thieres und ohne ſich dann lange zu beſinnen, wendete er ſich an Miller, und erklärte dieſem ſeine Bereitwilligkeit zu tauſchen, blos weil ihm ſein Pferd etwas zu groß ſei, wie er hinzufügte.

Ueber Miller's Geſicht flog ein ſchelmiſches Lächeln, denn ernſtlich hatte er anfänglich gar nicht an's Handeln gedacht, noch viel weniger daran, daß er ſo ſchnell einen Pferdekundigen, wie Roßkopf zum Tauſchen verleiten könne. — Nun, wo ihm das Tauſchangebot gemacht war, ſah er ſich nochmals Charley's Gaul von allen Seiten an, und als er nichts Ungehöriges an dem Thiere fand — ſchlug er in den Tauſch ein, blos deshalb, wie er hinzufügte, weil ſein Pferd für die "Dray" etwas zu ſchwach ſei.

Sie gaben ſich zum Zeichen des Abſchluſſes des Tauſchvertrags die Hand und nahmen ſogleich auf dem Platz die Umſpannung vor, und fuhren ſo unſchuldig ihrer Wege, als wäre nichts geſchehen.

Eine Viertelſtunde ſpäter kam Miller zu mir, rief mich allein und fragte, ob man geſetzliche Unannehmlichkeiten zu riskiren habe, wenn man Jemanden einen fehlerhaften Gaul verkaufe oder verhandle; ich antwortete ihm mit „Nein", vorausgeſetzt, daß er das Pferd für nicht fehlerfrei garantirt oder innerliche Fehler verheimlicht hätte, nachdem ihn der Käufer deshalb befragt.

Die Antwort ſchien ihm zu paſſen, denn er zwinkerte ſchelmiſch mit den Augen und murmelte im Fortgehen händereibend die Worte vor ſich hin: „Wie hab' ich den Charley angeſchmiert!"

Nicht lange nachher kam auch Charley, der nur ſo hinten herum fragte, wie es mit der Schadloshaltung ſtehe, wenn ein Jemand dem andern Jemand ein Pferd verhandle, das innerliche Schwächen beſitze und nicht ganz ohne Fehler ſei; und als ich ihm ſagte, daß keine Verpflichtung zur Schadloshaltung beſtehe, ausgenommen, man hätte das Pferd als geſund repräſentirt oder garantirt. Auch er fühlte ſehr befriedigt und pfiff leiſe vor ſich hin, als wolle er ſein innerliches Lachen verbergen.

Weder Miller noch Roßkopf erwähnten bei mir ihres Tauſchhandels; und Keiner wußte, daß auch der Andere bei mir geweſen und ſich Rath erholt hatte. Ich ahnte den Zuſammenhang der Sache — konnte aber nicht

darüber klar werden, warum jeder so geheimnißvoll that und mit derselben Antwort stillvergnügt von dannen zog. Am nächsten Tage schon sollte mir das Räthsel gelöst werden.

Beide Parteien waren an dem Abend obigen Frühlingstages gut gelaunt mit ihren Täuschlingen nach Hause gefahren; vielleicht weniger wegen des materiellen Gewinns, den sie durch den Tauschhandel gemacht zu haben glaubten, als wegen des stolzen Gefühls der größeren Pfiffigkeit, das Jeder mit sich heimtrug.

Nun wollte es aber ein böses Geschick, daß gerade an jenem Abend, nachdem die Pferde zu Stalle gebracht waren, das schöne helle Wetter in Nebel und Regen umschlug. Eine dumpfe feuchte Luft umfing Menschen und Thiere.

Nun ist es ja bekannt, wie diese Sorte amerikanischer Mailüftchen Geist und Gemüth niederdrücken und alle schlummernden Wehen und Gebrechen wecken und wachrufen; namentlich sind es die gichtischen und asthmatischen Krankheitsformen, welche zunächst in Mitleidenschaft gezogen werden.

Papa Miller stieg Morgens eine Stunde früher auf, weil er die ganze Nacht durch geträumt hatte — und eilte sofort nach dem Stall, um sich zu überzeugen, daß der Pferdetausch nicht auch ein Traum gewesen. — Als er aber die Thüre kaum geöffnet hatte, empfing ihn das neue Pferd mit einem so furchtbaren und andauernden Husten, daß es ihm ganz unheimlich zu Muthe wurde. Obgleich er dieser Husterei nicht ganz traute, so suchte er sich doch mit dem Gedanken zu trösten, daß das Thier sich erkältet haben möchte, und um darüber vollständige Beruhigung zu gewinnen, ließ er seinen Nachbar, den Schmied, rufen, der thierärztliche Kenntnisse besaß, um das Pferd untersuchen zu lassen und auszufinden, wo der verwünschte Husten seinen Sitz habe.

Der Nachbar hatte kaum das Pferd gesehen und seine Hustenausbrüche gehört, als er auch schon, auf Miller blickend, diesem die inhaltsschweren Worte zurief: „Mit dem Pferde bist Du angeschmiert, es hat die „Hives".

Der alte Mann fuhr zusammen, denn er wußte, was „Hives" bedeutet und daß es eine inkurable Hals- oder Lungenkrankheit sei.

Noch vor einer halben Stunde glaubte er einen guten Fang gemacht zu haben, und nun sah er, daß er selbst sich hatte fangen lassen.

Charley erging es nicht besser; auch er hatte sich in der Täuschung gewiegt, wie er einen guten Tausch gemacht habe, und konnte den nächsten Morgen kaum erwarten, um mit dem neuen Pferde nach seinem Schlachthause zu galoppiren.

Er freute sich auf die erste Begegnung mit Miller, den er gründlich über seinen Mangel an Pferdekenntniß zu verhöhnen gedachte.

Aber der Mensch denkt und Gott lenkt: Als er sein Pferd aus dem Stalle führen wollte, war es so rack und steif, daß es fast keinen Fuß vor den andern setzen konnte.

„Das hat sich letzte Nacht schön „verkältet", äußerte er im Selbstgespräch, und schritt sofort zum Einreiben mit Liniment, um das „Kalt" zu vertreiben. Die Kur gelang ihm aber nicht; und als die Steifheit und Lahmheit der Vorderbeine immer zu- statt abnahm, consultirte er einen Thierarzt, der bei näherer Untersuchung zu dem unangenehmen Resultat gelangte, daß das Pferd „ge-foundred" sei. Das Wort „foundred" (gicht-

lahm) wirkte niederschmetternd auf Charley's Gemüth; er wußte genau, was ein gichtlahmes Pferd zu bedeuten hat.

Niedergeschlagen ging er jetzt zu Fuß nach seinem Schlachthause, unterwegs sich überlegend, wie er die ihm widerfahrene Blamage abwaschen könne.

Zur selben Zeit hatte auch Miller sich ähnliche Fragen gestellt, ohne sie sich beantworten zu können.

Jeder derselben verwünschte jetzt das Gesetz, mit dem sie Tags zuvor so sehr zufrieden waren. So sehr nun Jeder wünschte, daß er sein früheres Pferd wieder zurück hätte, so wollte doch Keiner dies verrathen, um nicht noch mehr den Spöttereien des Publikums ausgesetzt zu sein.

Beide Schlaumeier hatten sich in ein unangenehmes Dilemma verstrickt, aus dem sie nicht wußten, wie sich befreien. Ihr Stolz ließ es nicht zu, pater peccavi zu sagen, und doch mußte etwas geschehen, den Neckereien von Freunden und Feinden die Handhabe zu entziehen. Die Sache war bereits zum öffentlichen Geheimniß geworden, und das deutsche Publikum at large, für die Integrität des deutschen Charakters besorgt, nahm die Schlichtung der kitzlichen Angelegenheit in die Hände. Nach altgermanischer Sitte wurde die deutsche Nation zusammenberufen, um Volksjustiz zu üben. Eine Jury von zwölf der leitenden Geister wurden erwählt und die lustigsten Cumpane dazu auserkoren. Christoph Lembeck fungirte als Obmann und Reineke Nitschelm als Oberprokurator. Die Tauschcontrahenten wurden vor der Versammlung confrontirt und gelobten, dem Wahrspruch sich mit Herzensfreudigkeit zu unterwerfen. Nachdem Nitschelm in humoristischer Weise das corpus delicti, wie er es nannte, in unsäglichen Worten geschildert und das Auditorium nicht aus dem Lachen kommen ließ, zogen die Geschworenen sich zurück, um bald darauf den folgenden Wahrspruch zu verkünden:

Der Jury scheint es bewiesen ganz sonnenklar,
Daß keines der Pferde von Fehlern frei war,
Und daß den Parteien, though aware of that fact,
Dennoch vor dem Tausch sind zurück nicht geschreckt.
We find therefore: daß von den Parteien
Keine hat Ursach, über die andere zu schreien,
Und daß für jede derselben es sich einfach geziemt,
Daß sie ihren Gaul zurück wieder nimmt —
Die Kosten müssen sie gleichmäßig berappen,
Denn „gleiche Brüder, gleiche Kappen."

XXI.

Die Canalfahrt

Wer auf die Menschen in freiheitlichem Sinne belehrend einwirken und sie für den Fortschritt mit Aussicht auf Erfolg gewinnen will — muß ihnen nicht blos mit schönen Prinzipien und ernster Belehrung kommen, auch auf die natürlichen Forderungen des Gemüths, und womöglich auf Befriedigung derselben ist gebührende Rücksicht zu nehmen. Diese Wahrheit wurde auch von den jungdeutschen Strebern anerkannt und soweit es

Mittel und Verhältnisse gestatteten, zu verwirklichen gesucht. Die Gesinnungsgenossen enger zusammenzuhalten und seiner Sache neue Freunde und Anhänger zu gewinnen, dazu gehört, wie man sich's dachte, außer ernstem Willen und Streben, daß durch heitere Unterhaltungen und Vergnügungen dem Herzensbedürfnisse zeitweilige Erholung und Befriedigung geboten werde, denn so wenig wie vom Brote allein der normale Sterbliche zu leben vermag, so wenig kann er im ununterbrochenen Ernst des Lebens Dasein glücklich genießen.

Es war um Ausführung dieser Theorie, daß in '52 wir den ersten Anlauf zu deren Verwirklichung nahmen, und einen Ausflug nach Pletschers Buchenhain im nahegelegenen Newburgh arrangirten. Ein Fest in freier Natur, im echtdeutschen Waldgarten sollte es sein, weil kein anderes Volk als das deutsche für die unverfälschten Reize der Natur und für die frohen und sorglosen Genüsse in derselben eine so innige Verehrung hat, und weil den Deutschen keine Festlichkeit tiefer packt und ergreift, als jene in Wald und Hain und unter dem Laubdach der Bäume.

Es war ein Juli-Sonntag, bei freundlichem Wetter, an welchem die Landparthie stattfand.

Eine lustige Festlichkeit am hellen Sonntag in freier Natur abhalten zu wollen, das war bei den hier herrschenden „Sabbath"-Vorurtheilen ein keckes Beginnen, was uns jedoch mehr anreizte als abschreckte; eine Bresche sollte in die Sonntagsfrömmelei geschossen und dem Sabbaths-Fanatismus ein Paroli geboten werden. Nach der Decke sich zu strecken, war damals noch eine ehrwürdige Gepflogenheit, und so mußte auf den empfindlich knappen Baarbestand der Ausflügler gebührende Rücksicht genommen werden um zu verhindern, daß dem Rausche des Vergnügens nicht ein pekuniärer Katzenjammer folge. Die Idee, ein primitives Canalboot als Transportmittel nach dem Festplatz zu benutzen, fand auch schon wegen ihrer Neuheit die ungetheilte Zustimmung. — Das Canalboot, das zu dem Zwecke gemiethet wurde, war in vieljährigem Canaldienste grau, schäbig und defekt geworden, und in seinen geschwärzten Conturen stach es seltsam ab unter der Beleuchtung der goldenen Strahlen der Julisonne. Doch schon hatte unser Freund Thiele, unter Mitwirkung von Natur-Enthusiasten, mit dem ihm eigenen feinfühligen Geschmacke und künstlerischem Verständniß den schwarzen kleinen Cyclopen von einem Canalboote, bald in ein schmuckes Fahrzeug verwandelt. Es wurde sein Aeußeres und alle seine Blößen mit Blumen und grünem Laubwerk drapirt, mit Wimpeln, Fähnchen und sinnigen Emblemen geschmückt, das Küchendach über dem Decke des Bootes zu einer Bühne hergerichtet, für Deklamatoren, Sänger und produzirende Genies. Wie ein Schmuckkästchen sah das alte Ding von Boot jetzt aus, und damit das dekorative Ensemble nicht fehle und die Illusion nicht gestört werde, hatte man auch die zum Schleppdienst bestimmten Gäule und deren Reiter mit grünem Laubwerk behängt.

Gegen acht Uhr des Morgens strömten die Festtheilnehmer in heiteren Gruppen dem Canalboote zu, bewaffnet mit Körben und Taschen, die mit Proviant und lieblichen Getränken aller Art gefüllt waren, als sollte eine Reise über den Ocean gemacht werden. Präzis um 9 Uhr gab Franz Meßner, der Dirigent unseres Musik-Corps, durch einen alarmirenden Trompetenstoß das Zeichen zur Abfahrt, und mit einer Schnelligkeit, als hätte das Fahrzeug sofort mit den hochstürmenden Wogen des Meeres zu kämpfen,

ſuchte jeder der Paſſagiere ein Plätzchen zum Niederſitzen zu gewinnen; feſt nebeneinander gedrängt ſaßen Männlein und Weiblein auf dem Oberdecke des Schiffes, wohl hundertundfünfzig an der Zahl, in freudiger Erwartung der Dinge, die da kommen möchten. Vor der Phantaſie ſeeuntüchtiger Paſſagiere bäumten ſich ſchon die wilden Wellen des Canals, und manche Mutter ſchlug ihren zarten Säugling beſorgt in einen Shawl, um das Kind gegen etwaige Wellenſtürze zu ſchützen.

Freund Jacob Nix, der als Hauptmann der Binger Senſenmänner in der 49er Pfälzer Revolution gedient und als ſolcher ſich einen heroiſchen und gefürchteten Namen erworben hatte, war von der Geſellſchaft zum Schiffs-Commandanten und Feſtmarſchall auserwählt worden, zu welcher ehrenvollen Wahl ſeine militäriſchen Leiſtungen im Kirchheimbolander Schloßgarten beitrugen, wo er mit einigen hundert Mann Senſenmännern und Mainzer Schützen das von Alzey heranmarſchirende preußiſche Armeecorps unter dem „Kartätſchen-Prinzen“ einige Stunden lang aufhielt.

Nix war von einer elaſtiſchen und herkuliſchen Hünengeſtalt und von impoſanter Perſönlichkeit, eine echte derbe Rheinpflanze, wie ſie nur in der weltberühmten Weingegend von Bingen, Johannisberg und Aßmannshauſen zu gedeihen pflegt.

Sein Organ war urkräftig, voll und ſonor, und ſein Commando wurde auf große Entfernung klar vernommen und verſtanden.

„Fer-r-r-tig!—ertönte es plötzlich aus ſeinem Munde. Der Augenblick zur Abfahrt war gekommen, und während die Paſſagiere ſchnell einander anfaßten und ſich gegenſeitig feſthielten, peitſchte der Schiffsfuhrmann unbarmherzig auf ſeine drei Jammergäule los; dieſe zogen an, einmal, zweimal, dreimal — fielen aber immer wieder in die Stränge zurück, ohne das Schiff mit ſeiner köſtlichen Fracht auch nur von dem Flecke bewegen zu können. Wie vorher die Angſt, ſo brach jetzt der Jubel unter den Paſſagieren los, der aber durch Niren's raſches Eingreifen ſchnell verſtummen gemacht wurde. Als Commandant forderte er zwölf der kräftigſten und ſeetüchtigſten Paſſagiere auf, an's Land zu treten, um mit großen Stangen und Hebeln das Boot ſchieben zu helfen, bis es im Gange ſei. Die Schiebverſuche wurden unterſtützt durch die Zieh-Anſtrengungen der Pferde, aber alles vergeblich, es ging nicht. Schon machte ſich wieder ein Kichern unter den Schiffsbewohnern geltend, als der Commandant kurzen Prozeß machte und die Order erließ, daß alle männlichen Perſonen vom Boote r-r-runter müßten. Es wurde natürlich Folge geleiſtet, dann die Zieh- und Schiebkräfte in Bewegung geſetzt und jetzt knarrte das Schiff in ſeinen Fugen und tauchte allmählich vorwärts in die Fluth.

All aboard! erſcholl es vom Quarterdeck, und die Ausgeſtiegenen ſtürzten wieder auf das Boot, das nun ohne große Hinderniſſe und Unfälle in anderthalb Stunden das Feſt-Wäldchen erreichte.

Eine ſolch intereſſante und heitere Geſellſchaft wie die unſrige, hat wahrſcheinlich nie vorher, noch nachher auf dem Decke eines Canalbootes eine Waſſerfahrt gemacht. Die jungen Männer, welche hier zuſammen waren, gehörten faſt ausſchließlich zu den Achtundvierzigern, deren Sinn auf das Freie gerichtet und die für die heiteren und lebensfrohen Genüſſe empfänglich waren. War ja ihr Hauptſtreben darauf gerichtet, deutſche Sitte und deutſche Lebensanſchauungen hier einzubürgern und deutſches Weſen zur Anerkennung und Geltung zu bringen.

Die Köpfe voller weltverbessernder Ideen und die Herzen erwärmt für ideale Bestrebungen — waren sie lebenslustig, heiter und hoffnungsvoll; meistens Anfänger im Geschäfte, mit Wenigem zufrieden, drückten sie keine Sorgen um die Verwaltung ihrer Reichthümer; philiströse Stumpfheit, Geiz oder die verzehrende Sucht nach Geldmachen hatten den Flug ihrer Seelen nicht gelähmt und ihre Stirnen noch nicht gefurcht. Heiteres, frohes, ungezwungenes Leben beherrschte die Gesellschaft. Die Musik wechselte ab mit Gesang, Deklamationen und improvisirten Vorträgen und Reden, oft vom herrlichsten Humor durchsprüht. Wir hatten alle möglichen großen und kleinen Geister, Künstler, Humoristen und Satyriker in unserer Mitte, Guitarre- und Zitherspieler, und selbst Solosänger erster Klasse. Einer dieser letzteren war Karl Gußkopf, das pikanteste Exemplar.

Ein romantisch angelegter Jüngling, von kleiner Statur, gerieth er schnell und gerne in elegische Stimmung, der er dann in Gesang, von der Guitarre begleitet, schmelzenden Ausdruck verlieh; — heute war sein sentimentaler Tag gewesen und er sang seine wehmüthigsten Lieder mit einer rührenden Gefühlstiefe. In seiner Extase verstieg er sich selbst zum Schweizer Jodeln, in welchem Kunstgenre er jedoch mehr einen komischen als ernsten Eindruck erzielte. Seine Zunge versagte ihm oft beim Singen oder Sprechen den Dienst, so daß er dann ein wenig stotterte, und gerade heute spielte ihm diese Zunge eine Posse in dem schönen Liede: „Von meinem Bergli muß ich scheiden" hatte er sich lerchenhaft in die Höhe getrillert, als plötzlich die Zunge ihm versagte und ihm das Heruntertrillern unmöglich machte; sein Mund, ohnehin etwas schief, machte noch zwar die Triller-Bewegungen, aber die Töne blieben ihm im Halse stecken. Dirigent Meßner erkannte mit der ihm eigenen Geistesgegenwart alsbald die Verlegenheit des Sängers und gab durch einen kräftigen Tusch ihm Gelegenheit, sich aus der ertrillerten Höhe herabzulassen.

Auf diese Weise blieb die Unterhaltung und festliche Stimmung ununterbrochen im Flusse; die Frauen und Mädchen nahmen regen Antheil daran, und für viele derselben hatte dieses idyllische Sonntagsvergnügen einen um so größeren Reiz, als so etwas ihnen im poesielosen amerikanischen Leben noch nie vorher geboten war; der heutige Tag war ein Lichtblick in ihrem Leben, das alltäglich nur in Arbeit bestand, es war ein Wärmestrahl in ihre vereinsamte Herzen, der um so heller hineinfiel, als die meisten derselben nach Einwanderer-Geschick außerhalb des elterlichen Hauses in Diensten Fremder zu stehen hatten um durch ihren kargen Erwerb dem Fortkommen der Eltern helfend und hülfreich beizustehen.

Es waren zumeist solche Mädchen, welche unseren Damenflor bildeten, pflichtgetreue Töchter, welche die elterliche Liebe mit Kindesliebe erwiderten, und durch das Verdienst eigener Arbeit das Loos der Eltern zu verbessern bemüht waren. Sie trugen zwar keine Schleppen an ihren Kleidern und keine Vogelnester auf den Köpfen — waren aber nichtsbestoweniger liebenswürdig, nett und anmuthig; frisch wie die Rosen und bescheiden wie die Veilchen — und manches ahnungslose Herz der hier sich tummelnden Weltverbesserer mag bei dieser Gelegenheit von den Pfeilen Amors getroffen und in den Banden der Liebe gefangen worden sein, wenigstens ist mir nicht bewußt, daß auch nur ein einziges jener Mädchen, wäre unfreiwillig sitzen und vom „Joche der Ehe" verschont geblieben.

In dem zum Festplatze bestimmten Walde angekommen, lagerte sich die Gesellschaft in Gruppen; es wurde gekocht und gebraten, gegessen und getrunken, gespielt und getanzt — wie dies bei Waldparthieen üblich und gebräuchlich ist. Musik und Gesang wechselten ab mit Scherzen und Kunststücken jeder Art. Die ganze Gesellschaft befand sich in der liebenswürdigsten Feststimmung, keine Seele war betrübt, und kein Herz unbefriedigt.

Ein wirklicher Sonntag war's, ein Tag der Ruhe, der Freude und Erholung, welcher hier verbracht wurde, und welcher als Ansporn zur Wiederholung ähnlicher Sonntags-Excursionen gedient hat, wenn auch bei solchen das „Canalboot" nicht mehr zur Anwendung kam.

Die Sonne hatte ihren Tagesgang vollendet und war bereits am westlichen Horizont hinabgestiegen, als unser Fahrzeug geräuschlos die Wasser des Canals durchschneidend, mit den Festgästen der Heimath zusteuerte. Merkwürdig still war's unter den Heimkehrenden geworden; es war an die Stelle lauter Lustigkeit eine sentimentale Stimmung getreten, wie eine solche bei tiefer Erregung den Deutschen ergreift. — „Ich weiß nicht was soll es bedeuten", summte ein schmelzender Jüngling im Hintergrund, und der Jungfrauen-Chor fiel leise ein in den klagenden Lorelei-Gesang. Das Scheiden von einem glücklichen Tage — das war's, warum man so „traurig" geworden.

XXII.

Thomas Paine Feste.

Es war zur Zeit 1775, als eine kleine Anzahl Rebellen in Carpenter's Hall in der Stadt William Penn's beisammen saß, als der Rauch von Lexington und Bunker Hill sich noch nicht verzogen hatte und das Blut Warrens und so vieler Märtyrer auf dem Boden noch nicht trocken war — zur Zeit des blutrothen Anfangs der amerikanischen Revolution.

Bei einer einzelnen Lampe, welche ihr mattes Licht durch die Schatten eines bescheiden eingerichteten Zimmers warf, saßen um einen Tisch vier Personen,—ein Bostoner Advokat, ein Philadelphiaer Buchdrucker, ein Philadelphiaer Doktor und ein Virginiaer Pflanzer — John Adams, Benjamin Rush, Benjamin Franklin und George Washington von Mount Vernon.

Diese Männer waren alle Mitglieder des Rebellencongresses. In ernstem Tone besprachen sie die Angelegenheiten ihres Vaterlandes; von Bunker Hill, von Lexington und dem blutdürstigen britischen Ministerium. Confiscation, Rad und Galgen war von jeher der Lohn von Patrioten; wer wagte zu sprechen von Verrath gegen die englische Majestät?

Jetzt kommt von den Lippen Franklin's die große Frage: „Wo soll dieser Krieg enden? Kämpfen wir für einen Wechsel des englischen Ministeriums? Oder — oder — für die Unabhängigkeit unseres Geburtslandes?"

Schweigen herrscht in dem Zimmer. Washington, Adams, Rush, alle sehen sich einander an und schweigen.

Durch Bande der Abstammung, Sprache und Religion an England geknüpft, scheint der bloße Gedanke an Trennung vom Mutterlande Blasphemie.

„Ja! Angesichts der niedergebrannten Ortschaften, der ermordeten Landeskinder, Bunker Hill in Asche und Lexington blutend — immer noch klammern sich die Colonien an den Namen von England; immer noch erbeben sie bei dem bloßen Aussprechen des inhaltsschweren Wortes: "Independence".

In diesem Augenblicke nachdenklichen Schweigens wird ein Besucher angemeldet; ein Mann von etwas kurzer Statur, in abgetragenem braunem Rock. Er nimmt Platz an dem Tische, nachdem er durch Franklin vorgestellt war, und wird dann in den Gegenstand der Discussion eingeweiht. Leuchtenden Blickes und mit tiefbewegter Seele spricht er seine Ansichten aus. Washington, Rush, Franklin und Adams schweigen. Anfänglich wurden sie erschreckt durch die Kühnheit seiner Gedanken und das, was sie für politische Blasphemie hielten.

Doch als er fortfährt und mit ernsten und begeisterten Worten von der Unabhängigkeit Amerika's sprach, von dessen ruhmvoller Zukunft, seinem Volke, das zu Millionen anschwellen werde, von seiner Bestimmung, über die zertrümmerten Throne zu schreiten und die Herrschaft über den westlichen Continent zu übernehmen — da erhoben sich die Anwesenden, wie von einem Zauberstabe berührt, vom Tische, nahmen diesen begeisterten Lobredner der Freiheit bei der Hand und dankten ihm mit tiefer Bewegung. Und Washington, der Pflanzer, bat Paine, die gesprochenen Worte in einem Buche niederzuschreiben, in einem Buche, das gelesen werden soll in jedem Hause, und von allen Kanzeln Amerika's.

Und „Unabhängigkeit" war von diesem Tage an die Parole der amerikanischen Revolution geworden.

* * *

Der Mann im braunen Rocke war Thomas Paine und Thomas Paine schrieb dieses Buch, seinen berühmten "Common Sense", und sechs Monate schon nach der Publikation desselben folgte die Unabhängigkeitserklärung von Seiten des Congresses.

Es zündete in allen Herzen, wie seine „Krisis", während des Krieges von ihm herausgegeben, den Muth der Freiheitskämpfer und des Volkes beständig anfachte und vor Entmuthigung bewahrte. Was Washington durch sein Schwert—das hat Thomas Paine durch seine Feder für die Durchführung der Unabhängigkeit Amerika's geleistet — und wie er mit den Vätern unserer Republik bis zum Ende seiner Tage gehandelt und gestrebt — so sollte auch sein Andenken, wie das jener, bei der Nachwelt heilig gehalten werden.

Thomas Paine wird in der unparteiischen Geschichte fortleben, nicht blos als einer der edelsten amerikanischen Patrioten, sondern auch als Philosoph, Staatsmann und Menschenfreund; alle seine Schriften, welchen Inhalts sie auch sein mögen, sind von der humansten Gesinnung und der edelsten Menschenliebe durchweht; und daß er nicht blos theoretischer Humanist gewesen, davon zeugt sein ganzes Leben. Uneigennützig widmete er sein Talent und sein Genie der Befreiung, Veredlung und Vervollkommnung des Menschengeschlechts; er trat als „Gemeiner" in die amerikanische Revolutions-Armee und schrieb als solcher seine berühmten Flugschriften gegen das perfide, herrsch- und beutesüchtige England, und als die amerikanische Revolution wegen Mangels an Geldmittel zu scheitern drohte, wendete er die Krisis ab durch Beschaffung eines freiwilligen Volksanlehens,

bei dem er den Anfang mit einer Subscription von fünfhundert Dollars machte — obgleich diese Summe nahezu sein ganzes Vermögen erschöpfte. Durch seine „Menschenrechte", welche er während der französischen Revolution verfaßte und als Feuerbrand nach England warf, hat er den englischen Thron seinem Sturze nahe gebracht und für die Freiheit aller Völker ein unvergängliches Material geliefert, wie er auch als jahrelanges Mitglied der französischen General-Versammlung dem französischen Volke einen Theil des Verdienstes ablohnte, den es für die amerikanische Unabhängigkeit sich erworben.

Aber alle diese Leistungen konnten ihm bei den puritanischen Fanatikern Amerika's keine Verzeihung erwirken für sein Buch „Zeitalter der Vernunft", worin Paine seine Ansichten über Religion niederlegte, und in dessen Vorrede er sagt, daß er immer für das Recht eingestanden sei, das jeder Mensch zu seiner eigenen Meinung habe — ob sie mit der eigenen übereinstimme oder nicht; und daß Jeder, der solches Recht widerstreite, sich zum Sklaven seiner jeweiligen Ueberzeugung mache.

Obgleich dieses Werk streng deistisch gehalten, rief es doch den leidenschaftlichsten Haß und die bitterste Anfeindung der gesammten puritanischen Klerisei hervor, weil darin das Dogma und der göttliche Ursprung der Bibel einer Prüfung und scharfen Kritik unterworfen wird. Mit jener Sorte christlicher Liebe, wie sie von jeher von Frömmlern und Fanatikern bethätigt zu werden pflegt — wurde Buch und Autor mit dem Anathema belegt, und von allen puritanischen Kanzeln das Andenken an den „Ungläubigen" auszulöschen gesucht; und wer sich des Anfangs der fünfziger Jahre noch erinnert, wird wissen, daß Thomas Paine's Name bei dem größten Theil der amerikanischen Bevölkerung fast eben so verfehmt war, als der Freiheits-Märtyrer Giordino Bruno bei den Papisten und Ultramontanen.

* * *

Dieser Stand der Dinge war es auch, der dem hiesigen Freimännerbunde 1853 die Idee eingab, durch Feier des Geburtstages von Thomas Paine das Andenken desselben wieder zu Ehren zu bringen und von dem Schutte zu befreien, den Fanatismus und Muckerei darauf gehäuft.

Es war das ein edler Gedanke und ein patriotisches Unternehmen, das im vollen Einklange stand mit den Tendenzen jener strebsamen Männer. Es galt, der geschichtlichen Wahrheit und den Manen jenes Menschenfreundes gerecht zu werden, dessen Leben dem Dienste der Menschheit gewidmet war, getreu seiner erhabenen Devise: „Die Welt ist mein Vaterland und Gutes thun meine Religion."

Wie der Kampf gegen die Sabbathfrömmelei, so nahmen auch die Paine-Feste den Charakter einer Demonstration gegen die herrschende Intoleranz an, und wurden von den Strenggläubigen als solche betrachtet; und so sehr war das öffentliche Leben von dem muckerischen Geiste beeinflußt und beherrscht, daß nur wenige "of the free sons of America" den moralischen Muth besaßen, den Paine'schen Verketzerungen zu trotzen und an derartigen Festen sich aktiv zu betheiligen.

Die vorurtheilsfreien Deutschen nahmen regen und enthusiastischen Antheil an diesen Paine-Festen, die alljährlich am 29. Januar, dem Geburtstage Paine's, wiederkehrten.

Die tendenziöse Unterlage verlieh diesen Banquetten einen ernsten und weihevollen Charakter, sicherte ihnen einen animirten und würdigen Ver-

lauf und trug viel dazu bei, daß höhere Anforderungen an deutsche Festlichkeiten und heitere Unterhaltungen gestellt wurden. Gesangvorträge wechselten mit Toasten, Reden und Deklamationen ab, und die dadurch bei den Festgenossen erzeugte gehobene Stimmung hielt lange genug an, um bei der größten Ausgelassenheit und Heiterkeit vor Ausschreitungen zu bewahren.

Auch war es eine Frucht derselben, daß dadurch die Deutschen zum Studium der politischen wie philosophischen Paine'schen Schriften angeregt wurden und hierdurch deren Herausgabe in deutscher Sprache veranlaßten. Ins Deutsche übersetzt fanden "Common Sense" und "Age of reason" rasch eine allgemeine Verbreitung und eifrige Leser und viel Gutes in freiheitlicher Richtung hat die Lectüre bewirkt, manche unentschlossene Seele hat sie der freiheitlichen Sache gewonnen, und Andere in ihren freien Ueberzeugungen bestärkt.

Und wenn auch durch diese Propaganda zur Rettung des gesunden Menschenverstandes der puritanischen Engherzigkeit keine Zugeständnisse abgerungen wurden, so hat sie doch dazu beigetragen, den muckerischen Bestrebungen in etwas zu begegnen und dem freien Elemente die Nothwendigkeit darzuthun, daß menschliche Aufklärung und menschlicher Fortschritt ein stetiges agitatorisches Zusammenwirken und Kämpfen gegen die organisirten Mächte der Unfreiheit bedingen. Durch Kampf nur zum Licht, das ist nun einmal der Menschen Geschick.

XXIII.

Nativismus.

Die nativistische Bewegung, welche inmitten der fünfziger Jahre unter dem bezeichnenden Namen "Knownothingism" auftauchte und sich wie ein elektrischer Strom über die nördlichen Staaten verbreitete, bildet eine denkwürdige Periode in der amerikanischen Kulturgeschichte. Sie war der letzte Aufschrei der Whigpartei, welche das ihren Händen entfallene Szepter der politischen Herrschaft mittelst Heraufbeschwörung nativistischer Gefühle unter dem Feldgeschrei "Americans shall rule America" wieder zu erobern gedachte.

Jene „Knownothing"-Bewegung ist ein dunkler Fleck auf dem amerikanischen Kleide, der sich nie ganz wird auswaschen lassen.

Sie bezweckte nichts Geringeres, als die politische Entrechtung der Eingewanderten; kein Nichteingeborener sollte ein Amt bekleiden oder vor einundzwanzigjährigem Aufenthalte politische Rechte ausüben dürfen. Zu solch aberwitzigen Verirrungen ist der Menschengeist fähig, wenn Fanatismus und Vorurtheil ihn beherrschen.

Wie aber alles Unvernünftige, Schlechte und Falsche sich mit Naturnothwendigkeit an seinen Urhebern rächt, so hat es auch die „Knownothing"-Bewegung gethan; gerade das Gegentheil von dem, was beabsichtigt war, ist erfolgt; statt der Entrechtung erfolgte die vollständige Emancipation des eingewanderten Elements; und viele der hervorragenden Hetzer jener beschämenden Bewegung haben durch ihre nativistische Aktivität sich ihr politisches Grab gegraben.

Man kann sich keinen Begriff davon machen, welche tiefe Kränkungen und Demüthigungen die Knownothings den Eingewanderten verursachten und welche große Gefahren für die freiheitliche und humane Entwicklung

dieſes Continents hinter jener nativiſtiſchen Propaganda lauerten. Wie alle unſinnigen „Ismen“ von jeher hier ein ergiebiges Feld fanden, ſo auch der Knownothingism. Von religiöſen Fanatikern und ſchlauen Demagogen gehetzt und aufgeſtachelt, ſtürzte man ſich lawinenartig in die neue Partei, als gälte es, ſich gegen eine finſtere Macht zur Wehre zu ſetzen.

Puritaniſcher Fanatismus ging mit politiſchem Demagogenthum Hand in Hand — der erſtere wurde benutzt, um dem letzteren die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen, das heißt: ihm die Herrſchaft, die Aemter und Beute zu ſichern.

Den Anſtiftern und Leitern der Nichtswiſſer-Organiſation war es wohl bekannt, mit welcher Beſorgniß und welchem Mißtrauen der den öffentlichen Geiſt beherrſchende Puritanismus die Vermehrung und Kräftigung des katholiſchen Einwanderer-Elements anſehe, und daß es nur eines Funkens bedürfe, um den anti-katholiſchen Zündſtoff zu Flammen anzufachen; man war jedoch klug genug, die neue Partei nicht auf der Unterlage religiöſer Meinungsverſchiedenheit zu gründen, und nur *indirekt* ſollte das religiöſe Moment als eins der Mittel zum Zweck verwendet werden. Wenn auch der Anſchluß der größeren Anzahl der Whigs an den Nativiſtenorden durch anti-katholiſche Motive herbeigeführt worden ſein mag, ſo verlangt doch die Wahrheit zu conſtatiren, daß bei den führenden Whig-Politikern dieſes Motiv nur nebenſächlich geweſen. Sie kämpften um die politiſche Herrſchaft, ſahen die Erfolgloſigkeit ihres Kampfes gegenüber der demokratiſchen Partei voraus und erkannten in der *Schwächung* dieſer letzteren die einzige Ausſicht auf Erfolg, und da die Irländer und faſt das ganze eingewanderte Element der demokratiſchen Partei angehörten, ſo mußte auf die nativiſtiſchen Vorurtheile eingewirkt werden.

So lange das fremde Element in der demokratiſchen Partei eine beſcheidene und paſſive Rolle ſpielte, konnte man keine populären Anhaltspunkte finden, um es als unpatriotiſch zu verdächtigen und anzugreifen; und auf dem gewöhnlichen Wege der politiſchen Belehrung und Beeinfluſſung wurde deſſen Bekehrung zum Whig-Glauben vergeblich verſucht. Die Adoptivbürger hingen mit einer ſolch übermenſchlichen Zähigkeit der demokratiſchen Partei an, daß alle Bekehrungsverſuche ſich als erfolglos erwieſen, und den whiggiſtiſchen Apoſteln und Stumpfrednern wohl die Geduld ausgehen mochte.

Da traten neue Ereigniſſe ein, welche die nativiſtiſche Kriſis beſchleunigten. Winfield Scott wurde 1852 als Präſidentſchafts-Candidat geſchlagen und damit brach die letzte Hoffnung der Whig-Partei zuſammen. Die „Fremden“ hatten es gethan, die “Irish” und die “Dutch”, und auf dieſe lud ſich die ganze Entrüſtung der Whigpartei ab.

Etwas mußte geſchehen, um dieſen Einfluß der „Fremden“ zu brechen und Amerika vor den eingewanderten „barbariſchen Horden“ zu ſchützen. Vom “rich Irish brogue” und dem “sweet German accent” hörte man jetzt wenig Lobendes mehr, deſto mehr aber von den deutſchen „Infidels“, wie man alle Jene nannte, die Schnurrbärte trugen und Sonntags nicht mit dem Gebetbuche in die Kirche gingen.

Den frommen Leuten mag die „Ungläubigkeit“ ſo vieler hoffnungsvoller Deutſchen manchmal recht zu Herzen gegangen ſein, allein von den Politikern wurde ſie nur als Vorwand gebraucht, um Vorurtheile wachzurufen und in dem „Infidel“ den politiſch „Unabhängigen“ zu treffen. Der ortho-

dore Politiker ist darin dem orthodoxen Religiösen ähnlich, daß er keine Unabhängigkeit vom Dogma vertragen kann. Der Partei-Gegner wird lange nicht so verketzert als der Partei-Unabhängige, der Partei-Ungläubige.

Nun hatte man auf der Whig-Seite in den Jahren 52, 53 und 54 die Erfahrung gemacht, daß die jüngere Einwanderung, trotz ihrer Opposition gegen die demokratische Partei auch keine Spur von Sympathie für die Whig-Partei zeigte, welch letztere auf eine solche Sympathie umsoweniger Ansprüche an das fortschrittliche Element zu machen berechtigt war, als sie außer ihren föderalistischen und reactionären Tendenzen auch noch die Trägerin des Temperenzunwesens und des Sonntagszwangs gewesen war.

Ohne Hoffnung auf Zuwachs durch das Achtundvierziger-Element, noch auf die Bekehrung der Adoptiv-Demokraten rechnend, griffen die Politiker zum Mittel des Nativismus; die Knownothing-Partei erstand, wie mit einem Schlage; und so sehr wurde anfänglich der gesunde Menschenverstand des amerikanischen Volkes überrumpelt, daß, ehe auch nur eine Vertheidigung und Abwehr vorbereitet werden konnte, die Nativisten fast sämmtliche nördlichen Staaten im Triumphe erobert hatten.

Nun kam die Zeit, wo Herz und Nieren geprüft werden sollten. Das eingewanderte Element, in seiner ganzen Würde bedroht, mußte zeigen, daß es die ganze Schmach fühle, welche ihm zugedacht war, und daß es dem nativistischen Hochmuthe mit hohem Muthe und Mannesstolze entgegenzutreten habe. Es mußte zeigen, daß es nicht hierher gekommen ist, um dem Yankeethum als Schemel zu dienen, sondern volle soziale und politische Gleichberechtigung zu beanspruchen.

Die Deutschen nahmen den hingeworfenen Handschuh auf. Hier in Cleveland war es der Freimänner-Verein, der schon seit Jahren für die volle Gleichberechtigung des Deutschthums unermüdlich thätig gewesen war, welcher die Führung des Vertheidigungs-Kampfes übernahm, unterstützt von den Deutschen im Allgemeinen, und dem „Wächter am Erie" insbesondere.

Nie werde ich vergessen, daß unter den Deutschen damals es Manche, wenn auch nicht Viele gab, welche so wenig deutsches Selbstbewußtsein hatten, daß sie sich hier blos als geduldet betrachteten und die Amerikaner als Herren anzuerkennen geneigt waren, während andere, die sich schon „amerikanisirt" hatten, ehrlos genug waren, mit den Knownothing-Bestrebungen zu sympathisiren und durch Verleugnen deutscher Abstammung und deutschen Wesens sich bei den Nativisten lieb Kind zu machen.

Es gehörte zur energischen Abwehr des nativistischen Veitstanzes allerdings ein nicht geringer Grad von Selbstlosigkeit und moralischem Muthe; für Leisetreter und Spekulanten war es keine Zeit — hie Welfen — hi Ghibellinen — das war die Parole. Hauptsächlich durch die ungeheure Thätigkeit, welche die Deutschen in der Politik entwickelten, wurde der Nichtswisser-Partei nach mehreren ephemeren Erfolgen das Rückgrat gebrochen. Es wurde nicht klein beigegeben, keine Zugeständnisse und Compromisse wurden verlangt und keine gemacht; auf prinzipieller Basis wurde der Kampf ausgefochten.

Nur eine Episode will ich erwähnen, um zu zeigen, wie ernst und selbst wie agressiv das Nichtswisserthum von deutscher Seite überwacht und bekämpft wurde.

In einer republikanischen County-Convention, die im Herbste 1856 im alten Courthause auf der südwestlichen Ecke des Public Square sta tfand— wurde ein Herr zum Legislatur-Repräsentanten vorgeschlagen. Ich kannte ihn persönlich und hatte gehört, daß er ein aktives Mitglied des „Knownothing"-Ordens gewesen sei. Als einziger deutscher Delegat bekämpfte ich seine Nomination auf das heftigste und trotzdem zwei Drittel der Conventionsmitglieder dem berüchtigten Orden angehört hatten, wagten sie doch nicht die Nomination zu machen — aus Furcht vor den deutschen Stimmen, die hinter mir standen.

Es war sein weises und festes Zusammenwirken, welchem das Deutschthum seinen ruhmvollen Erfolg verdankte, und es hatte Ursache, stolz darauf zu sein. Doch selbstverständlich war mit der Ueberwindung der Nativisten-Partei nicht auch der „Nativismus" an und für sich überwunden. Zu zähe sitzt dieser in den Köpfen und Herzen von Tausenden, als daß er so leicht daraus zu vertreiben wäre. Auf weniger herausfordernde Weise wird er sich auch hinfüro geltend zu machen suchen, so lange nicht eine höhere Kultur ihn verdrängt; und ebenso wie mit dem ihm verwandten Puritanismus wird das Deutschthum für unabsehbare Zeit noch zu ringen und zu kämpfen haben. Liegt dem Geschwisterpaare auch nicht Geburtsstolz und Klassenhochmuth, nicht eigentlicher Fremdenhaß oder kleinlicher Neid zu Grunde, so ist es die Unterschätzung der Fremden und die überspannte Ueberschätzung seines eigenen Werthes und seiner eigenen Leistungen, die ihn so zähe gemacht hat. Ihm und dem Puritanismus gegenüber muß deßhalb der Deutsch-Amerikaner immer bewaffnet auf dem qui vive stehen, will es den ewig drohenden Angriffen auf sein Volksthum wehren.

XXIV.

Die freiwillige Feuerwehr.

Es war in einer drückend schwülen Juli-Nacht, die einem 95-gradigen Sommertag gefolgt war; in einer jener unheimlichen bleiernen Nächte, wo die Erde temporär still zu stehen scheint und wo kein belebender Lufthauch den von Hitze gequälten Erdensohn erquickt; wo allein nur das leise Gesumme und zudringliche Stechen nachtschweifenden Insekten-Gezüchtes daran mahnt, daß noch Leben herrscht in der anscheinend stummen Natur.

In dem schmucklos und niedrigen Dachstübchen eines alten Holzgebäudes, euphemistisch Wohnhaus genannt, war Paul Wanderoth seit Stunden vergeblich mit dem verzeihlichen Versuche beschäftigt, Ruhe zu finden auf seinem nachtschlafenden Lager, doch vergeblich war sein desfallsiges ehrliches Bemühen. Die im Stübchen zusammengeballte Luft war so dicht, daß er mit einem Messer sie hätte schneiden können und so glühend, als sollte die Creatur bei lebendigem Leibe geröstet werden; und wäre Paul vom Aberglauben nicht so absolut frei gewesen, die gegenwärtige Stunde würde ihm zu einem Gläubigen an Höllenfeuer bekehrt haben.

Das niedrige Fenster des kleinen Raums stand weit offen, um frischer Luft Eintritt zu gewähren, aber fast drückender wie innerhalb war die Hitze außerhalb des kleinen Dachstübchens. Paul reckte keuchend sein Haupt aus dem Fenster in's Freie, ängstlich nach dem Eriesee spähend, ob nicht von dorther bald eine kühle Brise zu gewärtigen sei; aber kein Hauch

war von dorther zu verspüren; der See, der so oft stürmisch und brausend seine Wellen über seine hohen Ufer weit in das Land hinein peitscht und der unsere Bewohner mehr erfrischt als ihnen lieb ist — war heute unbeweglich, und auch aus der Constellation der Gestirne war ein rascher Umschwung zum „Kühleren" nicht herauszulesen. — Und so blieb Paul nichts übrig, als Ergebung in das röstende Geschick. Schwermüthige Erinnerungen tauchten auf in seiner Seele; der heimathlichen Berge und Thäler gedachte er in Wehmuth und des erfrischenden Odems der heimathlichen Wälder, welcher den Mühseligen erquickt — doch plötzlich und unerwartet wurde er aus seinen trüben Gedanken aufgerüttelt, etwas Dumpfes schlug an sein Ohr.

War es nicht Sturmesgeheul oder Meeres-Gebrause, was aus naher Ferne er hörte und das unheimlich rasch zu nähern sich schien? War's ein Orkan, der wie die Lava aus dem Krater, aus der Luftgluth plötzlich hervorgebrochen, bitteres Unheil verkündend? Paul horchte und horchte. Ruhig lag noch der See und freundlich glänzten die Sterne, von keinem Wölkchen verhüllt. Kein Hauch noch belebte die drückende Schwüle. Näher und näher kam das Getöse, bis endlich der Ursache Räthsel sich löste. Ein Knäuel von Menschen wälzte sich vor seinem Fenster vorüber, deren unartikulirtes Geheul die Luft erzittern machte. Dabei tuteten die Hörner, bliesen die Trompeten und läuteten die Glocken!

Es war das „wilde Heer", „freiwillige Feuerwehr" genannt, das vorbei hier jagte, gefolgt von einer großen Anzahl von Menschen, meist halbwüchsigen Burschen, welche mit ihrem Geschrei jenes der Feuerleute übertönten und tobten und rasten, als wären sie vom Feuer-Dämon besessen.

Paul, der noch grün war, rieb ob des ungewohnten Anblicks sich die Augen und schlug dann die Hände über dem Kopf zusammen. In den Vorbeistürmenden hätte er eher eine Indianerschaar auf dem Kriegspfad vermuthet, als eine friedliebende Feuerwehr. Ganz seltsam war's ihm um's Herz, wenn er diese wilde Gesellschaft mit der Feuermannschaft seiner lieben deutschen Geburtsstadt verglich. Dort stand der Feuermann und löschverpflichtete Bürger unter der Autorität und dem Commando der „Obrigkeit" und unter streng polizeilicher Bewachung; ein Jeder mußte hinspritzen, wohin er geheißen, und nicht einmal aus eigenem Antrieb durfte er durch Feuer-Ruf die guten Bürger erschrecken, ehe er vorher vom Bürgermeister hierzu die Erlaubniß eingeholt, geschweige denn daß Feuerleute sich hätten dürfen beigehen lassen, auf eigene Faust einen solchen Höllenspektakel zu machen, wie es hier ohne Widerspruch geschah.

Und doch hatte der eigenartige und ungebundene Feuer-Enthusiasmus, wie er sich hier kundgab, etwas imponirendes, ja faszinirendes, für Paul; es klang ihm aus dem Geheule so etwas naiv-Originelles und unbändig freies, was ihn auf die Straße lockte um mit der johlenden Menge der Brandstätte zuzueilen. Bei dem hier herrschenden Mangel an heiteren Vergnügungen, so kalkulirte er, mag eine anständige Feuersbrunst als ein "sport" und angenehme Abwechslung im langweiligen Leben betrachtet werden.

* * *

Es war in der That ein heiteres Institut diese freiwillige Feuerwehr, das zu den primitiven und noch im Werden begriffenen Munizipalzuständen der fünfziger Jahre paßte. Als Feuerleute genossen sie im Publikum eine

gewisse privilegirte Stellung, und, ihres nützlichen Daseins sich wohl bewußt, brauchten dieselben in ihrem feuermännlichen Gebahren sich keinen Zwang anzuthun. Rasch bei der Hand waren sie, wenn ihre Feuerlösch-Pflicht sie rief.

Kaum hatte die Feuerglocke zwei bis dreimal angeschlagen, da rasselten die Hand-Feuerspritzen, je von vierzig bis fünfzig Männern an einem langen Seile gezogen, über die Straßen und Trottoirs der Brandstätte zu; der Spritze folgten der Schlauch- und Leiterwagen, gleichfalls mit menschlicher Bespannung. Zu den Feuerleuten gehörten meist jüngere Leute mit rauhen Manieren und rücksichtslos, waghalsigem Wesen, deren Rettungslust mit Hindernissen gar nicht zu bändigen war. Für diese Burschen war jede in ihrem Gebiete ausbrechende Feuersbrunst ein freudiges Ereigniß, weil es ihnen gute Gelegenheit gab, ihre zurückgestaute Wildheit und Jugendlümmelei zu ventiliren und auszutoben. Aus ihnen tönte einem der wilde Naturlaut urthümlichen Freiheitsdranges entgegen.

Ein freiwilliger Feuerwehrmann in Dienst war der souverainste Mensch auf Erden, und er verstand es, von dieser Souverainität ausgiebigsten Gebrauch zu machen. Er rächte sich gleichsam für früher erlittene Unfreiheit.

Ein echter Feuerwehrmann von der urwüchsigen Sorte sehnte sich nach einer Feuersbrunst wie die Pflanze nach Licht und Wärme. Das Feuer, vielmehr der Kampf mit demselben, war sein Element, die Feuerspritze seine Waffe, die er stets mit der größten Sorgfalt putzte und pflegte. Das Spritzenhaus war seine zweite Heimath. Hier brachte er seine Abende zu und lauschte den Erzählungen seiner Collegen, und träumte vielleicht von Heldenthaten, die er später ausführen würde.

Manche der temperamentvollsten Mitglieder des „wilden Heeres" fühlten sich höchst unglücklich, wenn die Feuersbrünste zu lange auf sich warten ließen; und es scheint, daß der böse Zufall Mitleid mit ihnen hatte, denn wenn es während der Woche nicht brannte, so konnte man fest darauf rechnen, daß in der Samstag Nacht irgend ein altes Gebäude sich im Feuerkleide präsentirte, worauf dann die Feuermeute begierig losstürzte, um den Kampf mit den Flammen aufzunehmen.

Wie man übrigens auch über die Tollheit und Wildheit der freiwilligen Feuerwehrleute denken mag, das Zugeständniß kann ihnen nicht versagt werden, daß sie bei den Lösch- und Rettungsversuchen einen hohen Muth und große Ausdauer bewiesen haben und vor keiner Lebensgefahr zurückschreckten.

Bei dem heutigen Feuer, das in der Greenwoodstraße wüthete, hatte sich ziemlich das ganze Feuerpersonal aus allen Theilen der Stadt eingestellt, und außerdem ein großes Publikum aus der Nachbarschaft; unter diesem letzteren befand sich auch Freund Nitschelm, der immer voller Witze und Schwänke war. Er legte selbst Hand mit an und assistirte bei einer der Spritzen, unter der Direktion des Feuerkapitäns. Frau Heller, welche das Haus besaß, das dem brennenden zunächst stand, hatte zu ihrem Schrecken entdeckt, daß ihr Haus auch am Dache zu brennen anfange, und da alle Wasserstrahlen auf ihres Nachbars Haus gerichtet wurden, das — so wie so — nicht mehr zu retten war, da rief sie dem Vormann der Spritze in größter Aufregung zu, daß er doch auf ihr (Frau Heller's) Haus seine Löschversuche richten sollte.

Nitschelm gab dem Vormann keine Zeit zu antworten, sondern ant-

wortete selbst, indem er mit verzogenem Munde und in lakonischer Weise sagte:

„Frau Heller! Alle Respekt vor Ihne und Ihrem werthen Hause. aber draufspritze thue wer net, solang das andere nicht ganz runtergebrannt ist, und dann gehen wir an Ihres.“

Diese bissige Antwort machte Frau Heller bös und sich gegen Nitschelm verächtlich wendend, sagte sie:

„Was geht das ihm an? Und auf den Spritzen-Vormann deutend: Das ist d e m Mann sei Spritz, und der kann hinspritzen wo er will.“

Nitschelm hatte später nie mehr seinen Witz an Frauen versucht, welche ein brennendes Haus und eine spitze Zunge besaßen. Frau Heller hatte nämlich die Lacher auff ihrer Seite.

* * *

Paul kehrte nach mehrstündigem Genusse der Szenen, welche bei dem Lösch-Schauspiele sich darboten, befriedigt in seine Schwitzbude zurück, wo in Folge der Wasserstrahlen etwas mehr Kühle eingetreten war. Sein bisjetziges Vorurtheil gegen volkssouveraine Feuerwehr war ziemlich besiegt, denn nicht blos im Lärmen, sondern auch im Löschen hatten „die Wilden“ Großes geleistet. Namentlich hatte ihn Frau Heller's Theorie imponirt, daß jeder freiwillige Feuerwehrmann hinspritzen könne wohin er wolle.

XXV.

Von Fuss zu Pferde.

Wer heutzutage zu Fuß, zu Pferde oder per Straßen-Eisenbahn die Gardenstraße, jetzt Central Avenue, passirt, kann sich keinen Begriff von dem Zustande machen, in welchem sich dieselbe noch vor Jahrzehnten befand. Entlang der linken Seite des Straßenbettes war ein Kanal gegraben von 4 Fuß Tiefe und sechs Fuß breit, in welchen die Gewässer der umliegenden Gegend mündeten und seewärts geleitet wurden. Der Kanal war weder ein Zierrath für die Straße, noch eine Annehmlichkeit für die Bewohner; denn das Wasser, das sich darin sammelte, war nicht nur tief genug, um nöthigenfalls darin zu ertrinken, sondern entbehrte auch der Reinheit und Frische, und diente in den ersten Frühlingsmonaten den Fröschen zum beliebten Aufenthalt, deren Musik bekanntlich auch nicht zu den Annehmlichkeiten des städtischen Lebensgenusses gehört.

In den hohen Sommertagen, wo die letzten Wasserpfützen verdunsteten, regte sich an den Wänden des Kanals die Vegetation in einer tropisch-üppigen Weise, und bedeckte dieselben mit einem Teppich von Gräsern und Unkraut jeglicher Art.

Die tiefe Lage der Straße bedingte es, daß von allen Himmelsgegenden das Wasser nach ihr hinstrebte und in einen bodenlosen Morast verwandelte, welcher dann bei heißer Jahreszeit sich zu einem Staubmeere gestaltete. An dieser Alternative, Morast oder Staub, nahm auch der sogenannte Seitenweg Theil, der natürlich noch ungepflastert war und im Urzustande dalag.

Ich war von 1853 bis 1859 ein beneidenswerther Bewohner dieser Straße, wo ich mir nahe Sterling Avenue das erste selbstständige Heim gegründet hatte. Die Straße war noch dünn besiedelt, nur hie und da lag

ein Häuschen zerstreut, während große Landstrecken noch brach lagen oder zu Weideplätzen und Welschkornpflanzungen benutzt wurden. Zu meinem Geschäfte in der Superiorstraße hatte ich über zwei Meilen, und den Weg dorthin und zurück machte ich wenigstens zweimal, meistens dreimal des Tags, ohne Rücksicht auf Hitze oder Kälte, auf Regenwetter oder Sonnenschein, auf Morast oder Staub.

Unterdessen ging ich fünf Jahre meinen Weg, als der Versucher an mich herantrat und mir einflüsterte, daß Reiten besser sei als Gehen. — Der Gedanke zündete um so schneller, als gerade zu der Zeit die Straße nebst Seitenweg sich in ein Staubmeer aufgelöst hatten. Wie Richard III. würde ich sofort "a Kingdom for a Horse" offerirt haben, wenn ich eins gehabt hätte.

So sehr ich nun auch für die Reit-Idee eingenommen war, so würde ich doch bei kühlerer Ueberlegung mich noch eines besseren besonnen haben, wenn nicht ein entscheidender und wunderbarer Zwischenfall eingetreten wäre. Ich war nämlich gerade in meinen Gedanken damit beschäftigt, den Reitplan wegen der damit verbundenen Kostspieligkeiten und Umstände in Wiedererwägung zu ziehen, als jener wunderbare Zwischenfall dies verhinderte.

Wie vom Schicksal dazu ausersehen, ritt plötzlich, als wäre er aus den Wolken gekommen, ein Reitersmann auf einem schwarzen Pferdchen auf mich zu, als hätte er auf meiner Stirn gelesen, daß sie Reitgedanken barg, — vielleicht war es auch Mitleid mit mir wegen der Anstrengungen, die meine Beine zu machen hatten, um die fußhohen Staubwolken, welche auf dem Seitenwege sich entwickelt hatten, zu durchwaten; oder mochten die neidischen Blicke, die ich auf sein Pferdchen warf, ihm die Vorgänge in meiner Seele verrathen haben?

Doch wie dem auch gewesen sein mag, der besagte Reiter stellte mich ohne weitere Umstände zu Rede, so vertraulich und theilnehmend, als seien wir alte Freunde und Bekannte, und bot mir sein Pferd zum Kaufe an.

Er tadelte mich, daß ich bei solcher Hitze, bei solcher Straße und bei solchem Staube zu Fuß ginge; er meinte, ein Mann wie ich, sollte sich schämen, so auf seine Gesundheit los zu hausen. Ich wurde unendlich gerührt durch die uneigennützige Sympathie dieses Mannes, er ließ mir aber keine Zeit, diese Rührung zu überwinden und sagte, daß mir ein Pferd so nöthig sei wie das tägliche Brod, um mich meiner Familie zu erhalten, und als wollte er die mir bezeugte Sympathie durch Großmuth überbieten, gab er mir das Pferd mit Sattel und Zaum in die Hände, mit der Bemerkung, daß er sich sehr ungern von dem treuen Thierchen trennen, aber *mir* es für den Spottpreis von sechzig Dollars abtreten wolle.

Nun, wo meine Reit-Idee so konkrete Form annehmen sollte, wurde es mir plötzlich angst und bange um's Herz; alte Sünden fielen mir ein, denn so ernst hatte ich die Sache nicht gemeint. Die Situation, in der ich mich befand, überlief mich kalt und heiß, da die Großmuth des Mannes, ohne gegen ihn undankbar zu sein, es mir nicht gestattete, „Nein" zu sagen oder gar den geforderten Preis zu beanstanden.

In dieser Verlegenheit kam mir mein gutes Gedächtniß zu Hülfe; es fiel mir nämlich plötzlich ein, daß ich ja gar kein Geld hätte, um das Pferd zu kaufen, selbst mit dem besten Willen nicht; es that mir zwar leid, solches

Geständniß von Geldmangel machen zu müssen, aber hier galt's Farbe zu bekennen, wollte ich nicht meine Ehre blos stellen.

Ich raffte mich nun zusammen und stieß die verhängnißvollen Worte heraus, daß ich keine Mittel hätte, um Pferde zu kaufen.

Groß sah mich der Pferdebesitzer an, und mit vorwurfsvoller Betonung sagte er, daß dieser Einwand ihn schmerze, denn er hätte gar nicht daran gedacht, sogleich Geld zu bekommen, und daß er die Zahlung meiner Bequemlichkeit überlasse.

Jetzt saß ich noch in einer tieferen Patsche als vorher, konnte aber ehrenhalber solch großmüthiges und auch mich ehrendes Vertrauen in meine eventuelle Zahlfähigkeit nicht zurückweisen, ehe ich aber bestimmt zusagte und in den sauren Apfel biß, appellirte ich nochmals an sein Mitleidsgefühl, indem ich betheuerte, daß meine mageren Einkünfte zum Halten und Füttern eines Pferdes nicht ausreichten, und daß ich auch vom Reiten "on horseback" nichts verstände.

Ueber beide Punkte beruhigte er mich jedoch sofort mit den klarsten Argumenten. Er machte mich zuvörderst darauf aufmerksam, daß das fragliche Pferd eigentlich gar kein Pferd, sondern ein Pony sei, das nicht viel mehr Futter brauche als eine Ziege. Jeden Imbiß eine Hand voll Hafer und drei Hände voll Heu, dabei bleibe das Thier rund und fett — wie ein Aal; Sonntags, im Sommer brauche es gar nichts, da könne es ja im Gardenstraßen-Kanal weiden, und was das Reiten anbelangt, so könne jedes Kind ein solches Pony reiten, das keine Untugenden an sich habe, und frömmer sei wie ein Lamm.

Nach diesen beruhigenden Erklärungen wurde der Handel als abgeschlossen betrachtet, und ich wurde zum ersten Male in meinem Leben wohlbestallter Eigenthümer eines Pferdes, Sattels und Zaumes.

Das Thierchen war von mittlerer Pony-Größe, kohlrabenschwarz, mit feurigen Augen und einer glänzenden Mähne, die voll und üppig vom Halse herabhing und fast bis zur Erde herabfluthete.

In anderen schönen Künsten nicht ganz unerfahren, war ich noch in der Reitkunst ein absoluter Laie, und wenn ich früher hie und da einmal auch auf einem Pferde ritt und es ohne Schaden dabei abging — so war das wahrscheinlich der Einsicht und Geduld des Pferdes zuzuschreiben. Ich wagte deshalb nicht das Pony sofort öffentlich zu reiten, sondern probirte des Abends in meinem Hofe die Reitkunst loszukriegen, was mir auch ziemlich gelang.

Bei dieser Probe-Reiterei fand ich aber zu meinem nicht geringen Leidwesen aus, daß entweder das Pony zu klein, oder meine Beine zu lang seien, denn diese letzteren reichten, wenn ich strack aufsaß, fast bis zur Erde. Ich bemerkte auch, daß das eine Hinterbein des Arabers zu gewissen Zeiten starke rheumatische Anfälle bekam, wodurch der Gebrauch besagten Beines sehr modifizirt wurde. Sonstige körperliche Gebrechen hatte das Thier nicht, man müßte denn seinen furchtbaren Appetit als ein solches betrachten, der in der That gar nicht zu stillen war.

Bedenklicher als seine körperlichen Fehler waren die Charakterfehler des Pony; ich sage mit Absicht Charakter, weil die althergebrachten Begriffe, als hätten Thiere nur Instinkt, durch die Wissenschaft längst widerlegt sind. Die Charakter-Untugenden des Pony waren: seine heimtückische Schlauheit und seine extreme Starrköpfigkeit; hinsichtlich beider Eigenschaften konnte

ihm der pfiffigste Mensch die Wage nicht halten. Seine Lebensansichten waren von modernster Art: Gut essen und trinken, wenig Arbeit und viel Ruhe.

Ging ihm etwas gegen den Strich, so rächte es sich durch Widersetzlichkeit und hartnäckigen Ungehorsam, stellte sich lahm oder krank und wenn es sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, so mußte es durchgesetzt werden, und wenn der Reiter sich schwarz und blau ärgerte. Durch diese Untugenden hat es mir manches Reitplaisier in bitteren Jammer umgewandelt. Mit seinem rheumatischen Hinterbein suchte es immer seine Boshaftigkeiten zu beschönigen.

Daß ich meinen ersten Ausritt in die innere Stadt mit Schüchternheit vornahm, mag wohl vermuthet werden, denn erstens war ich über meine ritterliche Haltung auf dem Rücken des Pony noch nicht ganz sicher und ebensowenig war ich verlässig, ob mir nicht das defekte Hinterbein oder die Starrköpfigkeit einen unglücklichen Possen spielen könnten.

Im gestrecktem Galopp ritt ich davon, weil in dieser Gangart das Thier mit den vier Füßen zugleich in hirschähnlicher Weise aufsprang, und dadurch das Hin- und Herschieben im Sattel und die damit verbundene Reibung gewisser Körpertheile des Reiters vermieden und weil ferner durch das schnelle Vorüberfliegen an den Häusern den Leuten weniger Zeit und Spielraum zu Spöttereien gegeben wurde; auch wollte ich nicht so plötzlich den Neid meiner Freunde wecken, die noch unberitten sich durch's Leben zu schlagen hatten.

Einige höhnische Bemerkungen über meine langen Beine und den kleinen Pony abgerechnet — ging die Reiterei der ersten Wochen, glatt und zufriedenstellend vor sich; da fing aber auch schon das Elend an.

Mit dem ersten Pferde oder ersten Gespann beginnt nämlich, wie bei den Knaben bei den ersten Höschen oder dem jungen Ehepaar mit dem Erstgeborenen, eine neue Zeitrechnung im Leben. Das Pferd muß gefüttert und gestriegelt und das Lederzeug geschmiert werden; alles dieses kostet nicht blos Zeit und Arbeit, sondern auch viel Geld. Heute ist der Hafer und morgen das Heu „alle", man wundert sich wie das viele Zeug so schnell alle geworden; allein mit der Verwunderung ist nichts gethan, es muß frisch eingekauft werden; — und in Folge all dieser Dinge und Umstände wird die Gemüthlichkeit im Familienkreise knapper und das Zwiegespräch der Eheleute ernster und complizirter. Das Pferd wirft den ersten Schatten in die bisherige ungetrübte Ehe, und wenn der Ehemann noch gar das Füttern und Striegeln aus Sparsamkeitsrücksichten selbst besorgt, so werden in dem Wohnzimmer die Wohlgerüche auch noch durch die Stalldüfte verdrängt.

Unangenehm wie diese Pferdefolgen auch sind, vergleichen sie sich immer noch nicht mit den häßlichen Episoden, welche durch „rides on horseback" hervorgerufen werden. So geschah es, daß, als ich an einem Samstag Abend die Gardenstraße hinab nach Hause ritt, es dem Pony plötzlich einfiel, daß es Durst habe oder sich im Wasser abkühlen wollte. Ohne auf mein „Zügeln" und Zureden den geringsten Werth zu legen, blieb es plötzlich am Rande des vollbewässerten Kanals stehen und senkte den Kopf nach dem Wasser; setzte sein eines Vorderbein jedoch zu weit vor, daß das rheumatische Hinterbein keinen festen Halt hatte, und so glitt Pony und Reiter in die unheimliche Fluth; und so gut gefiel der Bestie dieses Bad, daß es nur mit Hilfe einiger Kanalbewohner herausgeschaft werden konnte; und, daß, wenn ich später

vorbeiritt, ich immer mit zwei Händen den Stangenzaum halten mußte, um es zu verhindern, im Kanal die Badekur zu wiederholen.

Nicht viel beſſer machte es das ſtarrköpfige Thier im Sommer, wenn das hohe Gras aus dem ausgetrockneten Kanale ihm in die Naſe ſtach. Wenn es ihm im raſcheſten Gallopp plötzlich einfiel zu weiden, ſo konnte es kein Reiter zwingen, vom Graben weg zu bleiben. Trotz Sporen und Peitſche fing es gemüthlich an, das Gras abzuweiden, als hätte es mit dem Manne auf dem Rücken gar nichts zu thun.

Es hatte auch die ſchlaue Gewohnheit, daß, wenn es hinfiel, was ihm ſeines rheumatiſchen Hinterbeins wegen nicht ſelten paſſirte, es ruhig liegen blieb, ohne ein Glied zu bewegen oder eine Miene zu verziehen.

Ein Freund hatte es ſich eines Tages ausgeborgt, um einen Gala-Ritt zu unternehmen; es war zur Zeit, wo der Staub anderthalb Fuß tief lag, oder beſſer, wo die Gardenſtraße ſich in Staub aufgelöſt hatte. Ich rieth ihm, im geſtreckten Gallopp zu reiten, da Pony im Trapp gewöhnlich nur auf drei Beinen lief, um ſein defektes Hinterbein zu ſchonen.

Geſagt, gethan! Der Freund galloppirte davon und im Nu war Roß und Reiter in einer Staubwolke verſchwunden. Als der Staub ſich verzogen hatte, entdeckte ich zu meiner Ueberraſchung einige Aufregung oben in der Straße; und als ich hineilte, vernahm ich vom Freunde, daß das Pferd mit vier Füßen zu gleicher Zeit ausgeglitten, den langen Weg hingefallen und er über den Hals hingeflogen und vom Pony gar keine Spur mehr vorhanden ſei. Niemand konnte ſich einen Vers darauf machen, was aus Pony geworden. Ich ließ mir den ungefähren Platz zeigen wo Pony zu Falle kam und durch einige Beiſtänder mit Beſen und Schaufeln den Staub wegfegen; ſchon nach einigen Minuten entdeckten wir die ſchwarze Geſtalt des Thieres, das nicht im Geringſten beſchädigt, keine Muskel bewegte und ruhig in dem Staubbette liegen geblieben war, als wolle es Verſteckens ſpielen.

Das ſchlimmſte Abenteuer mit dem Pony erlebte C. H. Miller; derſelbe bekleidete in einer hier beſtehenden Dragoner-Compagnie die Stelle eines Offiziers. Bei einem Ausmarſche der Compagnie hatte er in Abweſenheit des Colonels die Truppe anzuführen. Dort, wo Gardenſtraße mit Ohio- und Brownellſtraße zuſammenläuft, war die kleine Armee, aus 150 Dragonern beſtehend, aufgeritten; alle in glänzender Uniform und Waffenſchmuck.

Der Lieutenant, klein von Statur und als Dragoner übermäßig ſchmächtig, hatte ſich das hübſche ſchwarz-glänzende Pony zum Schlachtroß ausgewählt; auf einer rothen, goldbefranzten Satteldecke und elegantem Sattel, ſaß der Commandant mit ſtrotzender Uniform, einem Hute mit wehendem Federbuſch auf dem Kopfe und mit blinkendem Säbel an der Seite; ſie ſahen komiſch aus, die zwei kleinen geputzten Geſtalten, doch das Pony ſchien zu fühlen, daß es heute eine Rolle zu ſpielen habe, indem es eine wichtige Perſon auf ſeinem Rücken trage. Seine Augen funkelten wie Feuer, und ſeine Nüſtern dampften; ſelbſt ſeine Mähne ſuchte ſich aufrecht zu ſtellen und war durchleuchtet von elektriſchen Funken; die Muſik ſtand vor der Front der Armee; hinter ihr der Commandant mit Pony; dann die Truppen mit ſtampfenden Pferden in Glieder aufgeſtellt. Der Zug war nach der Proſpectſtraße gerichtet, wohin der Marſch gehen ſollte.

Ein Kanonenſchuß ertönte zum Abmarſch, die Trommeln, Pauken und Blasinſtrumente fielen ein mit martialiſchen We ſen. Der Lieutenant, im

Vollgefühle seiner hohen Autorität, drehte seinen Pony mit dem Kopfe nach der Armee und kommandirte: Forward! March! Pony, der jedenfalls das Commandowort „Vorwärts" verstand, ließ sich das nicht zweimal sagen. Da es aber mit dem Kopfe nach der Gardenstraße zugekehrt war, und es dort unten in jener Straße seinen Stall und seine Heimath wußte, so galloppirte es, wie von bösen Geistern getrieben, statt der Musik folgend, die Gardenstraße hinab, von dem Ziehen, Zerren und Zetern seines Reiters nicht die geringste Notiz nehmend. Das Säbelgeklirr auf seinem Rücken schien ihm als ein Zeichen des Applauses zu gelten, wodurch sein Ehrgeiz angestachelt wurde, denn von Sekunde zu Sekunde griff es schärfer aus.

Das ging alles so plötzlich rasch, daß nolens volens die ganze Dragonermannschaft, als wäre sie vom Sturme ergriffen, dem Pony und ihrem Commandanten in der wildesten Aufregung nachjagten. Die Gardenstraße erdröhnte unter den Hufschlägen der vielen Pferde; so eine wilde Jagd und Kavalkade hatten die friedfertigen Bewohner der Straße nie vorher erlebt; das Pony ruhte und rastete nicht bis es in seinem Stalle angekommen war, wo es sich so unschuldig vor die Krippe stellte, als könne es keine drei zählen — ob Schelmerei oder Instinkt es zu diesem Dauerlauf bestimmt, das hat es Niemand verrathen, — nur soviel stand fest, daß durch Pony's rollenwidrigen Seitensprünge der kommandirende Lieutenant vom Pferde gefallen und seinen Dragonerhut eingebüßt und mit seiner Reitkunst sich kläglich blamirt hatte.

Pony war nie als militärfreundlich bekannt—und daß es mit Absicht den Dragonern einen Possen gespielt, das bezweifelte ich nicht; eine doppelte Portion Hafer zum Abendimbiß zeugte, daß ich ihm seinen Jux nicht übel genommen.

XXVI.

Quacksalberei.

Es war an einem heiteren, sonnigen Frühlingsmorgen, als ich die Superiorstraße ziellos hinabschlenderte. Ich war in jener nachdenklichen Stimmung, die den Menschen öfter überkömmt, ohne sich über das „Wie" Rechenschaft geben zu können, denn es fehlte mir nichts und ich war gut aufgehoben, — hatte ich doch ein so herzliches und warmes Heim gefunden, wie es das Elternhaus nicht besser bieten kann, und für welches ein Menschenleben nicht ausreicht, um seine Dankbarkeit und Erkenntlichkeit zu erweisen.

Die Gedanken an's alte Vaterland waren es, die mich nachdenklich gemacht; dort waren wieder alle Hoffnungen auf einheitliche und freiheitliche Gestaltung für lange Zeit niedergetreten, und damit ein gutes Stück unserer Jugendträume vernichtet. Die Erinnerung, daß dort alles wieder zusammenbrach, was während der vorhergegangenen zwei Jahre erstrebt, erkämpft und aufgebaut wurde — ließ einem hier alles fremd und gleichgültig erscheinen, und deshalb wie im Traum befangen, hörte und sah ich nichts, bis ich plötzlich von einem Herrn angerufen wurde, der strahlend in einer großen seltsam construirten Kalesche daher gerasselt kam.

Als gälte es den wildesten Araber im Zaume zu halten, hatte er mit zwei Händen straff die Zügel des Pferdes erfaßt und zum Stehen gebracht;

welche zweihändige Vorsicht mich um so mehr überraschte, als das Pferd mehr aus Angst vor der Peitsche als aus feurigem Uebermuthe zu laufen schien, und das Thier durch sein unschuldiges rosinantenhaftes Aussehen den Eindruck machte, als bedürfe es die Peitsche eher als die Zügel.

Mit herablassender graziöser Handbewegung winkte mir der Insasse der Kalesche zu sich heran, als habe er mir was Wichtiges und Interessantes mitzutheilen, was sich nicht aufschieben lasse. Ich war erst vor wenigen Monaten hier angekommen und noch ganz fremd, konnte mir deshalb gar nicht denken, wie Jemand, der in einer Kalesche stolz daher fuhr, einem einfachen Spaziergänger die Ehre schenken mochte, von ihm so auffällig freundliche Notiz zu nehmen. Bis dahin war mir so etwas außergewöhnliches noch gar nicht begegnet, denn es gehörte nicht zu den Tugenden der Bevölkerung jener Zeit, die Neuangekommenen durch übertriebene Galanterieen und Aufmerksamkeiten zu verwöhnen.

Als ich mich dem Schlage der Kalesche in deutsch bescheidener Weise genähert hatte, reichte mir der darin sitzende Menschenfreund mit herablassender Freundlichkeit die Hand, die ich wegen ihrer Größe nicht umfassen konnte, und, ohne alle Entschuldigung wegen seines plötzlichen Ueberfalls und ohne alle einleitenden Bemerkungen fragte er mich im Pfälzer Dialekt: „Du bist gewiß auch einer von den Achtundvierzigern; ich kann mir's denken von Deinem Aussehen, Du mußt's nicht übel nehmen, daß ich Dich duze, ich mein' es gut, und hier in „dem Land" macht man nicht viel Complimente und Redensarten wie in Deutschland; ich bin der Doktor .. ." fuhr er dann fort, „und habe mehr zu thun, als alle die übrigen deutschen Doktoren und Quacksalber zusammen; ich fahre gerade jetzt auf's Land zu meinen Patienten und da kannst Du mitfahren, wenn Du sonst nichts zu thun hast, und wenn Dir das Kuriren auf meine Art gefällt und Du Latein verstehst, so magst Du später bei mir eintreten und die Doktorei bei mir erlernen."

Die Art und Weise des Mannes war so sonderbar familiär und originell, die Einladung so urwüchsig — naiv, die gemachte Bekanntschaft so abrupt und urplötzlich, daß ich dem Reize nicht widerstehen konnte, die Einladung anzunehmen und die „Fahrt in's Land" als Famulus mitzumachen.

Bei meinem Einsteigen in die langgestreckte Kalesche bemerkte ich im hinteren Theil derselben eine Kiste mit mehreren Dutzend Flaschen, die sorgfältig in Stroh eingewickelt waren. Nichts war natürlicher, als daß der Anblick dieser Flaschen, in denen ich Rheinwein vermuthete, mich auf das freudigste erregte; ich warf einen tief-dankbaren Blick auf den Doktor, dem ich solch ärztliche Vorsicht gegen den Durst nicht zugetraut hatte. Wie groß war aber meine Enttäuschung, als der Doktor gelegentlich der Erörterung der Vorzüge seiner Heilmethode, auf jene Flaschen als die Träger seiner „Universal-Kräuter-Medizin" hinwies. Meine freudige Erregtheit machte in Folge dieser Entdeckung den Gefühlen frostiger Entmuthigung Platz — die aber, dank der außerordentlichen Redseligkeit des Doktors nicht lange anhielten. Er hatte natürlich keine Ahnung davon, welche unwissenschaftliche und profane Eindrücke die Flaschen auf meine Seele gemacht hatten.

Nur so im Fluge rauschten wir mit unserer Equipage durch die Straßen, rechts und links die Leute grüßend, welche durch das ungewohnte Geräusch des Zusammenklapperns der Medizinflaschen an ihre Fenster und Thüren gelockt wurden. Der Doktor kannte alle Menschen und schien von

allen gekannt zu sein, auf welche Thatsache er mit großer Genugthuung mich aufmerksam machte.

Außerhalb der Stadt angelangt, verfiel das Pferd in einen mäßigen Trab und die Unterhaltung begann. Der Doktor wußte natürlich noch nicht, wie er mit mir daran war und mußte erst sondiren, mit weß Geistes-kind er es zu thun habe; sobald er aber darüber ruhig war, daß ich nicht zu den Jüngern Aeskulaps gehörte, ließ er sich in seiner drastischen Weise über medizinische Methoden im Allgemeinen und seine heilkünstlerischen Erfolge im Speziellen aus.

Er hatte ein großes Vorurtheil gegen die sogenannten „studierten" Aerzte, die vor lauter Bäume den Wald nicht sähen und durch ihre Unsicherheit im Erkennen der Krankheit gewöhnlich nach Mitteln griffen, welche den Patienten mehr schadeten als nützten.

Ihm selbst machte weder die Diagnose der Krankheit noch die anzuwendenden Heilmittel die geringsten Schwierigkeiten; denn nach seiner Theorie hätten alle Krankheiten ihren Sitz und Ursprung im Magen, und auf diesen müßten alle medizinischen Batterien gerichtet werden; als logischer Beweis für die Richtigkeit seiner Theorie führte er an, daß ohne Magen die Menschen nie über Krankheit zu klagen haben würden.

Seine Medizin, so fuhr er fort, indem er nach den Flaschen deutete, sei immer dieselbe und habe immer dieselbe Wirkung; sie sei aus Säften von Rhabarber, Kräutern und Wurzeln bereitet, von deren Heilkraft nur wenige Eingeweihte Kenntniß hätten, und das geheimnißvolle Rezept habe er von einem berühmten Naturdoktor erlernt.

Was meine Kräuter-Mixtur vor allen bekannten und unbekannten Medizinen voraus hat — fuhr er lebhafter weiter — besteht darin, daß sie für Gesunde gerade so unschädlich ist, wie für die Kranken, und seine Kundschaft bestehe zumeist aus der ersteren Klasse, denn wer einmal einige Löffel davon gekostet und deren sanfte Einwirkung auf die Verdauungsorgane verspürt, wollte sich nicht mehr davon trennen.

Wir hielten jetzt vor einem Farmhause an und traten ein. Ich wurde als „zukünftiger" College den Bewohnern vorgestellt. Auf des Doktors Frage, wie es mit der Gesundheit stehe, erfolgte die erfreuliche Antwort, daß sie niemals besser gewesen sei. Aus dem dann sich zwischen dem Doktor und Farmer entspringenden Gespräche vernahm ich, daß die drei Jungen des Hauses, welche von Gesundheit strotzend, um uns herum spektakulirten, zwei Monate vorher, ehe sie von der Mixtur eingenommen, noch spindeldürr und kränklich gewesen wären. Mein ungläubiges Gesicht, das ich dabei machte, veranlaßte den Doktor den Trumpf hinzuzufügen, daß derselbe Farmer, der jetzt so dünn und schlank vor mir stehe, vordem er die Kräuter-Medizin gebraucht, von einer so dicken und fetten Korpulenz affizirt gewesen, daß er hätte nothgedrungen den großen Sessel hüten müssen.

Wir ließen den guten Leuten einige Flaschen der Kräuter-Mixtur zurück, um, wie der Doktor meinte, Rückfällen vorzubeugen, und die verschiedenen Mägen in dem richtigen Gleichgewicht zu halten.

Von hier ging es weiter zu vielen anderen Kunden, und überall hörte ich, daß in dem ganzen Distrikte, wo die Medizin des Doktors als Magen-Regulator gebraucht wurde, von Krankheit gar keine Spur zu entdecken sei.

Zuletzt, es war Nachmittags, kehrten wir bei einem der gesunden Patienten des Doktors ein, der eine kleine Farm besaß, die Schuhmacherei dabei betrieb, zugleich aber auch die Würde eines Friedensrichters bekleidete, außerdem aber noch etwas musikalisch war.

Hatte ich mich bis jetzt über die obenerwähnte Vereinfachung der medizinischen Wissenschaft gewundert, so mußte die Simplizität der Jurisprudenz, wie sie in diesem Manne vertreten war, mich geradezu in Erstaunen setzen. Farmer, Schuster, Musiker und Friedensrichter in einer Person, das konnte ein grüner Deutscher nicht begreifen. Wunderdoktoren und heilkünstlerische Genies hat es zu allen Zeiten gegeben — aber juristische Hexenmeister nie. Der Doktor fuhr mich aber schön an, als ich ihm mit solch deutschen Vorurtheilen kam.

Der Squire Fischer war, obgleich er keine Gesetzes- oder Rechtskenntnisse besaß, dennoch ein Mann von gesundem Menschenverstande und großer Menschenkenntniß. Er sah es den prozessirenden Parteien gewissermaßen von weitem an der Nase schon an, welche Recht hatte, und traf in seinen Entscheidungen sehr oft den Nagel auf den Kopf. Sein guter Instinkt ließ ihn oft das Rechte herausfühlen, ohne es juristisch begründen zu können.

Der Zufall wollte, daß an unserem Besuch-Tage ein Prozeß zur Verhandlung kam, der mir Gelegenheit gab, die richterliche Originalität des Mannes kennen zu lernen. Zwei Nachbarn prozessirten um ein Schaaf, dessen Eigenthum ein Jeder beanspruchte.

Das Block-Haus, worin der schusterliche Dreifuß abwechselnd als delphischer diente, war angefüllt mit den Parteien und Zeugen einschließlich zweier angehenden Advokaten. Sobald die Stunde zum Beginne des Prozesses geschlagen hatte, legte Fischer, der bis dahin ruhig darauf losgehämmert hatte, sein Schurzfell ab, schob die Werkbank unter einen Tisch, legte die Richtermine an und das Gericht war fertig. — Kläger und Beklagte traten vor.

Als der Erstere mit seiner Darstellung des Sachverhalts geendet hatte, besann sich der Jünger der Themis eine kleine Weile und sagte ihm dann in lakonischer Kürze: „Du hast ganz Recht" — Der Beklagte erschrak darob, und beeilte sich jetzt seine Eigenthums-Ansprüche an das in Streit befangene Schaaf im richtigen Lichte darzustellen, und als er kaum damit fertig war, that der Richter den kühnen Ausspruch: „Du hast auch Recht". Nun erschrak wieder der Kläger, und sein Advokat eilte vorwärts, mit zwei dicken Gesetzbüchern in der Hand, um die Rechte seines Klienten zu vertheidigen und dem Friedensrichter den Standpunkt klar zu machen.

"If the Court please", so begann er, „es kann doch nicht jede von den zwei Parteien Recht haben"; worauf der Richter, ohne sich lange zu besinnen, mit würdevollem Ernst antwortete: „Jetzt hast auch Du Recht". Hiermit war die Sitzung aufgehoben; Parteien, Zeugen, Zuhörer und Advokaten zerstreuten sich, um über die dreifaltige Gerechtigkeit nachzudenken; das Streitobjekt, das arme Schaaf, war vor der Thüre angebunden und, als hätte es eine Ahnung von dem Ausgang des merkwürdigen Prozesses — ließ den Kopf melancholisch hängen, denn es war ja jetzt eigenthumsloser als vorher; es war in anderen Worten — das reinste Waisen-Schaaf.

Der für mich ereignißvolle Tag neigte sich zu Ende; eben berührte die Sonnenscheibe den Horizont und die letzten Streiflichter der Sonne färbten die Bäume und Wald mit Purpur. Es war Zeit zum Aufbruche, aber mit

meinen heute gemachten medizinischen und juristischen Erfahrungen sollte es noch nicht genug sein, obgleich sie mich schon perplex genug gemacht hatten. Eine culinarische Novität war mir noch vorbehalten.

Wir mußten das Abendbrod bei dem Squire einnehmen; denn die liebe gute Frau Fischer that es nicht anders.

Neben dem Kaffee dampfte bereits eine in braune Kruste eingehüllte Speise auf dem Tische. Die krustige Umhüllung in Butter gebacken, duftete aromatisch und saftig mir entgegen. Ich vermuthete meine Lieblingsspeise, frischen Ratan-Kuchen, und hielt eine warme Lobrede auf denselben. Frau Fischer freute sich, daß sie es so gut getroffen, und legte mir eine außerordentlich große Portion vor. Die Kruste schmeckte gut, aber doch schon etwas anders als ich mir gedacht — als ich aber an den Inhalt hinter der Krustwand kam, da widersetzte sich der Gaumen und nur mit größter Anstrengung konnte ich denselben die Kehle hinunter arbeiten. Ich war zu feinfühlend, um durch meinen widerwilligen Appetit die Hausfrau zu kränken. Frauen können nicht leiden, ihre Kochkunst geringschätzt zu sehen; ich machte deshalb gute Mine zum bösen Spiel — aß und würgte heroisch darauf los, so daß mir die Schweißtropfen auf der Stirne perlten. Die gute Frau glaubte, daß ich genirt sei und drohte beständig mit Vorlegung einer neuen Portion. Ich hatte gerade genug zu thun, um diesen zweiten Kelch von mir abzuwenden.

Und wie selten ein Unglück allein kommt, so geschah es auch hier — zwei gleiche Kaffeeplättchen standen auf dem Tische, das eine mit pulverisirtem weißen Zucker, das andere mit Salz. Ich dachte an alles Mögliche nur nicht an Salz, und so geschah es, daß ich meinen Kaffee, statt zu versüßen, gründlich versalzte. Und mit d i e s e m Kaffee sollte ich d e n Ratan-Kuchen hinabschwemmen? Wer noch nie sein Brod in Thränen aß, der versuche nur gesalzenen Kaffee zu trinken — und die Thränen werden nicht ausbleiben.

Ich fühlte sehr niedergeschlagen und unbehaglich, als ich mit dem Doktor in die Kalesche stieg um heimwärts zu eilen Der Pseudo-Ratankuchen lag mir wie Blei in den Magen; ich klagte dies dem Doktor und fragte ihn verstohlen, was das eigentlich für Kuchen gewesen sei. Er lächelte über meine Grünheit und gelassen sprach er das große Wort aus, daß ich seitdem nie mehr vergessen habe: "Johnny Cake", aus Welschkornmehl bereitet.

Daß der äußere Schein und die äußere Hülle in der Welt viel Betrug anrichtet, ist bekannt, aber Ratan-Kuchen unter false pretenses das überbot ja noch die hölzernen Muskatnüsse.

Der Doktor erkannte natürlich sofort, daß sein Magen-Elexir mir auf die Beine helfen müsse. Die laxatorische Wirkung desselben hat sich auch bald so gründlich gezeigt, — daß ich seitdem keine Lust mehr nach Kräuter-Balsam, noch viel weniger nach Maiskorn-Kuchen verspürt habe.

XXVII.

Die Tafelrunde.

Im Winter '51–'52 konnte man in einer Wirthsstube an Waterstraße fast allabendlich eine Anzahl junger Männer beobachten, die im Kreise um einen runden Tisch gruppirt, in lebhafter Unterhaltung begriffen waren. Die Stube, die als Parlor, als Gast- und Wohnzimmer zugleich diente, bestand aus vier kahlen Wänden, einer Decke und einem hölzernen Fußboden, welch' letzterer gerade nicht durch seine Glattheit oder sein Ebenmaß imponirte. Der Zahn der Zeit hatte mit großem Erfolg seit mehreren Jahrzehnten an ihm genagt, und seine Senkungen und Erhöhungen zeugten davon, daß die Schwellen, auf denen er ruhte, sehr nachgiebig, altersschwach und morsch geworden waren.

Die Decke und Wände zeigten noch Spuren einstmaliger Weiße, jetzt schimmerten sie in den melancholischen Farben des Herbstes, vergeblich einer „weißwaschenden" Hand und eines tüncherischen Anstrichs entgegenharrend.

Die Monotonie der Wände war jedoch wohlthuend unterbrochen durch sechs Thüren, welche darin angebracht waren und nach allen Himmelsrichtungen sich öffneten. Wie man manchmal vor Bäumen den Wald nicht sieht, so konnte man hier die Wand vor den Thüren nicht sehen, aber gerade dieser Zwiespalt der Natur machte die Lokalität für romantisch angelegte Menschen sehr anziehend, da sie deren Phantasie höchst angenehm anregte und beschäftigte.

Der Eingang ins Gastzimmer war direkt von der Straße, und wenn einer so glücklich war, gerade zu einer Zeit einzutreten, wo die Winde etwas unsanft wehten, so konnte er im buchstäblichen Sinne des Wortes von sich sagen, daß er mit der Thür ins Haus gefallen, denn bei jedem Windstoß öffneten sich sämmtliche sechs Thüren, an denen weder Schloß noch Riegel ganz war.

Die Einrichtung des Zimmers harmonirte mit den kahlen Wänden und verblaßten Thüren. Anderthalb Dutzend Stühle, theils unbelehnt, theils mit sehr schwankenden Beinen und ein großer runder Tisch bildeten das Mobiliar zur Benützung der Gäste; zwei papierene Vorhänge hingen schlaff und gedankenvoll vor den Fenstern, bemüht, die neugierigen Blicke Vorübergehender abzuwehren. In der einen Ecke des Zimmers war eine bescheidene „Bar" angebracht, hinter welcher sich ein „Achtelchen" verschämt zu verbergen bemüht war. An der kleinen Bretterwand standen sechs oder acht Flaschen von rothem oder grünem Glase, deren Inhalt man nicht mit dem Auge erspähen konnte; nur an leeren Cigarrenkistchen war eine reichliche Auswahl vorhanden, die in pyramidaler Form aufgestapelt waren. Ein Ofen, der, seiner ungeschlachten Gestalt nach zu schließen, aus der grauen Vorzeit stammen mochte, und die unangenehme Eigenschaft besaß, bei Süd- oder Westwind zu rauchen, bildete den Schluß des prunklosen Mobiliars, wenn man einen Küraſſier-Säbel und eine alte Reiter-Pistole mit Feuerschloß, die an der Wand hingen, mit dazu rechnen will.

„Kapitän" Georg Arnold war der Miether dieser problematischen Kneipe; aller Subsistenzmittel baar, war er kürzlich nach Cleveland hineingeschneit und einige mitleidige Seelen hatten sie ihm zum vorläufigen Unterschlupf erworben, und mehr aus Mitleidigen als aus Durstigen rekrutirten sich seine dünngesäeten Gäste; doch änderte das sich bald — denn aus Neugierde stellten Besucher in der Wirthschaft sich ein, um die Bekanntschaft des Wirthes zu machen, der kaum warm geworden, als ganz eigenartiger Kauz sich entpuppte.

Schon der Titel „Kapitän", dessen Ursprung Niemand erforschen konnte, imponirte, und es reizte seine von Selbstbewußtsein strotzende feiste Gestalt. Ein selbstzufriedenes Lächeln, das beständig auf seinem Gesichte lagerte, milderte sein martialisches Aussehen zum friedfertig-bürgerlichen wohlthuend herab.

Als er sich hier niederließ, war Arnold schon längst über die Jünglingsjahre und Jugendschwärmereien hinaus; schon im Mannesalter stehend, lagen Sentimentalität und romantische Anwandlungen als überwundener Standpunkt weit hinter ihm; mehr auf das Vortheilhafte war sein Sinn gerichtet. Nicht seine Betheiligung an der 48er freiheitlichen Erhebung, sondern eine verkrachte amtliche Existenz hatte ihn in die Fremde getrieben; weltschmerzliche Gefühle beunruhigten ihn nicht. Radikal vom Scheitel bis zur Sohle, wie er sich geberdete, würde er Niemand zugestanden haben, radikaler zu sein wie er. Zur Bethätigung seiner revolutionären Theorien fehlte ihm jedoch jeder sittliche Ernst, wenn nicht sein Egoismus und seine phänomenale Eitelkeit ihre Rechnung dabei fanden. Für das selbstlos idealische Treiben der Jungdeutschen hatte er kein Verständniß und konnte er deshalb nie mit diesen in rechte Fühlung kommen.

Konnte sein Radikalismus nicht sehr ernst genommen werden, so besaß Arnold doch viele andere interessante Eigenthümlichkeiten, welche Anziehungskraft übten, und ihm eine gewisse Popularität erwarben. So trug als Reklame für sein Geschäft der Umstand viel bei, daß der Volkswitz ihm das Prädikat „Zum schmierigen Löffel" beilegte, weil Arnolds unüberwindliche Abneigung gegen die Gebote der Reinlichkeit und Sauberkeit bis in's Groteske sich manifestirte.

In seiner persönlichen Eigenschaft als Gastgeber und Wirth war Arnold auch gerade nicht ein großer Erfolg. Starkknochig und unbeholfen wie er war, fehlte ihm trotz seiner Mannheimer Abstammung die Coulanz und Geschmeidigkeit, welche die Gäste von ihren Gastgebern und Wirthen verlangen. Er versuchte zwar sein Bestes, höflich und liebenswürdig zu sein, konnte aber über sein robustes Naturell nicht hinaus. Das Drastische und Martialische lag in seiner Natur, und ließ gastwirthliche Umgangsformen bei ihm nicht zum Durchbruch kommen.

Diese Unzulänglichkeit wurde aber durch einen seelischen Defekt völlig überschattet.

Wahres und Falsches lag nämlich vor seinem Geiste bunt durcheinander, so daß er das eine von dem anderen nicht zu unterscheiden vermochte. Dieser psychologisch merkwürdige Defektzustand ließ ihn aus Scheerereien und unangenehmen Schwulitäten nicht herauskommen, hatte aber das Gute, ihn zu einer äußerst interessanten Persönlichkeit zu machen, mit der man schon aus psychologischem Interesse zeitweise gern zu thun hatte.

Aus verzeihlichen Gründen konnte man ihm nicht ernstlich böse sein, wenn er willenlos unwahre Dinge mit dem Brustton der Ueberzeugung zum Besten gab, als hätte er sie frisch aus der Quelle der Wahrheit geschöpft. Einen beklagenswerthen Possen hatte ihm jedoch dieser Defektzustand gespielt, indem er bei ihm den Wahn erzeugte, daß er ein Mann sei von großem Wissen und außergewöhnlicher Klugheit, was leider nicht zutraf, denn ungeordnet und verworren wie in seiner Wirtshschaft, sah es in seinen Gehirnzellen aus, weil Arnold zur Disziplinirung und Conzentration dort zerstreut liegender Geisteskräfte die Einsicht und Energie nicht besaß.

Kein Mensch, vom Dümmsten bis zum Gescheidtesten, ist ganz frei von Wahnvorstellungen, nur in der Qualität unterscheiden sie sich; ein Jeder reitet sein Steckenpferd und ist meist unbewußt affizirt von dieser Schrulle oder jener Marotte — nur das eine ist dabei allen gemein: keiner glaubt an den eignen Wahn, und wenn er von Andern mit der Hand zu greifen wäre. Arnold wäre der letzte gewesen, den man von seinem Wahne überzeugt oder geheilt haben könnte; in ein helles Gelächter würde er ausgebrochen sein, wenn man seinen Geisteszustand als einen pathologischen hätte darstellen wollen. Trotz allen Elends, das ihn umgeben mochte, war er seiner Wichtigkeit sich stets bewußt und prägte auf seinem breiten Gesichte sich die selbstzufriedenste Heiterkeit aus, durch ein Schmunzeln verrathend, wie erhaben er doch über gewöhnliche Menschenkinder sich dünke. Seine Phantasie war schwunglos und matt, flackerte jedoch farbensprühend, wenn er seine Herzensbande löste und sich in dithyrambischen Schilderungen seiner titanischen Geistes- und Kriegsthaten erging; Zeit und Raum spielten bei ihm, wenn in hochgradiger und wahnbefangener Stimmung, gar keine Rolle.

Mehr als seine Liebenswürdigkeit war es diese permanente Außergewöhnlichkeit Arnold's, welche eine Anzahl strebsamer und sensationsbedürftiger Jungdeutschen an dem wackligen runden Tische der Arnold'schen Schenke öfter zusammenkommen ließ.

Es gab fast kein Thema, das bei diesen geselligen Zusammenkünften nicht ein- oder das andermal auf's Tapet gebracht und mit Ernst und Eifer besprochen wurde. Die Mitglieder der Tafelrunde waren junge Männer, die durch die Gemeinsamkeit ihres Denkens und Strebens miteinander verbunden waren, und es natürlich und selbstverständlich betrachteten, zu freiheitlichen und humanen Fortschritten nach besten Kräften beizutragen. Hier wurden Pläne und Programme für die fortschrittlichen Unternehmungen und Agitationen ausgedacht und entworfen; und manche der sozialen und geistigen Errungenschaften, deren wir uns heute erfreuen, verdanken ihren Ursprung und ihre Anregung der Gesellschaft vom runden Tische.

Heute, wo Passivität, Gleichgültigkeit und Indifferentismus gegenüber prinzipiellen Bestrebungen herrschen, klingt die Geschichte der Arnold'schen Tafelrunde wie ein Märchen aus alter Zeit, und doch war dies nur eine verschwindend kleine Episode in jener Kultur-Periode, die höchstens dadurch ein tieferes Interesse erhält, als jene strebenden Männer und Jünglinge, die ja mit der eigenen Existenz zu kämpfen und zu ringen hatten, sich nicht durch persönliche Vortheile oder Nachtheile von ihren Bestrebungen abwenden ließen.

So übereinstimmend die Besucher der Tafelrunde auch in ihrer Tendenz sein mochten, über die einzuschlagenden Wege und anzuwendenden

Mittel herrschte auch bei ihnen oft die größte Meinungsverschiedenheit, und außer dem Verstande wurden noch die Waffen der Ironie, der Satyre und des Sarkasmus zeitlich versucht. Jene des Sarkasmus verstand keiner nachdrücklicher zu handhaben, als Christoph Lembeck.

Lembeck war ein Mann von hoher Intelligenz, von starrem Rechtssinn und von festem Charakter, frei von Sentimentalität, war er unbeugsam im Prinzip und in allem, was er als Wahrheit erkannte. Er verabscheute die Charakterschwachen und haßte die Charakterlosigkeit, und alle jene Untugenden und Laster, die daraus hervorwachsen. Die Halben, wie er die nannte, welche nicht den Muth haben, zu scheinen, was sie sind und ihre Freisinnigkeit unter dem Scheffel stellten, konnten vor seinen Augen keine Gnade finden, ebensowenig jene Leisetreter, die sich, aalglatt durch's Leben schlängelnd, jede Collision vermeiden, die ihrem Selbstinteresse schaden könnte.

Louis Ritter, der beredte Schweiger und energische Denker und Humbert Droz, der unermüdliche Kempe auf dem Gebiete radikaler Propaganda, saßen mit noch andern Gesinnungsgenossen mit in der Runde. Diesem Trio, welches Arnold's Größenwahn kannte, konnte dieser ungestraft mit seinem „Geschnake", wie Humbert es nannte, heute nicht kommen.

Capitän Arnold, den wir alle schon wegen seiner exzeptionellen Eigenartigkeit leiden mochten, nahm gewöhnlich mehr Antheil an der Unterhaltung, als in seinem Wirthsinteresse gelegen war, doch es war so seine Art, daß er immer mit suffisanter Miene das Gescheidteste über den besprochenen Gegenstand zu sagen meinte — und so stark war diese Meinung von sich, daß er jeden Einwand mit dem geringschätzigsten Lächeln beantwortete. Ein Zweifel an seiner geistigen Ueberlegenheit konnte bei ihm gar nicht aufkommen. Dies gab oft Veranlassung zu den heitersten Scenen und pikantesten Neckereien.

Arnold hatte namentlich auch die Leidenschaft, wenn er ein andächtiges Auditorium vor sich hatte, aus seinem vergangenen Leben eine Menge vollbrachter kriegerischer Heldenthaten zu erzählen; sobald aber Andere das Gleiche thun wollten, wendete er sich mit verächtlichem Schmunzeln davon ab, weil er sicher war, daß es sich bei diesen doch nur um Lappalien handeln könne, im Vergleiche zu dem, was er erlebt und vollbracht habe.

Das Martialische war sein wahres Lebenselement, und von seinen Civil-Erlebnissen sprach er nur gelegentlich, wenn er elegisch gestimmt war, und dann erwähnte er mit besonderem Wohlgefallen des Doktoreneramens, wobei er durch seine genialen Leistungen furchtbares Aufsehen gemacht habe. In der Jurisprudenz und namentlich im römischen Rechte und dem Code Napoleon glaubte er keine Konkurrenz befürchten zu dürfen. Er sprach deßhalb immer nur von zwei Standpunkten aus, entweder vom juristischen oder militärischen.

Lembeck, der nachgerade der Arnold'schen Ueberhebungen und Heldenthaten überdrüssig geworden war und denselben ein Ende machen wollte, wählte dazu ein äußerst wirksames und komisches Mittel. Zuerst gelang es ihm, den Verdacht zu erwecken, als zweifle er an der Wahrheit der Arnold'schen Heldenthaten; dadurch wurde dieser an seiner empfindlichsten Seite gefaßt und zur ausführlichen Darlegung seiner Heldenlaufbahn herausgefordert. Die Gesellschaft überließ ihm eines Abends das ausschließliche Wort, von welchem Privileg er auch ausgiebigen Gebrauch machte.

Er erzählte nun mit beredten Worten seine ganze kriegerische Carriere, von seinen Offiziersdiensten in Ostindien bis zur Kapitulation der Citadelle von Antwerpen und dem Kriege in Mexiko.

Während die Erzählung im besten Flusse war, sah man es manchmal sarkastisch um Lembeck's Mundwinkel spielen — Ritter hatte nämlich einen Bleistift und ein Stückchen Papier in der Hand, um die von Arnold mitgetheilten Daten unvermerkt niederzuschreiben. Dessen Phantasie, durch die andächtige Aufmerksamkeit der Zuhörer beflügelt, hatte an diesem Abend eine ganz ungewöhnliche und außerordentliche Schwungkraft entfaltet und die mitgetheilten Ereignisse in die lebhafteste Potenz vergrößert.

Der Redner war zu Ende und blickte triumphirend auf die vor ihm sitzenden Pygmäen, denen er durch das Gewicht seiner Heldenthaten das Bewußtsein ihrer erbärmlichen Kleinheit und Unbedeutenheit beigebracht zu haben glaubte.

Da erhob sich Ritter, der die Zahlen aufgeschrieben hatte, und las mit bedächtiger Stimme das Facit der Berechnung, nach welchem Arnold hätte 132 Jahre alt sein müssen, wenn er das Erzählte wirklich alles erlebt hätte.

Nach jenem verhängnißvollen Abend ist die Tafelrunde nie mehr mit Arnold's vollbrachten Heldenthaten anphantasirt worden.

* * *

Nicht hätte ich das Arnold'sche Porträt in mein Erinnerungs-Bild eingezeichnet, verlangte nicht historische Treue, daß es geschehe. Bei all seinen Fehlern hatte Georg Arnold auch viele guten Seiten, und gehörte zu den Triebrädern der deutsch-amerikanischen Bewegung der fünfziger Jahre. Gerade vielleicht in Folge seiner leidigen Selbstüberschätzung ist es ihm gelungen, eine deutsche Loge und eine deutsche Militär-Compagnie zu gründen und selbst sich später zum „Squire" aufzuschwingen. Requiescat in pace.

XXVIII.

Der blaue Montag.

Im Anfange der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts hatte das Handwerk noch einen goldenen Boden, wenn er auch schon anfing, etwas durchlöchert zu werden. In unserem Cleveland war es zu fünf Sechstel in den Händen von Deutschen. Die „Amerikaner" in den Städten hatten keine Passion für das Handwerk, gleich den Phöniziern war ihr Sinn auf den Handel gerichtet und auf die Spekulation, die leichteren und rascheren Erwerb versprach. Die Engländer, die schwach nur vertreten, stellten ihr kleines Kontingent zu dem Handwerkerstande, während den Irländern, meist ländlicher und taglöhnerischer Herkunft, zum Handwerkerstande und zu technischen Vollbringungen die Bildung mangelte; deren Thätigkeit erstreckte sich auf das Graben und Schaufeln, denn hierin, wie in der schweren Grundarbeit überhaupt, waren sie Meister. Bei dem Bau von Eisenbahnen und von Kanälen waren die an harte Arbeit gewöhnten Paddies durch andere Nationalitäten nicht zu ersetzen, noch weniger in der Fertigkeit, durch beizende Getränke ihren Durst zu stillen. Außer den genannten Nationalitäten kamen andere nicht in Betracht. Die Böhmen waren damals nummerisch

noch nicht ſtark vertreten; von Italienern, Polen oder Ruſſen, oder gar von Chineſen, war kaum noch die Rede, und die wenigen franzöſiſchen Anſiedler, dem Lehrer- oder Künſtlerſtande angehörig, verriethen weder Neigung noch Geſchmack zu handlicher Bethätigung.

Durchſtreifte man zu jener Zeit die Straßen der Stadt, ſo wurde man freundlich und anheimelnd begrüßt von den deutſchen Aushängeſchildern, welche über den Eingangsthüren vieler Werkſtätten und Läden angebracht waren, und worauf biedre deutſche Namen prangten, die Nationalität der Geſchäftsinſaſſen verrathend. In der Regel war die Werkſtätte mit einem beſcheidenen Eingangs- und Verkaufslokal verbunden, was ihr ein deutſch-gemüthliches Ausſehen verlieh.

Daß dieſer Handwerkerſtand, der mehr als drei Viertel der deutſchen Bevölkerung umfaßte, dem hieſigen Bürgerthum ſein ſolides und kerniges Gepräge aufdrückte, iſt wohl zu begreifen. — Es durfte ſich eben das Handwerk, um gewürdigt und geachtet zu ſein, ſich noch beim rechten Namen nennen, und der Meiſter brauchte ſich nicht zu ſcheuen, in handwerkerlicher Tracht und im Schurzfell ſeine Kunden zu bedienen. Nicht nach ſeiner Toilette, ſondern nach ſeinen Arbeitsleiſtungen wurde der Meiſter geſchätzt; vom Shoddydünkel und widerlichem Protzen-Gebahren war das geſellſchaftliche und geſchäftliche Leben wenig noch verpeſtet.

Und daß dieſer Stand vorherrſchte, war wahrlich nicht zu beklagen, denn aus ihm zu neun Zehntel rekrutirte ſich die kleine Armee des radikalen Jungdeutſchthums. Ohne den Anſchluß der intelligenten Jünger des Handwerks und der Arbeit, wäre die neue Bewegung der Aufklärung und des Fortſchritts im Sande verlaufen; von ihnen erhielt ſie ihre Impulſe und kräftigſte Stütze; und ſchriebe ich Geſchichte ſtatt einfache Skizzen, ich würde die Namen von hunderten jener Braven verzeichnen, die ehrlich, gewiſſenhaft und allezeit opferwillig dem deutſch-fortſchrittlichen Streben ſelbſtlos und überzeugungstreu dienten und glücklicherweiſe nicht ahnten, daß der hohe Einfluß, den ſie durch ihr muthiges Streben dem Dentſchthum errungen, ſpäter nicht ſelten von ihren eigenen Nachkommen werde vertändelt und preisgegeben werden.

Wie von jeher auf dem Gebiete des Handwerks die reizendſten Exemplare von Originalen und Charakterköpfen emporwuchſen und gediehen, ſo war dies auch hier, in Folge der noch herrſchenden urſprünglichen Verhältniſſe, bei den Handwerkern der Fall. Noch wenig affizirt von der Maſchine, hatte das Handwerk noch ſeine hiſtoriſchen Eigenthümlichkeiten bewahrt und trieb noch ſeine reizenden wie komiſchen Blüthen. Nicht mechaniſche und automatiſche Verrichtungen, ſondern die Selbſtproduktion von Grund aus, die eigenes Denken erfordert, gewährt innere Befriedigung und geiſtige Originalität; auch der geſunde Humor entſpringt ſolch ſelbſtſtändigem Schaffen und Erzeugen. Und ſo fehlte es zu jener Zeit nicht an intereſſanten Originalen jeglicher Art, die wie wunderbar und querköpfig ſie auch oft ſein mochten, doch in dem Punkte ziemlich übereinſtimmten, daß man nur einmal lebe, und daß heitere Genüſſe und guter Humor zum Leben gehörten, um es plaiſirlich und erträglich zu machen; über das Capitel der Arbeit war man verſchiedener Meinung. Philoſophiſch und etwas leichtfertig angelegte Naturen wie Heinrich Rochotte, waren der feſten Ueberzeugung, daß der Erfinder der Arbeit der Menſchheit einen ſchlechten Dienſt geleiſtet habe und daß derſelbe wohl

etwas geſcheidteres hätte entdecken können, weil die Arbeit, ſelbſt im günſtigſten Falle, immer nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens zu zählen ſei; daß die Arbeit die Quelle aller Tugenden ſei, wurde lebhaft beſtritten und als eine veraltete ſpießbürgerliche Weisheit bezeichnet, die nur noch altmodiſchen Geſellen anzuhängen pflege. Rochotte und drei ſeiner Genoſſen, konnte man allmontäglich in „der Herberge der Handwerker und Künſtler“ beiſammen ſitzen ſehen, mit Guſto die verſchiedenen Biere genießend und ſich lebhafter Unterhaltung überlaſſend. Dieſes Quartett umfaßte die zäheſten und originellſten Gegner der Montags-Arbeit, und die glühendſten Verehrer des blauen Montags, für deſſen kulturhiſtoriſche Bedeutung man ſich eine tiefe Pietät bewahrt hatte. Schon der Name „blauer Montag“ erinnerte ſeine Verehrer an die geſchwundene Blüthezeit des deutſchen Handwerks, und an den Humor und die Urgemüthlichkeit, welche ſich an ihm zu entwickeln und zu manifeſtiren pflegten; von gewaltigem Durſt gar nicht zu reden, der dabei öfter bewältigt wurde.

Wenn die luſtigen Brüder in gewiſſenhafter Nachfolge der Gebräuche ihrer Voreltern ſo aufgeräumt und gemüthlich beiſammen ſaßen und es ſich gut ſchmecken ließen, ſo mußte man ſeine Freude an ihnen haben. Ihre Unterhaltung war ſo heiter und ſorglos, als wenn ſie nie der Schuh im Leben gedrückt hätte. Faule Witze flogen nur ſo hin und her, im kreiſelnden Cigarren-Dampf ſich verlierend. Kritiſirt wurde Alles, was unter ihre Finger und ihre Wahrnehmung kam; und wenn nicht der Wirth beim Repetiren der Gläſer mit verdroſſener Miene bedenkliche Striche auf ſein Kerbholz gemacht hätte, ſo würde man die Herren für Protzen gehalten haben. Das letztere war aber nicht der Fall, im Gegentheile laborirten ſie an einer permanenten Geldſperre, was aber ihren Durſt nicht abſchwächte und ihrer Behaglichkeit keinen Eintrag that.

Ob ſie Arbeit hatten oder nicht, ob Geld oder keins — die Handwerker feierten den blauen Montag mit der gewiſſenhafteſten Regelmäßigkeit und erwarben ſich durch ihr conſequentes Feſthalten an heimathlichen Gebräuchen eine beneidenswerthe Popularität. Ihr Beiſpiel fand Nachahmung unter vielen ihrer Bekannten, ſo zwar, daß nach und nach der blaue Montag als zweiter Ruhetag recht in Schwung kam. Nicht blos Geſellen, ſondern auch Meiſter fanden in der Montagsfeier eine äußerſt hübſche Inſtitution.

Das „Leben“ war damals noch nicht ſo koſtſpielig; für zwei Dollars per Woche konnte man Koſt und anſtändiges Logis haben, und der Verdienſt von fünf Tagen, ſo gering er auch war, reichte für's Nothwendigſte aus, ſo daß der Arbeiter, wenn er familienlos und nicht auf's Sparen verſeſſen war, zwei Feiertage in der Woche ſich leiſten konnte.

Was aber viel Aerger bereitete, das war die ſtädtiſche Sonntags-Ordinanz, die damals ziemlich ſtrenge gehandhabt wurde, ſo daß von einem Sonntagsvergnügen im deutſchen Style keine Rede ſein konnte; und obgleich die Mitglieder des Quartetts in Folge ihrer klugen Geſchmeidigkeit unter den Sonntags-Beſchränkungen nicht viel Plaiſir einzubüßen hatten, ſo trieb ſie dennoch ihr Mitgefühl für ihre lebensluſtigen Mitmenſchen an, den Sonntagsmuckern auf indirektem Wege eine Falle zu legen. Sie gedachten zwei Fliegen mit einer Klappe zu ſchlagen, wenn ſie es durchſetzten, daß der blaue Montag zu einem geſetzlichen Feiertage erhoben würde.

Einer von ihnen, deſſen Kopf immer voll von durchtriebenen Streichen war, und dem es nie an Mitteln gebrach, ſolche Streiche durchzuführen,

hatte alsbald seinen Plan fertig. Die Sonntags-Leute selbst sollten ihm als Alliirte dienen, um dem blauen Montag eine gesetzliche Weihe zu verleihen.

Er erließ mit seinen Collegen ein Manifest an den Stadtrath, das viele Unterschriften fand und dessen Inhalt der Geschichte erhalten zu werden verdient. Es lautete:

„Wir, die unterzeichneten Bürger deutscher Zunge, alle dem Handwerkerstande angehörend, erlauben uns ergebenst vorzustellen, daß wir nicht vorgreifen wollen, aber wünschen, daß was Einem recht, dem Andern billig sei. Wir verwahren uns dagegen, als seien wir gegen den Sonntag, im Gegentheil bedauern wir, daß die Erschaffung der Welt sechs Tage genommen hat und daß erst der siebente Tag ein Ruhetag geworden ist; jeder vierte oder fünfte Tag wäre uns lieber gewesen; wir protestiren dagegen, daß man die Lust und Fröhlichkeit an Sonntagen verboten hat, wodurch deutsche Gemüthsentfaltung sehr beeinträchtigt und verkürzt ist. In unserer alten Heimath darf Jeder nach seiner Façon selig werden und den Sonntag feiern wie er will — wir können deshalb nicht einsehen, warum es hier, im „freiesten Lande der Welt", damit anders gehalten werden soll. Wenn dies jedoch mit der hiesigen Frömmigkeit in Widerspruch steht, so wären wir geneigt, den religiösen Gefühlen unserer anglo-amerikanischen Mitbürger Rechnung zu tragen, vorausgesetzt, daß die Feier des blauen Montags, der schon Jahrhunderte in Deutschland besteht, hier eingeführt wird. Wir bestehen nicht darauf, daß die Geschäfte an diesem Tage geschlossen werden sollen, sondern blos darauf, daß der Wochenlohn der Arbeiter ruhig fortlaufen soll, gleichviel, ob sie Montags arbeiten oder nicht."

Dieses „Manifest" erregte die heiterste Sensation; es gab Leute, welche, durch die naive Darstellungsweise getäuscht, an den Ernst der Sache glaubten. Selbst Sabbathzwängler vermeinten in dem Vorschlage das richtige Mittel zur Rettung des Sabbaths angedeutet zu sehen.

* * *

Der große Heiterkeitserfolg, der mit der Adresse an den Stadtrath erzielt wurde, war das einzige Gute, was bei dem Scherze herauskam. Dem blauen Montag blieb die gesetzliche Weihe versagt, was aber seine Verehrer nicht abhielt, ihn Jahre lang noch gemüthlich auch so weiter zu feiern, bis mit der allmählichen Verkrüppelung des Handwerks ihm der Lebensnerv durchschnitten wurde. Wie schon gegen Ende des Jahrzehnts hatte das Dampfroß mit seinen ehernen Hufen und rauchenden Nüstern die Romantik in den Gegenden zerstört, welche es durchrast, statt der Nymphen und geheimnißvollen Berggeister nur die tückischen Wichtelmännchen zurücklassend, welche der menschlichen Habgier verlockende Chimäre vorgaukeln; es hatte auch schon die Maschine den Boden des Handwerks unterwühlt und damit die sichere Grundlage zu zerstören begonnen, auf welcher der Humor und die Originalität des Handwerkerstandes sich stützte; der Nivellirungsprozeß war im Gange, der bestimmt ist, die Menschen und Dinge zu schablonisiren und die charakteristischen Verschiedenheiten, welche den Reiz des Lebens bilden, verschwinden zu machen.

XXVIIV.

Reinecke Fuchs.

Ein demokratisches Gemeinwesen, soll es für den Menschen eine Wohlthat und nicht eine Plage sein, setzt ein intelligentes und patriotisch-pflichttreues Volk voraus. Das Erkennen und die Erfüllung der Bürgerpflichten ist die Vorbedingung seines Gedeihens. Mit dem Genusse von Rechten ist die Erfüllung von Pflichten unzertrennlich verbunden, und als lästige Drohne des Staates ist Jeder zu betrachten, der für sich die Vortheile des Staatswesens genießen will, ohne seiner korrespondirenden Pflichten eingedenk zu sein, gleichviel, ob diese widerlich und unangenehm sind oder nicht; ist es doch naturgesetzlich so gefügt in der Welt, daß ohne fortgesetzte physische und geistige Thätigkeit der Menschen keine Kultur geschaffen, behauptet und gefördert werden kann, und daß ohne ununterbrochene Arbeit die Pflanzen- und Thierwelt verwildern und atavistischen Naturtendenzen folgend, die Menschen rückweise sich entwickeln und eventuell zum Naturzustande zurücksinken müßten. Auch in der sittlichen Welt gilt dasselbe Naturgesetz und so erfordert die Erhaltung der staatlichen Freiheit ewige Wachsamkeit und dauernde Pflege, soll sie nicht in brutale Willkür ausarten.

So ungefähr dachten die Stürmer und Dränger der fünfziger Jahre, und aus dieser Denkweise entsprang ihre Forderung an alle strebsamen und strebenden Mitmenschen, daß das Vorwärtsstreben eine gebieterische Pflicht sei, und daß dem Streben nach allgemeinem Fortschritte sich alle persönlichen Liebhabereien und Neigungen unterzuordnen hätten, und daß künstlerische Leistungen und soziale Unterhaltungen nicht als Selbstzwecke gelten dürften, sondern nur als Zweige und Blüthen am Baum der Cultur und der freien Menschheit.

Ebenso einfach und logisch wie dieser Standpunkt auch war, so muß man doch über den Idealismus derer erstaunen, die angesichts der Geistes- und Gemüths-Oede, die sie hier vorfanden, darauf zu stellen sich wagten; es gehörte dieser Oede gegenüber schon ein transzendentaler Optimismus dazu, an die Menschen, die durch die Negersklaverei und den engherzigen Puritanismus niedergehalten waren, die Zumuthung zu stellen, übermenschliches Vertrauen in die menschliche Natur zu bethätigen und ihren Privat-Egoismus den Anforderungen der allgemeinen Wohlfahrt unterzuordnen.

Man hatte auch bald die Nothwendigkeit erkannt, von diesen äußersten Forderungen abzusehen, und gab sich damit zufrieden, wenn der Bürger in einer oder der andern Weise dem Allgemeinen gegenüber seine patriotische Schuldigkeit thue und seiner öffentlichen Pflicht genüge; in dieser Beziehung hatte die Kluft, welche zwischen Jung- und Altdeutschen wegen politischer Meinungsverschiedenheit bestand, sehr wohlthätig gewirkt, indem sie beide Theile zur energischen Betheiligung am politischen Leben anspornte.

Immer wieder thut es mir wohl, unsern Altdeutschen das Verdienst zusprechen zu dürfen, daß sie rührig, unverdrossen, ja mit Lust ihre politischen Pflichten erfüllten; weniger war dies bei manchen Jungdeutschen der

Fall, die in ihrer Süffisanz sich für zu vornehm und zu gebildet hielten, sich mit der vulgären und gemeinen Politik zu befassen, denen sie sehr oft aber gut genug war, um etwas für ihre eigene Person dabei zu fischen. Ueber diese Klasse ging man fortschrittlicherseits einfach zur Tagesordnung über — aber eine andere und bessere Klasse machte uns umsomehr Sorgen und Beschwerden, da sie Elemente umfaßte, die prinzipiell mit uns einig waren und den fortgeschrittensten Standpunkt mit uns theilten; nicht daß sie blasirt und indifferent gewesen, nur für das politische Streben und Agitiren hatten sie absolut kein Verständniß. Bei all' ihrem theoretischen Patriotismus konnten sie für politisches Thun und Treiben sich nicht erwärmen, ihr ästhetisches, oft auch träges Naturell, sträubte sich dagegen, und deßhalb konnte man ihnen eigentlich so recht böse nicht sein, zumal sie auf ihre Weise kulturellen Bestrebungen anerkennenswerthe Dienste leisteten. Was sich für Einen schickt, das schickt sich nicht für Alle — bewährte sich auch bei ihnen — denn beim besten Willen hätten sie es nicht fertig gebracht, das Leben so ernst und tragisch zu nehmen, wie so viele ihrer besten Freunde dies gethan, und so mußte man ihre Schwungkraft und ihren Enthusiasmus für heiteres und gemüthliches Dasein schon gelten lassen.

Auch sie waren ihres Fortkommens wegen auf eigene Thätigkeit und eigenes Geschick angewiesen, was sie aber nicht hinderte, das Leben so pomadig als möglich zu nehmen, sich ihren Humor durch Ueberanstrengung nicht verderben zu lassen und sorglos in die Zukunft hineinzublicken.

Musiker und Sänger und poetisch angelegte Naturen, wie die meisten es waren, suchten sie jeder Dissonanz möglichst weit auszuweichen, und das kurzlebige Leben harmonisch und rythmisch zu gestalten.

Die Gruppe von vier Personen, welche als würdige Vertreter jenes Elements mit Recht angesehen wurden, bestand aus Fritz Abel, Hugo Hensch, Louis Quedenfeld und Heinrich Langsdorff; eine bessere "selection of species" hätte selbst Darwin nicht treffen können.

Wo immer dieses Quartett mit seinen unzähligen Freunden sich zusammenfand, da war Leben und Humor, Heiterkeit und Ulk.

Ein jeder von ihnen war auch von der Natur schon mit Eigenschaften ausgestattet, die den geselligen Verkehr belebt und interessant machen.

Freund Abel war eine genial angelegte Künstlernatur und die heiterste Liebenswürdigkeit selber. Sein glockenreiner lyrischer Tenor war für ihn ein Zauberstab, die Herzen zu gewinnen. Hensch hatte neben seiner wohlthuenden Herzlichkeit eine starke Beigabe von Cynismus, während Quedenfeld das satyrische Element und Langsdorff die optimistische Lebensanschauung vertrat. Jovial waren sie alle, und mit einem unverwüstlichen Humor ausgestattet. In philistriösem Jargon würde man die ganze Gesellschaft eine leichtsinnige Bande genannt haben, weil sie sich durch den Mangel an Geld und Gut in ihrer guten Laune nicht stören, und Gott einen guten Mann sein ließen. Das amerikanische Sprüchwort: "time is money", bewahrheitete sich bei ihnen durchaus nicht — im Gegentheil, je mehr Ueberfluß an Zeit sie hatten, desto größer war der Mangel an Geld.

Abel hatte sich zur Zeit, von welcher ich spreche, bereits ein großes Verdienst durch Piano-Unterricht erworben, den er in amerikanische Familien eingeführt hatte, dann auch durch unermüdliche Ausbildung und Förderung deutschen Gesanges, durch Einführung des gemischten Chors und der Orchestermusik; er würde aber keinen dauernden Erfolg erzielt haben, wenn

ihm nicht solch tüchtige Kräfte wie die beiden Langsdorff, Quedenfeld, Hensch, Thieme, Vottler, Mudler, Georgi und Ritter energisch und fähig zur Seite gestanden hätten. Allein auch diese günstigen Umstände würden nicht vermocht haben, die Eroberungen auf dem Gebiete deutschen Gesanges permanent zu machen, wenn nicht eine andere Ursache mit dazu beigetragen hätte: die heitere Geselligkeit. Allen Respekt vor der Lust am Gesang — allein das Hauptvergnügen begann doch in der Regel erst nach dem Singen und nach den Gesanges-Uebungen, wo beim kreisenden Becher Hensch, Quedenfeld und H. Langsdorff die Raketen ihres Witzes und leichtbefiederten Humors steigen ließen, und wobei dann auch die Unterhaltungs-Projekte für die nächsten Tage entworfen wurden. Bedeutend als Sänger, heiter und frohgemuth als Gesellschafter — waren sie auch als Dilettanten in der Komödie, dem Singspiel und der Oper epochemachend, obgleich keiner mit dem Memoriren des Textes sich je wehe gethan.

In der Stammkneipe dieser Kunstjünger fanden sich des Abends alle verwandten Geister ein, und deren gab es damals nicht wenige. Poetisch angehauchte Jünglinge, Maler, Schauspieler, Musiker, selbst nihilistische Schwärmer, drängten sich um die Tische der Künstlerherberge. Freund Nitschelm fehlte dabei selten, und obgleich er zu keiner der genannten Künstlerklassen gehörte, so wurde er stets gerne in der Gesellschaft gesehen, weil er durch seine treffenden Witze die Unterhaltung belebte. Außerdem verstand er durch Minenspiel und Geberden solch komische Effekte zu erzielen, daß die Anwesenden nicht aus dem Lachen kamen. Mit seinen Ohren, Lippen und Augenbrauen konnte er machen was ihm einfiel, und in einem Nu hatte er die Metamorphose seines Gesichtes fertig; alle Affekte konnte er in drastischer Weise zum Ausdruck bringen — vom lächerlichen bis zum erhabenen, vom fratzenhaften zum würdevollen. Nicht blos in der Mimik, auch in den Zuckerbäckerei war er ein Künstler, der durch seine plastischen Zuckerfiguren Ruf und Ansehen sich erworben. Sein leichtblütiges, halb französisches, Temperament brach überall durch.

Es war ein Hauptvergnügen für ihn, durch sein Minenspiel andere in Verlegenheit zu setzen, oder an solchen, die ihn irgendwie gekränkt, sich auf humoristische Art zu rächen.

Eines Abends kam er in der Gesellschaft der Künstlerherberge mit einigen der Anwesenden in Krakehl, und es wurde ihm hart zugesetzt. Um sich dafür zu revanchiren, lud er sie, nachdem die Eintracht wiederhergestellt war, zu einem guten Glas Wein bei einem Nachbarwirthe ein. Der Nachbarwirth war Herr Emrich im Napoleon Hause, Ecke Wasser und St. Clairstraße. Vater Emrich hielt ein sehr anständiges deutsches Kosthaus mit Wirthschaft, war aber allgemein als ein sehr difficiler und pedantischer Mann und als fanatischer Verehrer des alten Napoleon bekannt, unter dessen Herrschaft er als Offizier den Krieg in Spanien mitgemacht hatte; über Napoleon etwas Ungünstiges zu sagen, galt bei Emrich als ein Staatsverbrechen und versetzte ihn in die heftigste Leidenschaft.

Nitschelm wußte das, und wußte auch, was darauf folgen werde, wenn Jemand gar die pietätvolle napoleonische Anhänglichkeit verhöhnen wollte.

Die Kunstjünger, sechs an der Zahl, folgten Nitschelm zu Emrich; sie waren in der heitersten Stimmung und plauderten und lachten in der harmlosesten Weise.

Herr Emrich stand nebst seinem Kellner hinter der "Bar", wo auch

ein Bruſtbild Napoleons und ein Huſaren-Säbel aufgehängt waren.

Das Lachen und luſtige Gethue der Eingetretenen ärgerte ihn ſchon, zumal es von jungen Leuten kam, die ihm unbekannt waren und durch ihre Schnurrbärte und Koſſuth-Hüte ihm höchſt verdächtig vorkamen.

Nitſchelm ſtellte ſich Herrn Emrich gegenüber vor der „Bar“ auf, und beſtellte ſieben Glas Rheinwein, wobei er nicht unterließ, in oſtentiöſer Weiſe einen verächtlichen Blick auf das Bild Napoleons zu werfen; der Wirth bemerkte dies mit Mißfallen und Aerger, doch ſchickte er ſich an, die Gläſer aufzuſtellen. Wie ein Blitzſtrahl traf's ihn aber, als er ſich wieder herumdrehte und Nitſchelm in's Geſicht ſah, welches dieſer in der kurzen Zwiſchenzeit in eine reine Napoleons-Fratze umgewandelt hatte.

Dieſe plötzliche Maske grinſte Herrn Emrich wie ein Meduſenhaupt an — und er hatte keinen Zweifel mehr, daß man hierher gekommen war, mit der Abſicht, ihn wegen ſeiner napoleoniſchen Geſinnung zum Beſten zu halten. Er ſäumte nicht lange und griff nach ſeinem Huſaren-Säbel, während ſein Kellner nach einem Knüppel griff, wie ſie damals gebräuchlich waren, um den Eindringlingen zu zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen; dieſe aber waren ſchon hinausgeſtürzt, ohne die körperliche Bekanntſchaft mit Säbel und Knüppel abzuwarten.

Draußen that Niemand beſtürzter als Nitſchelm ſelbſt, deſſen Geſichtsverzerrung ſeine Freunde gar nicht bemerkt hatten. Um dieſe nun zu entſchädigen für den verlorenen „Treat“ lud er ſie ein, bei Vater Blüm an St. Clairſtraße einzutreten. Nitſchelm kannte auch deſſen empfindliche Seiten. Vater Blüm war bekannt, daß er keinen Spaß verſtehe; er konnte die Kritik ſeiner Getränke nicht ausſtehen, und ohne viel Federleſens warf er jene Gäſte hinaus, welche, wie er ſich ausdrückte, ſeine Wirthſchaft ſchlecht machten

Reinecke Nitſchelm wußte, daß Blüm nur eine Sorte Wein hatte, nämlich Iſabella-Wein; trotzdem ging er im Beſtellen die Stufenleiter aller erdenklichen Weinſorten durch, ſo daß dem alten Mann die Geduld bereits ausging; als Nitſchelm endlich den Iſabella einſchenken ließ, machte er beim Verſuchen des erſten Tropfens ein ſolch ſaures Geſicht, daß bei Vater Blüm der letzte Geduldsfaden riß und er mit kräftigen Armen die ganze Geſellſchaft in unceremonieller Weiſe vor die Thüre ſetzte, wohin Nitſchelm ſich ſchon zeitlich und heimlich geflüchtet hatte.

Von den Meinen ſeiner verdutzten Freunde las Reinecke nun ab, daß er die Sache ein wenig zu bunt getrieben und daß in jenen der Verdacht ſeiner beabſichtigten Schelmerei aufgeſtiegen war. Er beeilte ſich deshalb, ſie zu beruhigen und ein „Ende gut, Alles gut“ zu bereiten Er hing das Reinecke'ſche fromme Mäntelchen um, legte eine demüthig-zerknirſchte Miene an und führte ſie in die Verſammlung der „Milleriten“, eine neue religiöſe Sekte, die ſich allabendlich von einem Propheten, den die Offenbarung Johannes verrückt gemacht, den nahe bevorſtehenden Weltuntergang predigen ließ. Die Freunde, von dem rieſigen Unſinn des Predigers erheiternd angemuthet, blieben vorſichtigerweiſe im Hintergrunde des Tabernakels ſtehen — und klug war es, daß ſie ſo thaten, denn es juckte Nitſchelm, ſich an den Altartiſch zu drängen und dort Ohren und Lippen ſo tief herunterhängen zu laſſen, daß die verſammelte Gemeinde Spott darin witterte und ohne viel Zwiegeſpräch den Spötter durch den „Sakriſtan“ aus dem Tempel hinausbugſiren ließ. Diesmal war das Lachen auf Seiten der Nitſchelm'ſchen Freunde, denn er war ſchmählich in die eigene Grube gefallen.

XXX.

Die Maler-Colonie.

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut."

Das Jahrzehnt von 50—60, in welchem sich der große deutsche Einwandererstrom nach Amerika ergoß, war für letzteres eine Periode politischer wie volkswirthschaftlicher Gährung und des unsicheren Herumtastens. Man glaubte zwar, die Geburtswehen einer neuen Zeit herauszufühlen, mußte aber mit dem thatsächlich Bestehenden immer noch rechnen. Und damit sah es traurig genug aus. Das Geld war knapp, die Landesprodukte unnatürlich niedrig im Preise und dementsprechend die Arbeit schlecht lohnend und Handel und Wandel gedrückt. Eine Industrie von irgend welch größerer Bedeutung existirte noch nicht, nur vielleicht in der Eisenindustrie wurde Nennenswerthes geleistet. Das Handwerk, das anfing, mit Kraft sich zu entwickeln, leistete schon Tüchtiges, aber über die Anforderungen eines gewöhnlichen bürgerlichen Haushaltes erstreckten seine Darbringungen sich nicht. Das Kunstgewerbe lag noch in seiner untersten Kindheit und bei der Anspruchslosigkeit und Schlichtheit der damaligen Bevölkerung machte sich ein Bedürfniß nach kunstgewerblichen Erzeugnissen nur äußerst wenig geltend, und wenn es sich geltend machte, so verließ man sich auf das Ausland, daß dieses mittelst Import den Bedürfnissen entgegenkäme.

In erster Linie war es England, welches mit seinen Fabrikaten den amerikanischen Markt versah, wenn es sich um etwas Besseres als das Gewöhnliche handelte; und so allgemein war die Meinung von der größeren Feinheit und besseren Qualität gewisser englischer Waaren, daß der Händler nur auf die Thatsache engländischer Abstammung hinzuweisen brauchte, um den Widerspruch des anspruchslosesten Kunstliebhabers zu besiegen.

Deutsche Fabrikate, waren sie selbst besser als die englischen, konnten doch meist nur als minderwerthig, oder unter englischer Marke verkauft werden. — Ja, die Bäotier-Begriffe, die man von Deutschland, seiner Cultur und seiner politischen Geographie hatte, waren rein zum Verzweifeln. Von Bielefelder Leinwand, von Meissener Porzellan, dem Aachener und Lamprechter Tuche und schwarzwälder Uhren wußte man schon etwas; auch von den Nürnberger und Thüringer Spielwaaren; doch auch diese Fabrikate kourfirten nicht als deutsche, sondern als provinziale oder städtische; nicht einmal die berühmten pommerschen Gänsebrüste, die westphälischen Schinken, die Nürnberger Lebkuchen, die Cölner Parfüms und Emser Pastillen wollte man als „deutsche" Erzeugnisse gelten lassen; nur zwei Artikel gestanden sie dem deutsch-nationalen Ursprung zu: dem deutschen „Pech" und dem deutschen Sauerkraut. Und was für ein deutsch-amerikanisches Herz zugleich das kränkendste und erheiternste war, bestand darin, daß man die "Prussians", vor denen man noch, von des großen Fritz Zeiten her, einen gewaltigen Respekt hatte, als eine eigene Rasse, aber beileibe nicht als "Germans" ansehen wollte.

Diese entmuthigenden Verhältnisse, verbunden mit den bei der größeren Masse des Volkes herrschenden Vorurtheilen gegen europäisches Wissen und ausländische Kultur erklären die Schwierigkeiten, mit welchen der gebil-

detere und unpraktiſchere Theil der achtundvierziger Einwanderung zu kämpfen hatte, um ſich hier eine Exiſtenz zu gründen. Weder für das Gelehrtenfach noch zur techniſchen, künſtleriſchen oder kunſtgewerblichen Bethätigung war der Boden noch vorbereitet, und keine Einwanderer-Klaſſen waren in den erſten Jahren ſchlimmer daran, als jene der akademiſch und polytechniſch gebildeten, welche für den deutſchen Lehr- und Beamtenſtand erzogen und zur Bethätigung ihres Wiſſens und Könnens an den hieſigen kulturrückſtändigen Bildungsverhältniſſen keine Anknüpfungspunkte finden konnten, und die zu handlichen Arbeiten ungeſchickt waren, doch aber etwas verdienen ſollten und mußten, um leben zu können und nicht phyſiſch und moraliſch zu verderben.

Der Mangel der Kenntniß der engliſchen Sprache, die völlig fremde und ungewöhnliche Sphäre, in der ſie ſich unerwartet zu bewegen hatten, das waren Dinge, die neben den übrigen ungünſtigen Verhältniſſen jenen Leuten die Ausſicht auf ein menſchenwürdiges Fortkommen auf ein Minimum herabdrückten. Und ſo iſt's kein Wunder, daß viele werthvolle und hochgebildete Menſchen mittellos das Land zu durchwandern und nach einer Stellung ſich umzuſehen hatten und daß dabei ihnen oft die Demüthigung nicht erſpart geblieben, bei Fremden Hülfe und Unterſtützung zu ſuchen.

Und ſo kam es, daß in dem Anfange der fünfziger Jahre faſt kein Tag verging, wo man nicht von achtundvierziger Leidensgenoſſen heimgeſucht worden wäre. Tauſende von gebildeten Menſchen irrten jahrelang, wie fahrende Schüler, im Lande umher, um ein Heim zu finden und ſich eine Exiſtenz zu gründen. Die Schickſalsgenoſſen, welche in irgend einer Stadt ſchon ein Unterkommen gefunden hatten, wurden natürlich aufgeſucht, um mit Hülfe und Rath beizuſpringen; und man betrachtete es als ſelbſtverſtändlich, daß eine ſolidariſche Freundſchaft und Verpflichtung zwiſchen ihnen beſtehe und daß Jeder ſoviel für den Andern thue, als ihm ſeine Verhältniſſe erlaubten.

Die meiſten Anſäſſigen, von welchen Hülfe und Rath verlangt wurden, waren ſelbſt noch ohne Mittel und ohne Einfluß, und konnten mit dem beſten Willen nur wenig für Andere thun; und ſo mußte man oft rathlos daſtehen und mit ſchwerem Herzen die beſten und bravſten Menſchen, welche ihre Liebe zur Freiheit ins Exil getrieben, von hinnen ziehen laſſen.

Viele dieſer, die im alten Vaterlande zu den Beſten gezählt haben würden, ſind hier in dem erbärmlichen Kampfe ums nackte Daſein zu Grunde gegangen, die, wenn man ihnen hülfreiche Hand gereicht und Gelegenheit zur Verwerthung ihres Wiſſens und Könnens dargeboten hätte, dem Deutſchthum Ehre gemacht und ihrem Adoptivvaterlande unvergängliche Dienſte geleiſtet hätten; Dienſte, wie ſolche viele andere ihrer glücklicheren Strebensgenoſſen zum Ruhme des deutſchen Namens geleiſtet, indem ſie das Land mit deutſchem Wiſſen und deutſchen Gedanken befruchteten.

Während viele ihrer früher eingewanderten Landsleute den Jung-Deutſchen mit wenig Sympathie und noch weniger mit werkthätiger Liebe entgegenkamen, waren doch auch derer nicht wenige, welche herzliche Theilnahme bethätigten, und müßte ich undankbar ſein, wollte ich nicht vor Allen jenes braven Mannes mit Anerkennung gedenken, der ſich ganz beſonders als edler Freund und Helfer in der Noth den Jungdeutſchen erwieſen. Es war dies Karl Reiblein, der Vormann in dem "Paint-shop" der Pittsburg Eiſenbahngeſellſchaft.

Wenn irgend ein „fahrendes“ Genie versorgt und untergebracht werden sollte und alle deßfallsigen Versuche erfolglos geblieben waren — so mußte der biedere Reiblein aus der Noth eine Tugend machen und in seiner Malerwerkstätte eine Stelle für ihn ausfinden. Offiziere, Professoren, Doktoren, Künstler und ähnliches gelehrtes Volk, das nicht wußte, wo es sein Haupt hinlegen sollte, fanden sich nach und nach in **seiner Werkstätte** wohl placirt, und verdienten sich mittelst Handhabung des Pinsels ein sorgenfreies Leben. Manche dieser Jünger der Malerei hatten vielleicht nie vorher in ihrem Leben einen Pinsel in der Hand gehabt, vielweniger damit Oelfarbe maltraitirt, und doch gelang es ihnen unter Reiblein's väterlicher Leitung, sich rasch zurecht zu finden und sich zu tüchtigen Malern und Anstreichern heranzubilden, so zwar, daß die Werkstätte bald die Reputation im Volksmunde einer „Maler-Akademie“ erhielt.

Es war ein großes Vergnügen in dieser Akademie, den dort herrschenden Ton der Freundschaft und die selbstzufriedenen heiteren Mienen der Kunstjünger zu beobachten, es wurde eifrig und willig darauf losgearbeitet, Willigkeit und Zufriedenheit athmeten dem Besucher entgegen und nichts gemahnte an den fabrikmäßigen Charakter, den ähnliche Geschäfte zu haben pflegen. —

Reiblein suchte nicht den Vorgesetzten oder den Meister herauszubeißen, vielmehr behandelte er seine Untergebenen als Gleiche und Freunde, wenn sie durch Pflichttreue und gebildetes Betragen solcher Freundschaft sich würdig zeigten.

Noch heute sehe ich den schleswig-holsteinischen Lieutenant Miller, den kleinen stotternden Gußkow und viele ihrer Künstler-Collegen lebendig vor meinem Geiste, wie behende und würdevoll sie in ihren Werk-Kitteln die großen Malerbürsten handhabten, und dabei die schwierigsten Tagesfragen eifrig diskutirten, und wie Reiblein schmunzelnd zusah und zuhörte. Der kleine Gußkow konnte nie ohne geistige Unterhaltung sein, war aber wie alle kleinen Kerle, namentlich wenn sie stottern, disputirsüchtig und rechthaberisch; er mußte absolut das letzte Wort haben, und wenn er es auch nur noch halb herausstottern konnte; dies gab natürlich Veranlassung, daß man immer an ihm herumnörgelte, um ihn herauszufordern und sich dann an seiner stotternden Ausdrucksweise zu ergötzen.

In den Abendstunden, mehrmals wöchentlich, konnte man Meister Reiblein im Kreise seiner Jünger in einem öffentlichen Unterhaltungslokal sitzen sehen, wo dann, fast in apostolischer Weise, der Abend in der anregendsten Weise verbracht wurde; und es ist nicht übertrieben, zu behaupten, daß diese Reiblein'sche akademische Gemeinde sehr viel zu dem damaligen gemüthlichen und strebsamen deutschen Leben beigetragen hat.

Der künstlerisch veranlagte Freund Louis Oreher und die beiden Brüder Herkommer, das geniale Künstlerpaar, pflegten getreulich dieser anmuthigen Gesellschaft beizuwohnen und durch ihr edles, bescheidenes und liebevolles Wesen der Unterhaltung einen würdigen Inhalt und hohen Reiz zu verleihen. Schade nur, daß ersterer zu frühe aus dem jungen Leben scheiden mußte, und daß die beiden Letzteren, wegen ungenügender Beschäftigung in ihrem künstlerischen Berufe, unsere Stadt verließen um nach London, der großen Stadt an der Themse, zu ziehen, wo ihre Söhne Hubert und Hermann sich als Maler einen Weltruf erwarben.

Es bestand keine fortschrittliche oder strebsame deutsche Gesellschaft, zu

welcher nicht die Mitglieder der Malerkolonie gehört hätten. Bornirte oder süffisante Hohlköpfe und Schlafmützen konnten die dort herrschende freie Atmosphäre nicht vertragen; schon Gußkow allein würde durch seinen Radikalismus und seinen Freimuth jedem steifleinenen oder gesinnungsuntüchtigen Menschengeschöpfe das Leben so sauer gemacht haben, daß seines Bleibens nicht gewesen wäre; denn hartnäckig wie ein Bullenbeißer verfolgte er solche Persönlichkeiten, die ihm durch ihr apathisches Wesen und ihren Mangel an strebsamen Charakter mißliebig waren.

Wie verschiedenartig auch oft die Ansichten der Colonie-Mitglieder gewesen sein mögen, in einem Punkte waren sie wie aus einem Gusse: im freisinnigen Streben

Wurde deutsches Theater gespielt, so lieferte die Colonie ihr reichliches Contingent an Darstellern und gewöhnlich nicht das schlechteste, wenn auch keiner der Akademiker je hätte daran denken können, die dramatische Höhe und künstlerische Vollkommenheit von Heine, Probeck, Kolbe oder Humbert Droz zu erklimmen.

Gab es Feste zu arrangiren, so war man der bereitwilligsten und geschicktesten Mithülfe der Maler ebenso sicher, wie deren Bethätigung künstlerischen Geschmackes in Anordnung der Festlichkeiten.

Bei öffentlichen deutschen Vorlesungen und Versammlungen war die Malerakademie stets in erster Reihe vertreten, wie bei allen Unternehmungen, wo es galt, deutsches Wesen zu bekunden und deutsches Gemüthsleben zu fördern.

In der Politik stand die Malergesellschaft auf dem äußersten linken Flügel; Gußkow, dem dieser Flügel einmal nicht extrem genug war, war genöthigt auf einer Planke Platz zu nehmen, die weit über den äußersten Flügel hinausragte. Für die politischen Parteien hatte er kein Verständniß, und namentlich war er leidenschaftlich erbittert gegen Leute, welche aus purem Partei-Servilismus das "whole hog" stimmten; er behauptete nämlich, daß dadurch die Schweinerei in die Wahlen eingeführt werde. In Bezug auf die Musik war er rabiater Heinzianer; obgleich er den Männer-Gesang hochschätzte, für das deutsche Lied begeistert war und sich bei sentimentaler Stimmung in Solo-Vorträgen gefiel, so trat er dennoch keinem Gesangvereine bei, der außer der Pflege des Gesanges nicht noch höhere Zwecke verfolgte. Im „Trillern" stand Gußkow, Dank seiner stotternden Zunge, unerreicht da, und bei jeder passenden Gelegenheit hatte er auf Andrängen seiner Freunde von seiner Triller-Virtuosität Gebrauch zu machen.

So ein hübsches Verhältniß, wie es in der Maler-Kolonie bestand, findet man selten mehr in Zeiten, wo alles „am Golde hängt und nach Golde drängt" und wo der Idealismus keinen Kurs mehr hat.

Wie viel Gutes hatte der würdige Meister Reiblein gestiftet, daß er so manche Menschenkraft einen Wirkungskreis verschafft und vor Verzweiflung bewahrt hat?

In Ausübung menschlichen Mitleids und edler Gesinnungen darf der Mensch nicht auf Anerkennung und Lohn rechnen wollen; sagt ja doch schon ein altes Sprüchwort, daß Undank der Welt Lohn sei; aber *einen* Lohn gibt's, dem selbst die Welt dem Wohlthäter nicht rauben kann, und dies ist die innere Selbstbefriedigung, wenn er in älteren Tagen auf sein vergangenes Leben zurückschaut und den beseligenden Empfindungen sich überläßt, welche sein Herz bei Rückerinnerung an vollbrachtes Gute bewegen. Eine Selbstbefriedigung, wie solche das Wohlthun dem mensch-

lichen Herzen bis zum Rande des Grabes gewährt, kann durch irdische Schätze nicht erkauft werden, und meine innigste Ueberzeugung ist es, daß dem verehrten Meister Reiblein diese Selbstbefriedigung im vollsten Maße zu Theil geworden ist, und daß er im Herbste seines Lebens sich an den Blumen der Erinnerung aus seiner Jugendzeit erfreuen und trösten konnte. Durch seine humanen Leistungen hat er sich ein Denkmal in den Herzen seiner Freunde gesetzt.

XXXI.

Die Gruendung des „Waechter am Erie."

Nichts war den Jungdeutschen klarer, als die Macht der öffentlichen Presse, und diese in den Dienst ihrer Bestrebungen zu stellen, wurde bald genug als Nothwendigkeit erkannt. Bei einer Propaganda, bei welcher es sich um nichts geringeres handelte, als um verrottete Vorstellungen und Vorurtheile zu überwinden, einen freien Geist zu wecken, und für eine neue Weltauffassung den Boden vorzubereiten, da konnte man der Typen und der Druckerschwärze nicht entbehren, wollte man hoffen, dauernde Erfolge zu erzielen. Sollte das gesprochene Wort und die ausgesprochenen freien Gedanken bleibend der menschlichen Seele sich einprägen, so mußten sie durch den Druck fixirt und durch die Presse verbreitet werden. In wohlverstandener Erkenntniß dieser Wahrheit, säumten denn auch die jungdeutschen Streber nicht, sobald ihre Stellung und Mittel es erlaubten, Preßorgane zu schaffen und sich solcher als einer der wirksamsten Mittel zur Förderung ihrer idealen Bestrebungen zu bedienen, ohne ihre anderweitige Agitations-Thätigkeit zu beschränken.

Und so trat, als läge sie in der Luft, die Periode der Zeitungsgründungen auf, welche bezeugte, wie allgemein die Wichtigkeit und Unerläßlichkeit von solchen Gründungen empfunden und erkannt war.

Und nicht sobald war man in den leitenden Kreisen von jener Nothwendigkeit überzeugt, als auch ohne Zögern und Zaudern zur Realisirung des Zeitungsprojektes geschritten wurde. Hier gab es keine kleinmüthigen Bedenken, keine "if's" und keine "when's". "Where there is a will, there is a way", das war die Losung; vor den finanziellen Schwierigkeiten schreckte man nicht zurück, obgleich das „Capital" sich fern hielt von einem solch prekären Unternehmen, das keine Dividende versprach, wohl aber die Nothwendigkeit permanenter Zulagen und Nachzahlungen in Aussicht stellte. Begeisterung für die gute Sache und guter Wille standen den Unternehmern reichlich zur Seite, doch wie Kirchenmäuse arm waren sie am schnöden Gelde; und Dollars vermochten sie nicht aus der harten Erde zu stampfen; aber dennoch waren diese Dollars vor allem zur geplanten Gründung erforderlich; Wechsel auf die Zukunft, auf welche sie ihre Hoffnungen bauten, wurden noch nicht honorirt und ihr großer Vorrath an Idealen fand noch wenig Anklang und Verwerthung. Und obgleich diese Gründungen mehr oder weniger gewagt und mit Risiko verbunden waren und trotz der Magerkeit der jungdeutschen Finanzen — schossen die neuen Blätter so üppig wie Pilze aus der Erde; zwischen 1852 bis '54 erstanden fast in jeder größeren und mittleren Stadt in den Vereinigten Staaten radikale und freisinnige

Tageszeitungen, Wochen- und Monatsschriften, meist von hochgebildeten Menschen und talentvollen Köpfen redigirt, und bestimmt, der Aufklärung, dem politischen wie sozialen Fortschritt zu dienen und um die Fesseln zu zerbrechen, mit welchen die in den Südstaaten existirende Negersklaverei die menschlichen Geister und politischen Parteien gefangen hielt.

Cleveland, das mit seiner compakten Gemeinde energischer, strebsamer deutscher Elemente, immer im Vordertreffen der fortschrittlichen Kämpfer stand, war naturgemäß auch unter den ersten der Städte, welche die Nothwendigkeit der Gründung eines eigenen Preßorgans erkannte; es sollte dasselbe als schweres Geschütz dem gesprochenen Worte und der freien Rede zu Hülfe kommen, um den Kampf in erfolgreicher und nachhaltiger Weise führen zu können.

Angesichts dieser geldmangelnden Umstände und betrübender Kapital-Bedürftigkeit verfielen die Freunde des Unternehmens auf den guten Gedanken, die Zeitung auf Aktien zu gründen, und nach wenigen Wochen schon waren durch Ausgabe von Fünf-Dollar-Aktien vierhundert Dollars zusammengebracht, mit welcher Summe sofort an die Ausführung des Projekts gegangen und der „Wächter am Erie" in's Leben gerufen wurde, der vom ersten Moment seiner Existenz treue Wacht hielt, damit der Freiheit und dem Deutschthum kein Schaden geschehe und der stets und alle Zeit der Mittelpunkt aller Bestrebungen und Regungen im deutschen Leben hier gewesen ist, und sowohl in Anregung als Pflege und Förderung solcher Bestrebungen sich unvergängliche Dienste erworben hat.

Freund Heinrich Rochotte, gewesener Kapitän, einer der damaligen Führer jener achtundvierziger Freischaaren Kompagnien — ein wackerer und geschickter Jünger der schwarzen Kunst, unternahm es mit der erwähnten kleinen Summe, die Druckerei des neuen Blattes einzurichten und zwar in einem großen Zimmer der oberen Etage des damaligen Plain-Dealer Gebäude, wo jetzt Bratenahls Block steht. Eine Presse glänzte durch ihre Abwesenheit, und das Blatt wurde im Plain Dealer gedruckt.

Trotz der freundlichen Aufnahme, welche das Blatt bei den jüngeren Deutschen und auch einem großen Theile der älteren fand, war sein Einkommen für die ersten Jahre doch ein äußerst mageres und bescheidenes.

Als Wochenausgabe erschien der Wächter im Anfange und hatte für längere Zeit nicht mehr als vierhundert Abonnenten, die für das Blatt, das ihnen in's Haus gebracht wurde, fünf Cents per Woche bezahlten, was kaum mehr als die Hälfte der unerläßlichsten Herstellungskosten deckte; das Betriebskapital und der Reservefond wären beständig von Angriffen ernstlich bedroht gewesen, wenn so etwas wirklich bestanden hätte. Deren Nichtsein hat solche Angriffe unmöglich gemacht, was allerdings kein Trost war für den „aktiven Direktor" und fungirenden Schatzmeister. Das Blatt konnte nur allmählich so an Boden gewinnen, um selbsterhaltend zu werden, und bis dahin hatte es mit fortwährenden Gelddifikultäten zu kämpfen.

Ein strikt demokratisch-deutsches Blatt, die „Germania", existirte hier seit vielen Jahren und hatte die Deutschen zu seinen Abonnenten, von welchen viele den „Wächter" nicht hielten, weil er nicht partei-demokratisch war und in ihn zu viel des zu jungen Mostes gährte. Andere Umstände trugen dazu bei, die raschere Verbreitung des neuen Blattes zu verhindern. Von den fünfzehnhundert deutschen Bürgern, welche unsere Stadt damals haben mochte, gab es nämlich gar Manche, welche gar keine Zeitung hielten,

während Andere, im Streben sich rascher zu amerikanisiren, nur englische Zeitungen hielten, in dem Glauben, daß sie dadurch mehr „Bildung“ und amerikanische Akkommodationsfähigkeit verriethen; hielt diese Klasse es doch für das geschäftlich-vortheilhafteste, vom deutschen Wesen sich zu häuten und im Englisch-Amerikanerthum möglichst rasch aufzugehen.

Neben dem unermüdlichen Louis Ritter bekleidete ich die beneidenswerthe Stelle eines der Direktoren, und zwar des „aktiven“, daß heißt desjenigen, welchem das Vergnügen zugetheilt ist, die Hauptarbeit zu thun und namentlich der finanziellen und wirthschaftlichen Prosperität auf die Finger zu sehen. Ich stand schon an der Spitze mehrerer Fortschritts-Vereine und ähnlicher aufopferungsbedürftiger Unternehmungen, doch war mein „Ehrgeiz“ auf solche prominente Stellungen zu groß, um nicht auch die direktorielle Gewalt mit Gefühlen des Stolzes zu übernehmen und zu meinen, bereits errungenen Lorbeeren einige neue ungeahnte Blätter hinzu zu fügen. Meine Bescheidenheit verbietet mir nicht, zu gestehen, daß ich mich einer so gewaltigen Popularität bei meinen Strebensgenossen damals erfreute, daß sie mich ohne Neid und ohne Widerspruch alle die disponiblen Ehrenämter bereitwilligst genießen ließen.

Der alte Herr Rueger, Vater des Professors, versah die Funktionen eines Kassirers, Geschäfts-Controlleurs und ersten Buchhalters. Die lange Pfeife, die er mit altdeutschem Nachdruck und Gefühl rauchte, ging ihm während der ganzen Woche nicht aus; es war ein Vergnügen, dem alten liebenswürdigen Herrn zuzusehen, wie er den Tabaksrauch in künstlerischen Ringeln und Spiral-Figuren aus dem Munde in die Luft blies.

Seine Geldeinnahmen erlaubten ihm auch, diesem Vergnügen Genüge zu thun, denn nur Samstags war Zeitungszahltag.

Der Samstag aber war unglücklicher Weise nicht blos der Zahltag zum Einnehmen, sondern auch zum Ausgeben, und als Direktor hatte ich das höchst bedenkliche Vergnügen, darauf zu sehen, daß das „Wächter“-Personal jeden Samstag richtig und voll in „landläufiger Münze“ ausbezahlt werde. In den ersten Wochen ging dieses auch ziemlich nett, und wenn ich so zusah, wie Vater Rueger den Leuten die Dollars hinzählte, so fühlte ich mich ordentlich stolz auf meine Direktoren-Würde. — Der Stolz sollte aber nicht lange dauern, denn bald kamen die Sorgen.

So ganz unter der Hand und unmerklich steigerten sich die Ausgaben von Woche zu Woche, während die Einnahmen stehen blieben oder gar in Folge der Unzufriedenheit orthodoxer Demokraten, welche mit der unabhängigen freisinnigen Richtung des Blattes nicht übereinstimmten, weniger wurden. Die Setzer, die bei ihrer Beschäftigung die heitersten Lieder sangen, und Vater Rueger, der seinen Portoriko und Ringel-Kanaster ruhig weiter dampfte, ahnten nicht, was in dem Herzen des Direktors vorging, wenn es Samstags nicht langte und er, sich in den Haaren kratzend, noch zulegen mußte. Mit dem Zulegen ging es jedoch auch bald zu Ende, denn weder der Herr Direktor noch seine Collegen und Freunde waren finanziell so gestellt, daß sie viel und lange hätten zulegen können.

Es mußten also ''Retrenchments'' eingeführt und die Ausgaben des Geschäfts reduzirt werden; und sofort wurde eine Massenversammlung des Wächterpersonals, aus sechs Personen bestehend, abgehalten: dem Redakteur, dem Buchhalter, dem Typographen Rochotte mit seinen Jüngern und dem Herrn Direktor, um über eine neue Geschäftsbasis zu berathen. Da

an der Miethe, dem Papiere und der Druckerschwärze nichts herunterzukriegen war, so mußte das Personal mit weniger Lohn zufrieden sein, und alle stimmten sofort ein, daß der übrigbleibende Wochenverdienst pro rata sollte vertheilt werden, wie gering er auch sein möge.

Vater Rueger, dessen kleiner Gehalt bis fast zur Hälfte in Tabakrauchen aufging — und der bis jetzt Portoriko zu sechs Cents ein Päckchen geraucht hatte — griff sofort zu einer billigeren Sorte und rauchte „Schwarzwälder", wovon das Päckchen drei Kreuzer kostete.

Heinrich Rochotte war nicht blos Revolutionär und Typograph — sondern auch praktischer Volkswirth und Techniker. Sobald der Katastrophe der Lohnreduktion nicht mehr auszuweichen war, richtete er für sich und seine zwei Druck-Collegen im Setz-Zimmer sofort eine niedliche Garküche ein. Als Hagestolz und Insurgentenführer besaß er noch eine alte Kaffee-Maschine, zwei blecherne Trinkbecher, welche zu Tellern ausgestreckt werden konnten, eine weidengeflochtene Jagdflasche und das nöthige Gabel- und Messerbesteck. Durch eine sehr künstliche Einrichtung hatte er es fertig gebracht, daß durch einige Einschiebungen (ähnlich wie in den Schlafwägen) die Setzkästen zum Nachtlager konnten eingerichtet werden; Matratzen, von Wechselzeitungen ausgestopft, wurden Abends herumgewendet; zu Kopfkissen wurden die Druckkissen benutzt — und die „damastenen" Vorhänge, wie man sie in solchen Druckereien zu haben pflegt, dienten als Zudecken. Der Redakteur mußte schon der Würde seiner Stellung wegen in einem guten Hotel oder Kosthaus logiren, allein der Ersparniß wegen hatte auch er sich auf zwei Mahlzeiten täglich zu beschränken.

Aber trotz alledem würde eine neue Einschränkung nöthig geworden sein, wenn nicht zwei junge Deutschpatrioten den „Wächter" längere Zeit umsonst zu den Subscribenten herumgetragen hätten. Fritz Seelbach und Gustav Schmidt waren diese jungen Leute, die damals noch zu jung waren, um zu ahnen, daß ihre bereitwillige und uneigennützige Mithülfe zur Entfaltung eines deutschen Blattes viel dazu beitragen werde, dem Deutschthum eine geachtete, ehrenvolle und einflußreiche Stellung in Amerika zu erringen.

Alle diese freiwilligen Dienstleistungen, und alle Einschränkungen und Ersparungen wären jedoch nicht im Stande gewesen, die Zeitung über Wasser zu halten, wenn nicht die Redaktion des „Wächter" eine so fähige und vorzügliche gewesen. Von humanem Geiste und edler Gesinnung waren ihre Spalten durchweht und aus jedem Satze athmete das ehrliche Wollen des Mannes, der mit der redaktionellen Leitung des Blattes betraut war.

August Thieme war der geistige Leiter des Blattes; seinen geistigen Leistungen war das Gedeihen und Emporwachsen des „Wächter" zu verdanken, und ihm sei meine nächste Skizze gewidmet.

XXXII.

August Thieme.

Im letzten Artikel meiner „Erinnerungen" habe ich mich darauf beschränkt, in wenigen Strichen die finanziellen und ökonomischen Schwierigkeiten, die vielfachen Hindernisse, Sorgen und Entbehrungen anzudeuten, mit welchen die Gründung des „Wächter" zu kämpfen hatte; wie eine kleine Anzahl Menschen, die selbst kaum schwache Wurzeln im Boden des neuen Landes gefaßt hatte, sich in muthiger, unverdrossener Weise an die Lösung wichtiger Lebens-Probleme heranwagte; wie sie, ungeachtet eigener problematischer Existenzen, persönlicher Interessen nicht gedenkend, den größten Theil ihrer Zeit und Energie dem Streben zur Verwirklichung der Ideale widmeten, von welchen ihre Seele erfüllt waren.

Es gehörte dazu eine Ueberzeugung, ein Glaube und ein Vertrauen, wie es die Menschen nur bei außergewöhnlichen geschichtlichen Ereignissen erfaßt, und ein moralischer Muth, wie ihn nur die Begeisterung für eine edle Sache erzeugt. Als wäre es eine vom Schicksal ihnen zudiktirte Aufgabe, so ernst und gewissenhaft wurden die nothwendig erkannten Reformprojekte unternommen und auszuführen versucht.

Mit Ueberwindung der finanziellen Schwierigkeiten und Beschaffung der Setz- und Druckmateriale war selbstverständlich das Zeitungs-Unternehmen noch nicht vollendet, denn es handelte sich bei uns nicht um die Gründung eines Zeitungs*geschäftes*, sondern eines Zeitungs*organs*, um Bildung und Aufklärung zu verbreiten, das Schlechte und Verrottete zu bekämpfen, das Gute und Wahre zu fördern. Seine freisinnige Tendenz und sein erzieherischer Inhalt sollten den Werth des Blattes ausmachen und ihm einen dankbaren, wenn auch nicht großen Leserkreis sichern.

Für den Klatsch und für frivole sensationelle Berichte sollte im Wächter ebensowenig Platz sein, als für faule Anzeigen und Reklamen von Charlatanen und Spekulanten, welche die Ausbeutung des Publikums bezwecken.

August Thieme übernahm nach längerem Zögern die Redaktion, und erst hierdurch war dem Unternehmen die Seele eingehaucht und der Odem verliehen und die Aussicht auf erfolgreiche und prosperirende Lebensfähigkeit verheißen.

Ich hatte Thieme schon im Jahre 1851 in Buffalo persönlich kennen gelernt, wo ich ihn schätzen und lieben lernte und in ein enges Freundschafts-Verhältniß mit ihm eintrat, das bis zu seiner Todesstunde nie ernstlich getrübt wurde.

Bei unserem Projekte, eine freisinnige deutsche Zeitung zu gründen, hatten wir Thieme stets als Redakteur des Blattes ins Auge gefaßt, und als die Sache soweit gediehen und er zur Uebernahme der Redaktion ersucht worden war, stellten sich noch Hindernisse in den Weg, die uns überraschten und verwirrten. Thieme schrieb uns nämlich, als Antwort auf unsere Einladung, daß er es nicht wage, eine solche wichtige und verantwortliche Stellung anzunehmen. Ich theile hier einige Stellen aus seinem diesfälligen Briefe wörtlich mit, weil sie den Mann besser charakterisiren als ich es zu thun vermag und weil sie ein Schlaglicht auf dessen edle Gesinnung und männliche Bescheidenheit werfen, die keines Commentars bedürfen.

„Wo es gilt unsere Lebensauffassung — das was unser Herz bewegt und unsern Geist fortwährend spornt — zu fördern, da fange ich nicht mit Ziererei an, sondern stelle mich aus Pflichtgefühl zur Verfügung und arbeite für die heilige Sache so gut ich kann; diesem Grundsatze gemäß, würde ich sogleich nach Cleveland kommen und die Redaktion übernehmen, wenn ich mich dazu befähigt hielte und nicht zu befürchten hätte, daß die Sache selbst, um die es sich handelt, durch mein Auftreten mehr geschädigt als gefördert werden würde.

Die Redaktion eines Blattes erfordert Eigenschaften, von denen ich nicht weiß, daß ich sie besitze. Ich war zwar schon einmal Redakteur eines kleinen Blattes, war aber damals noch ein andrer Bursche, dem die Ereignisse eine wirkungsvolle Sprache verliehen, bin auch jetzt noch entschlossen, mich an jeden Platz zu stellen, *so lange ich mich für den Tüchtigeren* halte, was aber hier nicht der Fall ist. Was Ihr übergroße Bescheidenheit nennt, ist nur Selbsterkenntniß, und es würde gewissenlos sein, wollte ich die gute Meinung meiner Freunde benützen und an mich denken, so gerne ich mich auch von meiner drückenden Lage befreien und in Eurer Mitte leben möchte. Eine gute Zeitung zu schreiben, dazu gehört allezeit eine schlagfertige Feder und witziger Kopf, und diese lassen sich finden, besser als ich bin, der ich hier in der Einsamkeit ohne Gedankenaustausch lebe und von der Welt wenig höre oder sehe. Es ist leichter ein Buch zu schreiben oder eine Rede zu halten, wozu man sich vorbereiten kann, als plötzlich in die bewegte Tagesschriftstellerei einzutreten und an der Spitze einer Zeitung zu stehen, wozu ich mich bis jetzt umsoweniger berufen halte, als ich seit Monaten den Tagesfragen fern gestanden und unter Sorgen in schlechter Stimmung meine Zeit hingebracht habe."

Dies waren die Bedenklichkeiten, so bezeichnend für seinen Charakter und sein bescheidenes Wesen, welche Thieme längere Zeit unsern Wünschen entgegensetzte — uno nur das Gelöbniß von unserer Seite, ihm rüstig zur Seite zu stehen, veranlaßte ihn endlich nachzugeben und die Redaktion zu übernehmen.

Und so kam Thieme Anfangs August 1852 nach Cleveland, wo am 9. desselben Monats die erste Nummer des „Wächter am Erie" erschien, und dessen Redaktion er 27 Jahre lang ununterbrochen bis zum Ende seiner Tage vorstand.

Von dem ersten Erscheinen des Blattes datirt eine neue, ruhmreiche *Aera* des deutschen Lebens von Cleveland; eine Aera des Fortschritts und der freiheitlichen Gestaltung, wie sie keine frühere Periode deutsch-amerikanischer Kulturgeschichte zu verzeichnen hat.

Die jungdeutschen Weltverbesserer oder die Achtundvierziger, wie man sie nannte, an deren Spitze sich nun Thieme mit Uebernahme der Redaktion zu stellen hatte, hingen noch mit Liebe am alten Vaterlande und waren für dessen Einheit und Freiheit noch ängstlich besorgt und nichts hielt sie ab, diese Liebe auch hier im Lande ihrer neuen Heimath offen zu bekennen; sie waren stolz auf ihre deutsche Herkunft, wie groß auch ihr Grimm gegen Deutschlands Zersplitterung und politisches Misere sein mochte; sie verkannten nicht die freiheitlichen Einrichtungen, die territoriale Größe und Bedeutung Amerikas und die hohe weltgeschichtliche Mission dieses Landes, und hielten dafür, daß sie diesem ihrem neuen Vaterlande nicht bessere Dienste zu leisten vermöchten, als durch Festhaltung an den anerkannten

Vorzügen deutſchen Geiſtes und deutſchen Weſens, und durch Verwerthung, Einbürgerung und Pflege jener deutſchen Güter, und insbeſondere auch durch die Ausübung und Acclimatiſirung der deutſchen Sprache. Es war „dieſe Jugend" von dem Gefühle durchdrungen, daß ihre freien Eigenſchaften ſie zu guten Bürgern der großen Republik befähige und daß das eingewanderte und einwandernde Deutſchthum in Amerika eine Kultur-Miſſion zu erfüllen habe, und nicht als „Rohmaterial" zum Aufbau einer Yankee-Nation zu betrachten und zu verbrauchen ſei; und daß es nur des ernſten Strebens und feſten Zuſammenſchluſſes der Deutſchen bedürfe, um jene Aufgabe im beſten Intereſſe des Landes zu löſen. Auch den berechtigten Eigenthümlichkeiten ſollten Geltung und der vollen politiſchen Gleichberechtigung Anerkennung verſchafft, und die Duldſamkeit deutſcher Art und Sitte erzwungen werden — man ſollte nicht länger in der Welt mit jener Geringſchätzung auf die Deutſchen ſehen, wie das allenthalben leider im Auslande zu geſchehen pflegte, ſo daß es Herder in Straßburg vor 100 Jahren ſchon das ſchmerzliche Wort abnöthigte: „Man kann in der Welt nichts Schlechteres ſein, als ein Deutſcher."

Auguſt Thieme ſtand mit ſeinem ganzen Denken und Empfinden in der Bewegung der jungdeutſchen Streber. In ihm war das Beſte verkörpert, was den geiſtigen Inhalt und die Richtung der Bewegung bildete; er war deren korrekteſter Dollmetſcher, und der Beſten und Aufrichtigſten einer. Was er in dieſer Richtung that und vollbrachte, dazu brauchte er ſich nicht Gewalt anzuthun, es geſchah in der Befolgung der Diktate ſeiner innerſten Natur.

Mit einer klaſſiſchen Bildung ausgerüſtet, mit einem warmfühlenden Herzen für die Leiden und Freuden ſeiner Mitmenſchen und hohen Sinn für alles Schöne und Gute — hat er durch Wort und Schrift den höchſten Zielen zugeſtrebt und einen belehrenden und veredelnden Einfluß nach allen Richtungen hin ausgeübt. Von ihm darf man mit vollem Rechte behaupten, daß er ſeinem Ideale ſtets nachgeſtrebt; und auf ſeine ſegensreiche Thätigkeit kann man zurückblicken, wie auf eine vom Sonnenlicht erhellte Flur, welche mit ihrer Ruhe und Anmuth die Seele des Beſchauers erquickt.

Sein Wirken war ausgezeichnet durch ehrliches, rechtſchaffenes Wollen wie ernſtliches Streben nach dem Guten, Schönen und Humanen; ſein editorieller Beruf durch ſtrikte Gewiſſenhaftigkeit, Gerechtigkeit und Prinzipientreue, worin weder Sorgen und Unannehmlichkeiten noch die täglich wiederkehrende Laſt aufreibender Arbeit ihn ſchwankend machen konnten.

Alles Uebertriebene und Lärmende war ihm zuwider, ſo ſehr er würdigen Feſtlichkeiten und heiteren Lebensgenüſſen zugethan war; ariſtokratiſch im edlen Sinne des Wortes war ihm das Wüſte, Rohe und Gemeine verhaßt, während er, jedem Klaſſengeiſte und Hochmuthe abgeneigt, den Werth der Menſchen nach ihren ſittlichen Werken und nicht nach ihrer Lebensſtellung oder ihrem Reichthum ſchätzte.

Unerbittlich im Feſthalten an Princip und dem, was er als wahr erkannt, unverſöhnlich im Kampfe für das Rechte und Freie, war er im Kreiſe ſeiner Freunde und Bekannten und im geſellſchaftlichen Verkehre allezeit rückſichtsvoll, belebend und liebenswürdig; in ſeinem öffentlichen Auftreten gemeſſen, würdig und überzeugend.

Auf journalistische Thätigkeit war sein Wirken und Streben nicht beschränkt; mit jener ging seine rednerische und gesellige Hand in Hand. Jedem strebsamen oder künstlerischen Verein gehörte er als eifriges Mitglied an — überall für den allgemeinen Fortschritt und die Emanzipation des Deutschthums eintretend. Nicht viele Wochen vergingen im Jahre, wo er nicht politische Reden vor Versammlungen hielt oder bei deutschen Feiern und Festlichkeiten, die damals noch sehr würdig begangen wurden, eindringliche Reden gehalten hätte. Auch durch die Liebenswürdigkeit seines persönlichen Verkehrs hat er der guten Sache viele Freunde gewonnen. Wie er auf dem politischen Felde die Wahlumtriebe und demagogischen Politikanten bekämpfte, so trat er auf dem musikalischen und dramatischen Gebiete dem sich breit machenden Ungeschmack und dünkelhafter Selbstüberschätzung entgegen, und dabei blieben Freunde und Vereinsgenossen von der härtesten Kritik nicht verschont, wenn sie bei öffentlichem Auftreten an ihre Leistungen die höchsten Maßstabe nicht anlegten. Den guten Geschmack und den Sinn für die schöne Form und den künstlerischen Ausdruck zu wecken, war sein Bestreben, und die Kritik war die Waffe, alle Kunstpfuscherei zu bekämpfen. Denn den fratzenhaften Verzerrungen und frivolen Uebertreibungen mußte mit der Geißel der Kritik entgegengetreten werden, ebenso wie der Humbuggerei und Selbstüberschätzung. Die landläufige Praxis der Tagespresse war es gewesen, auch die rohesten Geschmacksverirrungen und Uebertreibungen zu lobhudeln und zu beschmeicheln, so daß die ausübenden „Künstler“ ihre Ungezogenheiten für „Kunststücke“ hielten und sich daran gewöhnten, vor keiner Grimasse oder Rohheit zurückzuschrecken; und wenn irgendwo, so war hier der Platz, daß die Presse dem demoralisirenden Unwesen zu Leibe ging. Es gehört nicht zu den kleinsten Verdiensten Thieme's, hier reformatorisch aufgetreten zu sein, und bei allen Besprechungen und Kritiken das ethische und ästhetische Moment zum Ausgangspunkte genommen zu haben, und daß er selbst sich nie leichtfertig an reinem Style und an der edlen Redeform versündigte.

Die veredelnden Einflüsse, welche Thieme in seiner Jugend durch seinen Umgang, in seiner Vaterstadt Leipzig, mit künstlerischen Geistern wie Mendelssohn und Schumann und mit patriotischen Volkstribunen, wie Robert Blum, empfing, waren ein edles Vermächtniß für ihn und fielen bei ihm auf dankbaren Boden und verließen ihn nie in seinem späteren Leben.

Auch der Verkehr mit den Liberalen des deutschen Parlaments, dessen jüngstes Mitglied Thieme gewesen, mag noch zur Festigung seiner radikalpolitischen Ueberzeugungen viel beigetragen haben.

Den Widerstreit zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit, den jeder durchzukämpfen hat und an dem weiche Naturen zu Grunde gehen, überwand und versöhnte er durch seine Frohnatur und durch seine Freude an den heiteren Genüssen des Lebens; wie viele Ideale ihm auch unter den Händen zerrannen, wie viele Undankbarkeit und bittere Enttäuschungen er auch erlebte und wie grausam des Schicksals Schläge ihn manchmal auch trafen, an sich selbst und seinen Ueberzeugungen verzweifelte er nie, so lange auch nur wenige Freunde ihm treulich zur Seite standen.

So war der Mann, der mehr als ein Vierteljahrhundert in unserer Mitte gelebt und gestrebt, und dessen wohlthätiges und einflußreiches Wirken wohl verdient, zum Nutzen und Frommen kommender Generationen geschildert zu werden, wäre es nur, um sie daran zu erinnern, was sie ihren Vorfahren schulden.

XXXIII.

"American Liberal"

Die Fabel der Geschichte, um die es sich hier handelt, ist so wunderbar einfach, daß sie nicht verdiente erzählt zu werden, wäre sie nicht enge verknüpft mit Bestrebungen und geschichtlichen Ereignissen, welche ein helles Schlaglicht in die deutsch-amerikanische Sturm- und Drangperiode werfen. Die Fabel ist kurz, doch interessant das Milieu, in welcher sie entstand. — Es war einmal eine Zeit, ein halbes Jahrhundert ist es schon her, da gab es noch im amerikanischen Lande ganz seltsame Menschen, teutonischen Ursprungs und germanischer Zunge. Obgleich nicht gerade zur Dankbarkeit gegen ihr Geburtsland verpflichtet, hielten sie dennoch, ungeachtet ihrer Liebe zur neuen Heimath, mit zäher Anhänglichkeit an dem Lande ihrer Väter und hingen fest an dem Glauben, daß bei allen Schwächen und Fehlern kein anderes Volk in der Welt uns Deutsche an Geisteskraft und Gemüthsfülle übertreffe. Und es geschah, daß sie das, was sie hier an Geistes- und Gemüthsleben vorfanden, ihnen öde, trostlos und ungenügend erschien; daß sie sich gedrungen fühlten, die Rolle der Hechte im Karpfenteich zu spielen, die stagnanten Geister aufzurütteln und zur Entfaltung und Bethätigung der ihnen innewohnenden Kräfte zu zwingen. Auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit setzten sie die Hebel des Fortschritts in Bewegung in der Ueberzeugung, daß n u r im Kampfe und Aufeinanderplatzen der Geister der Culturprozeß gefördert werde.

Und, ich will es verrathen, das, was man ein Steckenpferd nennt, hatten auch sie, diese neuen Germanen; es war aber eine ganz vorzügliche Race. Es bestand in dem Glauben, daß das Germanenthum in der neuen Heimath nicht nur ihre Sprache und die Vorzüge deutschen Geistes und Gemüths als sein Palladium zu bewahren hätte, sondern auch von dem rastlosen Bestreben nicht abstehen dürften, jene Güter zum Gemeingute des amerikanischen Volkes zu machen. Und in der That haben jene obenerwähnten seltsamen Menschen die Erfüllung dieser Doppel-Mission als eine selbstverständliche Sache betrachtet, sie in ihr Aktionsprogramm aufgenommen und zu ihrer Lebensaufgabe gemacht. Dieser Sache ist in meinen vorhergehenden Skizzen häufig genug gedacht worden, und nur darüber will ich mich hier kurz verbreiten, w i e man in germanischen oder jenen jungdeutschen Kreisen die Ausführung der diesbezüglichen Pläne und Absichten sich gedacht. Von Anderem nicht zu reden, war man über folgende Propaganda-Aufgaben einig:

1. Daß das Studium der deutschen Sprache als humanisirendes Bildungsmittel in den Volksschulen eingeführt werden solle. 2. Daß deutsche Gesang- und Turnvereine, auch literarische Gesellschaften in's Leben zu rufen seien, welche Gelegenheit zu Discussionen und öffentlichen Vorlesungen und Vorträgen darböten. 3. Daß deutsche Preß-Organe zu schaffen seien und deutsche Organisationen, um den berechtigten Forderungen des Deutschthums an der Wahlurne Nachdruck zu verleihen.

Dieses Programm, weitreichend und umfassend wie es gewesen, war bereits in Ausführung begriffen, als unerwartet und inmitten der fünfziger

Jahre der nativiſtiſche Sturm über die Lande hinbrauſte und alle politiſchen Rechte der eingewanderten Bevölkerung in Frage ſtellte. Als ſelbſt viele als intelligent geltende Amerikaner der häßlichen Knownothing-Bewegung ſich anſchloſſen und ſie zu einer politiſchen und nationalen zu machen ſich nicht ſcheuten, da erkannte man deutſcher Seits ſofort, daß der Nativismus und der Schollen-Dünkel noch feſter in den Gehirnen der großen Maſſe der Einwohner ſitze, als man geglaubt. Es war deshalb die ohne direkte Veranlaſſung ſo gewaltig und mächtig aufleben de Nichtswiſſerbewegung eine unliebſame Offenbarung für die Deutſchen; denn Kämpfe und Kämpfe kündigten die Erſcheinung ihnen an, wollten ſie nicht gutwillig die Würde ihres Volksthums Preis geben, und ſich zu Parias herabwürdigen laſſen.

Von ſolcher charakterloſen Unterwerfung war bei den Jungdeutſchen keine Rede und ſtatt klein beizugeben, wurde gerade in Folge der nativiſtiſchen Orgien ihr Muth und ihre Spannkraft gehoben; von der Defenſive wurde, trotz aller Nichtswiſſer-Siege, die Offenſive ergriffen, mit weniger Macht zwar als hier den Gegnern zur Verfügung ſtand, aber mit jener Entſchloſſenheit, welche das Bewußtſein, für ein großes Menſchenrecht einzuſtehen, verleiht.

Daß der Schollen-Hochmuth ein Ueberbleibſel barbariſcher Zeiten und ein Zeichen von Unkultur ſei, das hatte man aus der Geſchichte der Völker ebenſo gelernt, als daß Raſſen-Dünkel oder auch nationaler Chauvinismus nur durch die Cultur und Bildung des Geiſtes und Herzens dauernd überwunden und ausgerottet werden kann. Ja, den Vollblut-Nativiſten würde man von ſeiner inhärenten nativiſtiſchen Beſchränktheit nicht dauernd heilen können und gäbe man ihm es Schwarz auf Weiß, daß die Einwanderung dem Lande mehr Vortheil gebracht, als all' ihre Thäler, Berge und Seen werth ſind. Selbſt bei Solchen würde die demonstratio ad oculus nichts fruchten, die von den Gefühlen des Fremdenhaſſes frei ſind. Es iſt aber der Nativismus nicht mehr identiſch mit Fremdenhaß; mehr als dieſer iſt es angeborene Ueberſchätzung des eigenen Werthes und die hierdurch bedingte Unfähigkeit fremde Völker unbefangen und unparteiiſch nach ihrem Culturwerthe zu ſchätzen.

Bei ſolchen wahrheitsgemäßen Ueberzeugungen reifte bei den führenden Geiſtern der Gedanke, daß ihr Aktionsprogramm erweitert und ihm die Beſtimmung zugefügt werde, daß unſere engliſch-redenden Mitbürger in den Kreis der Bewegung hineingezogen und ihnen für deutſches Beſtreben das Verſtändniß beigebracht werde.

Man war ſich der großen Schwierigkeit wohl bewußt, welche der Ausrottung feſtſitzender Vorurtheile, ſeien ſie auch noch ſo wurmſtichig, entgegenſtehen, die oft nicht einmal durch operative Eingriffe ungefährdet zu entfernen ſind — allein, das ſollte für die deutſchen Enthuſiaſten kein Hinderniß ſein, welche nun einmal feſt darauf verſeſſen waren, den Deutſchen eine geachtete und nach Gebühr einflußreiche Stellung in ihrem Adoptivvaterlande zu ſichern. — Und ſo ſcheuten ſie, trotz der vielen koſtſpieligen und hartnäckigen „Eiſen", die ſie bereits im Feuer hatten, dennoch nicht davor zurück, ein weiteres Unternehmen ins Leben zu rufen, das ſo weitgreifend und großartig war, daß ich es beim Niederſchreiben dieſer Zeilen, hätte ich nicht ſelbſt mit zu Gevatter geſtanden, geneigt geweſen wäre, es für ein Phantom zu halten. Der "American Liberal", ein

Zeitungsorgan in englischer Sprache, um deutsche Ideen zu verbreiten, und die englischen Leser mit deutsch-amerikanischem Streben bekannt zu machen, wurde gegründet; ein Unternehmen, das, sollte es fruchtbar sein, wohl die opferwillige Mitwirkung des gesammten liberalen Deutschthums Amerikas bedurft haben würde. —

Es sollte damit die wissenschaftlichen und historischen Kenntnisse der englisch redenden Einwohner erweitert und dadurch die rohe Unkenntniß über den Werth fremder Culturvölker beseitigt, und eine leidliche Verständigung zwischen den verschiedenen hier existirenden Nationalitäten angebahnt und herbeigeführt werden. Der "Liberal" sollte ein Werkzeug sein zu diesem Zwecke; ein Dolmetscher und Vermittler zwischen den heterogenen Nationalitäten.

Der Gedanke, ein solches Cultur- und Vermittlungsorgan zu schaffen — bildet, wenn er auch sich nicht praktisch verwirklichte — dennoch den Höhepunkt des idealistischen Strebens der jungdeutschen Weltverbesserer und Reformatoren; und mit Stolz darf das Deutschthum darauf zurückblicken.

Der "American Liberal" trat als Wochenausgabe ins Leben. Christian Essellen übernahm die deutsche Redaktion, und John Klippart, der später Sekretär des Ackerbau-Departements in Columbus geworden und, als Abkömmling deutscher Eltern, der englischen und deutschen Sprache mächtig war, wurde mit der Uebersetzung der Essellen'schen Artikel, die alle in deutscher Sprache geschrieben, in's Englische betraut.

Die Herren C. W. Schmidt, Humbert Droz und C. F. Thiele übernahmen das schwierige und undankbare Geschäft, mehrere Staaten zu durchreisen, um Abonnenten für das Blatt zu gewinnen; trotz allen Anstrengungen und Opfern konnte die Zeitschrift die zur Erhaltung ihrer Existenz nöthige Abonnentenzahl nicht finden. Es war selbstverständlich auf anglo-amerikanische Leser abgesehen, und diese stellten, wie vorauszusehen, sich spärlich nur ein, trotzdem das Blatt von unaufgedrungener Polemik sich ferne hielt, und sich einer edlen Sprache und durchaus würdevollen Haltung befleißigte. Es war gediegen an Inhalt und lehrreich durch objektive Besprechung wissenschaftlicher Disziplin und Probleme, und über den politischen Parteien und confessionellen Glaubensbekenntnissen stehend, mußte die Lektüre des Blattes sich intelligenten und toleranten Lesern empfehlen, wenn nicht gerade diese Vorzüge seiner Cirkulation mehr geschadet als genützt hätten. Von solch' ernster Zeitungslektüre, welche zum Nachdenken aufforderte, waren leider die meisten Leser durch das lärmende Kreischen und Gezänke der Partei-Presse entwöhnt, die im Banne der Partei-Disziplin und des puritanischen Einflusses stand. — Auch war man noch amerikanischer Seits weit davon entfernt, sich von Deutsche belehren und bekehren zu lassen; zu gering war noch ihre Meinung von deutscher Cultur.

Der Verbreitung des Blattes stand auch die herrschende Unkenntniß über deutsche Bildung und die Schätze deutscher Literatur im Wege — und so hörte nach einer kurzen Existenz von sechs Monaten das Erscheinen des "Liberal" auf.

Der mit der Redaktion des Blattes betraute Christian Essellen war einer der Männer, welche in der deutsch-amerikanischen Sturm- und Drangperiode der fünfziger Jahre durch sein schriftstellerisches Talent und seine

journalistische Thätigkeit sich auszeichnete, und hätte ein besseres Loos verdient, als ihm geworden. Er starb wie so viele edle Menschen vor und nach ihm — in Armuth und Elend, vergessen und verlassen. Er war einer der begabtesten Pioniere auf dem literarischen und journalistischen Gebiete des Deutsch-Amerikanerthums; ein Achtundvierziger, der seiner ganzen Naturanlage nach für das geschäftliche und praktische Leben, wie es die amerikanischen Verhältnisse verlangen, kein Verständniß hatte; ein junger Mann von hoher Bildung, von den Humanitäts- und Freiheitsgedanken durchglüht.

So ehrlich und wohlmeinend er auch in seinem Streben für die freiheitliche und humane Fortentwicklung gewesen war, so konnte es ihm bei seinem aristokratischen Naturell nicht gelingen, sich im demokratischen Sinne populär zu machen.

Das unpoetische und ungemüthliche Leben Amerika's konnte ihn ebensowenig befriedigen, als das politische; seiner ästhetischen Natur widerstand die ganze ihn umgebende soziale und politische Atmosphäre, er kämpfte mit dieser wie eine aus tropischem Klima in nördliche Breitengrade versetzte Pflanze.

Von dem Gefühle durchdrungen, daß hier vor allem in die herrschende Geistes-Stagnation Bresche zu schießen sei — gründete er die „Atlantis", eine Monatsschrift, welche durch den Ernst ihres Strebens und die Gediegenheit ihres Inhalts und namentlich durch Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse und durch Bekämpfung des religiösen und politischen Aberglaubens sich auszeichnete. Radikal und entschieden in ihrer ganzen Tendenz, konnte sie damals hauptsächlich nur unter der jüngeren und unbemittelteren Emigration Unterstützung finden: ein Bedürfniß für eine derartige doktrinär-wissenschaftliche Literatur war in den größeren Schichten der deutschen Bevölkerung noch nicht vorhanden; es stak alles noch zu viel in den Fesseln religiöser Beschränktheit und des Parteigeistes; und trotz aller persönlichen Anstrengungen des Herausgebers war derselbe nicht im Stande, die „Atlantis" auf längere Zeit am Leben zu erhalten und sich dadurch einen angemessenen Wirkungskreis zu schaffen.

Hatten ihn die Mißerfolge seiner bisherigen schriftstellerischen Unternehmungen schon im höchsten Grade nervös und reizbar gemacht, so mochte ihm dieser neue Schlag, das Aufhören des "Liberal", den Rest moralischer Widerstandskraft geraubt haben; denn von jetzt an wurde er mißmuthig, verzagt und zur düsteren Melancholie geneigt.

Muth verloren, Alles verloren — und statt den Kampf mit den Widerwärtigkeiten des Lebens männlich weiterzuführen, suchte er ihm auszuweichen, durch ein Mittel, das schon so viele versucht und bei allen sich als trügerisch und verhängnißvoll erwiesen hat: — das Mittel der Betäubung durch geistige Getränke.

Esselen ging von hier nach dem Osten, wo er noch wenige Jahre ein düsteres und zerrissenes Leben führte, um es dann, an Geist und Körper zerrüttet, im Hospitale zu enden. Der tragische Ausgang seines Lebens darf uns nicht abhalten, sein Andenken zu ehren. Er war ein treuer Arbeiter im Dienste der Aufklärung und der Wahrheit und an edlem Sinne und hoher geistiger Begabung stand er den Besten seiner deutsch-amerikanischen Zeitgenossen nicht nach. Wo Andere ihre Kenntnisse und ihr

Wissen dem Gelderwerbe dienstbar machten, ohne für das allgemeine Wohl einen Schritt zu thun oder das geringste Opfer an Zeit und Geld zu bringen, stand er als sorgsamer Wächter auf der Warte der Humanität — um mit der Einsetzung seines eigenen Lebensglückes das Volk vor den es drohenden Gefahren zu warnen.

Um heutigen Lesern einen Begriff zu geben, wie der "American Liberal" bei der deutschen Presse damals aufgenommen wurde, gebe ich hier die Urtheile dreier deutscher Ohio Zeitungen, die ich gerade noch zur Hand habe:

„Der "American Liberal", das englische Organ der freien Deutschen, ist uns im Anfange dieser Woche zugegangen. Sein Erscheinen wird Manchen, der durch das verzögerte Erscheinen unzufrieden geworden war, nunmehr beruhigt haben. Das Format und Druck desselben sind sehr ansprechend. Was den Inhalt anbetrifft, so halten wir dafür, daß die Artikel, wie „Salutary", „Sclaverei", „Nativismus" u. s. w. mit Fleiß, Klarheit, Bestimmtheit und Genauigkeit ausgearbeitet und wir begierig sind, zu vernehmen, wie dieselben durchschnittlich von der amerikanischen Presse werden aufgenommen werden. Wir möchten nur wünschen, daß an keiner Stelle die Philosophie — der deutsche Radicalismus — verletzt würde und sind der Meinung, daß solche Sätze, wie z. B.: „Der Gott der Christen ist der Gott der ganzen civilisirten und erleuchteten Welt geworden", überflüssig sind. Doch lassen wir Einzelheiten halber das Ganze nicht aus den Augen. Die erste Nummer des "American Liberal" ist durchaus brav redigirt.

Wir freuen uns über den Riesenschritt, der durch das Erscheinen genannten Organs in der Entwicklung dieser Republik geschehen ist. Erst jetzt werden die Amerikaner kennen lernen, wer die freien Deutschen sind und was dieselben wollen. — Es wird gewiß nicht lange dauern, daß der bedeutende Nutzen, der durch die auf diese Weise geschehene Fortpflanzung der deutschen Cultur produzirt, nachdrücklich bemerkbar wird."

„"American Liberal", redigirt von den Herren Klippart und Essellen in Cleveland. Die erste Nummer dieses neuen englischen Blattes ist uns zugeschickt worden. Dasselbe soll die Amerikaner mit den sogenannten „Fortschrittsbestrebungen" der deutschen „Freimänner" u. s. w. bekannt machen, und sie für die Ansichten derselben zu gewinnen suchen. Wir müssen dem "Liberal" das Verdienst zuerkennen, daß er seine Ansichten in einer anständigen, ruhigen Sprache vorträgt und das ist mehr als sich von den meisten deutschen sogenannten Fortschrittsblättern sagen läßt, deren Force hauptsächlich in übermäßigem Schimpfen und Verdächtigen Andersdenkender besteht. Herr Klippart ist als Amerikaner praktisch genug um zu begreifen, daß die Amerikaner ob der „deutschen Bildung" die Hände über die Köpfe zusammenschlagen würden, wenn er in seinem Blatte den Ton der tollen Hassaurek-Hobelmann'schen Schule anschlagen wollte. Herr Essellen ist zugleich der Redakteur der „Atlantis", einer deutschen Monatsschrift, die sich gleichfalls einer würdigen Sprache befleißigt. Wir finden in der ersten Nummer einige gelungene Uebersetzungen von Schiller und Goethe."

„Der lang erwartete "American Liberal", von J. H. Klippart und Chr. Essellen in Cleveland herausgegeben, zur Freude aller derer, welche die Zweckmäßigkeit eines solchen Blattes längst erkannten, ist erschienen.

Voran steht eine Begrüßung mit einer Art Programm, ohne pomphafte Vorausverkündigung desselben, was den guten Takt der Herausgeber von vornherein beurkundet. Die anderen Leitartikel handeln über Sklaverei, die gegenwärtige Krisis, Nativismus u. s. w. und sind, soweit wir erkennen können, so gehalten, wie es die Stellung und Richtung des Blattes, dem amerikanischen Publikum gegenüber, verlangt. Im Feuilleton sind treffliche Uebersetzungen aus Schiller's und Göthe's Werken und eine sehr gelungene Uebersetzung des so schönen Freiligrath'schen Gedichtes: „Der Blumen Rache" enthalten."

XXXIV.

Kilian.

Kapitel I.

Unser Held entsproß dem Leinweber-Geschlechte. Seine Hütte, von seinen Ahnen ererbt, stand in dem Odenwald, nicht weit von der Stelle, wo der Baum steht, der im altbekannten Lied besungen ist. — Mit der Hütte hatte Kilian Gehret auch das Weber-Elend ererbt. Dieses Elend wollte er nicht hoffnungslos fortschleppen und auch seinen Kindern als einziges Vermächtniß hinterlassen. Und kurz entschlossen, nachdem er sein bischen Habe verwerthet, brach er mit Kind und Kegel zur Auswanderung nach Amerikas gastlichen Gestaden auf, dort ein neues Leben zu beginnen und nach einer menschenwürdigen Existenz für sich und seine Familie zu streben. In Parma, dem nahegelegenen, und fast nur von Deutschen besiedelten Township, siedelte er 1852 sich an, und erwarb sich auf günstige Zahlungstermine ein Bauerngütchen von vierzig Acres, wovon dreiviertel noch in urwaldlichem Zustande sich befanden; die übrigen zehn Acres waren „geklärt" und ihres Holzschmucks beraubt, nur daß etliche hunderte von Baumstumpen darauf noch als Monumente herumstanden, keck und herausfordernd und so festgewurzelt in der Erde, als seien sie bereit, ihr Jahrhundert in die Schranken zu fordern. Wie Leichensteine kamen die schwarzen Gesellen unserm Kilian vor, welche den idyllischen Eindruck zerstörten und den Ausblick auf die Gegend verunschönten, aber auch beim Bebauen des Landes dem Pflug und der Egge hindernd im Wege standen. Kilian, der nie in seinem Leben Ackerbau betrieben oder Waldungen entholzt, hatte keine Ahnung, was das „Klären" von Urland und das Ausrotten von Baumstumpen bedeute; er nahm deshalb die Sache nicht tragisch, indem er dem Glauben leichthin sich hingab, daß er mit den schwarzen Burschen schnell genug fertig werde. „Stehen durften sie nicht bleiben", über den Punkt war er sich klar. „Raus müssen sie alle", so brummte er oft vor sich hin, indem er einen verächtlichen Blick über die trotzigen Gesellen hingleiten ließ.

Nachdem er in Verlauf weniger Tage mit seinem dürftigen Mobiliar das kleine Blockhaus möglichst wohnlich eingerichtet hatte und dadurch sich und seiner Familie einen Unterschlupf und Rückhalt geschaffen, schliff er seine Waffen und bereitete sich zum Angriffe gegen die ihn mit jedem Tage frecher angrinsenden Stumpen vor. Wie Macbeth einst glaubte, daß ein ganzer Wald ihm leibhaftig entgegenziehe, so vermeinte Kilian in der Däm-

merung die ganze Armee von Stumpen höhnisch auf sich zukommen zu sehen, als wollten sie ihn wegen seiner Zerstörungsabsichten gruselig machen.

Der Kampf beginnt und endigt mit Kilians Niederlage. Es war im Frühjahre und noch vor dem Herbste sollte die letzte Spur der Stumpen verschwunden sein. Es war an einem schönen Maitage, Morgens. Die Sonne war schon im Osten heraufgezogen und beleuchtete mit ihren goldenen Strahlen Feld und Au. Die Baumwipfel neigten sich zum Morgenkuß entgegen, die Vöglein sangen im Wald und die Bienen und Schmetterlinge wiegten sich auf den bethauten Blüthen und Blumen. Einsam und friedlich war es rings umher, und Alles geeignet, den Menschen zur Andacht zu stimmen.

Kilian, ein naher Vierziger, über sechs Fuß hoch, von kräftigem Körperbau, trat vor seine Thür und schritt dem urbaren Lande zu. Auf seiner Schulter trug er die Axt, die blinkende, und in seiner Hand trug er die Krupphacke. Der schöne Morgen rührte ihn nicht, und rasch und entschlossen schritt er den Stumpen entgegen; mit einem der größten und hervorragendsten derselben wollte er den Anfang machen; ihn hatte er zum ersten Opfer ausersehen.

Er umkreiste sein Opfer, mit durchdringenden Blicken die Stellung des Stumpen und dessen Wurzelwerk prüfend, soweit letzteres von der Oberfläche thunlich war.

Unmittelbar nach dieser Recognoscirung hörte man die stille Umgegend erdröhnen von den wuchtigen Axthieben, welche Gehret auf die äußeren Vorposten des riesigen Wurzelwerks fallen ließ.

Nach zweistündigem Hacken, Hauen und Spalten konnte man bereits düstere Schatten über das Angesicht Gehret's gleiten sehen, weil er nicht den raschen Erfolg sah, den er erwartet hatte. Die Wurzeln zeigten eine solche Härte und Zähigkeit, daß die deutsche Axt, trotz Gehret's kräftiger Handhabung, bei fast jedem Hiebe zurückprallte. Alles Wetzen wollte dagegen nichts helfen; auch zeigten sich schon manche Schwielen in den Händen Gehret's und gewiß hätte er eine Waffenstillstandspause eintreten lassen, wenn er sich nicht geschämt hätte, dem armseligen Stumpen gegenüber schwach und nachgiebig zu erscheinen.

Je kaltblütiger und zäher der Stumpen sich erwiesen, desto zorniger und leidenschaftlicher hieb Gehret darauf los, und in der That hatte er bei Sonnenuntergang die Genugthuung, zu sehen, daß die oberflächlichen Wurzeln sämmtlich vom Rumpfe getrennt waren.

Trotz seiner Schwielen und Müdigkeit ging er an jenem Abend selbstzufrieden und triumphirend nach seinem Hause mit der festen Zuversicht, am darauffolgenden Morgen dem Stumpen den Gnadenstoß zu versetzen.

Mit einem Hebeisen bewaffnet stand er auch am nächsten Morgen bei früher Zeit vor seinem Opfer; er glaubte es mit einem kräftigen Rucke aus seiner Höhle werfen zu können; doch mit des Geschickes Mächten ist nicht zu spaßen; von allen Seiten wurde der Hebel angelegt — der Stumpen aber rührte sich nicht und stand noch so fest wie der Fels im Meere; diese stumpenhafte Unbeweglichkeit machte Gehret verwirrt und perplex. Solche Widersetzlichkeit von Seiten eines einfachen Baumstumpen war ihm doch im Leben noch nicht vorgekommen.

„Jetzt will ich aber doch mal sehen, wo der Kerl noch anhängt", so murmelte er noch vor sich hin, indem er mit raschem Griffe die Krupphacke

in die Hände nahm, um ein tieferes Loch um den Stumpen zu graben. Aber das ging auch nicht so leicht wie er glaubte, denn der Lettenboden war in Folge längeren Regnens und darauffolgender Hitze so hart und undurchdringlich geworden, daß die Hacke wie auf Granitstein vergeblich darauf niederfiel. Nun resolvirte er sich kurz und gebrauchte die Art zum Durchhauen der Bodenkruste und ließ dann die Krupphacke weiter arbeiten, um auszufinden, „wo's hängt". Und es nahm nicht lange, so fand er dies aus und wurde seine Neugierde befriedigt. Die am Stamme abgehackten mächtigen Wurzeln streckten sich wie Backenzähne tief in die Erde — und mußten noch einmal, nachdem sie blosgelegt waren, durchgehackt werden, ehe man sie herausnehmen konnte. Das war aber nicht das schlimmste, denn es ergab sich die traurige Thatsache, daß unter diesen Oberwurzeln noch Unterwurzeln lagen die auch nicht gerade von Pappe waren. Gehret war über diese historische Entdeckung nicht sehr erbaut, und mit Ingrimm im Herzen über die dumme Einrichtung der Natur bezüglich der Baumwurzeln, machte er sich daran, auch die Unterwurzeln zu durchhauen: „'Raus muß er, und wenn's Leben kost!" stöhnte er vor sich hin, — und es dröhnten die Schläge durch den Wald und das Thal und die Spähne flogen nach allen Richtungen der Windrose.

Die Vesperglocke läutete in Parma, als Gehret die letzte Unterwurzel durchhauen hatte. Müde und verdrossen zog er sich in seine Häuslichkeit zurück, wo die kluge Hausfrau ihm ein frugales Welschkorngericht zum Abendbrod hergerichtet hatte, um seine Mißstimmung nicht die häusliche Gemüthlichkeit stören zu lassen. Am nächsten Morgen, des dritten Tages, sah man Gehret bei dem Stumpen nachdenklich stehen. Als er nämlich in ganz bequemer Weise, mittels seines Hebels den fraglichen Stumpen umwerfen wollte, stand derselbe noch fest wie Tags zuvor, trotzdem ein mehrere Fuß breites Loch um ihn herumgegraben und die sichtbaren Wurzeln zerhackt waren. — Bei dieser Entdeckung von der unbegreiflichen Unbeweglichkeit des corpus delicti — stürzte Gehret, dem doch jetzt die Geduld ausgegangen war, in das Loch hinab und befühlte den Stumpen von unten; wie von einer Natter gebissen, prallte er zurück, als er dort eine Herzwurzel entdeckte, fast so dick wie der Baum selbst und auf welcher der Stumpen so fest und sicher ruhte, als säße er auf dem Felsen Petri. Um dieser Herzwurzel beizukommen, mußte das Loch doppelt so groß gegraben werden, was nach Gehret's Berechnung mit der deutschen Krupphacke noch einen vollen Tag Arbeit nehmen würde.

Kilian Gehret war in Deutschland Leineweber gewesen und hatte, wie gesagt, im Ackerbau und der Baumbeschaffenheit ebenso geringe Kenntnisse als in der Botanik; was ihm aber an Kenntnissen abging, glaubte er durch teutonische Muskelkraft ersetzen zu können, was aber leider, wie er sich bereits überzeugte, nicht der Fall war.

Seine Entdeckung, daß auch die Waldbäume Herzen und Herzwurzeln haben, die nach dem Centrum der Mutter Erde hinstreben, war für ihn eine unliebsame Offenbarung und machte ihn äußerst bedenklich; und obgleich er nicht zu den kleinmüthigen und blöden Leuten gehörte, die beim ersten Anprall ihre Flinte in das Korn werfen, so sah er doch seine agrikulturelle Zukunft durch die Herzwurzeln bedroht, indem er erkennen mußte, daß ihm zu deren Bewältigung die Siegfriedkräfte mangelten.

Er rechnete nach, daß, wenn er seine ursprüngliche Absicht durchsetzen

und sämmtliche Stumpen ausrotten und den übrigen Wald klären und kulturfähig machen wollte, er hierzu etwa sieben Jahre bedürfe, gerade so lange, als Jakob um die Rachel gefreit.

Und so verlief der dritte Tag seines Angriffs auf die Stumpen ohne befriedigendes Resultat; selbst den einen hatte er nicht völlig überwunden. Die demüthigende Enttäuschung trieb ihn betrübt nach Hause, wo er in Folge erduldeter nervöser Aufregung von einem Nervenfieber gepackt wurde, das den Armen viele Wochen an's Bett gefesselt hielt.

Kapitel II.

Kilian's Krankheit war glücklich vorüber, aber was hatte sie aus dem Mann gemacht, welche Umwandlung hatte sie in seinem Innern erzeugt? Schon vorher, in Folge seiner Niederlage im Kampfe mit den Stumpen, war sein Muth bedeutend gesunken, diese Muthlosigkeit aber war durch die Krankheit in hohem Grade in Folge von Schwächung seines Nervensystems gesteigert worden. Das war nicht mehr Kilian, der unversöhnliche Baumstumpenfeind, sein feindseliges Gefühl gegen diese war nahezu erloschen, ja es hatte sich in eine Art Sympathie umgewandelt; es erschienen die Stumpen ihm nun als Zierrath, als eine romantische Unterbrechung in monotoner Umgebung, und überdies ein Unterschlupf für Dächse, Sandhasen, Wiesel und anderes kleines Gethier. Gegenüber der vielen rückgratslosen Menschen, die nie auf eigenen Füßen stehen und wie Rohre im Winde schwanken, imponirten ihm jetzt die Rümpfe der Bäume, die fest und sicher auf ihrem Wurzelwerk ruhend, allem Winde und Wetter trotzten.

Die Stumpen ungeschoren zu lassen, erschien ihm jetzt als praktikabel — das dazwischen liegende Land zu bebauen, versprach ihm, wie er meinte, Arbeit und Ernte genug, und so legte er Art und Krupphacke beiseite und wie bei deutschen Bauersfrauen dies herkömmlich und üblich, so stand seine liebe Hausfrau ihm bei der Land- und Pflanzarbeit rüstig zur Seite.

Bald keimte die Aussaat und wurde es grün im Felde und Garten, doch zum kräftigen und üppigen Wachsthum wollte es auf dem ziegelerdhaltigen Lettenboden nicht so recht kommen, woran auch die ungewöhnliche Trockenheit schuld sein mochte, die, statt des vom ländlichen Meteorologen prophezeiten nassen Sommers, eingetreten war. Nicht genug, daß die abnorme trockene Temperatur das Wachsen der Pflanzen verkümmerte, sie trug auch zum Entstehen von unzähligen Käfern, Insekten und Ungeziefer wunderbarster Art bei, welche die Stengel, Halme und Blätter der jungfräulichen Pflänzchen heißgierig verzehrten. Und so fiel das Ergebniß der erstjährigen Pionierthätigkeit Kilian's sehr mager aus. Hätte er nicht vorsichtiger Weise eine frischmelkende Kuh und einige dankbare Hennen sich beigelegt, so würde er solch große Noth mit Beschaffung unentbehrlicher Lebensmittel gehabt haben, wie er sie dereinst im Odenwald als Leineweber beständig gehabt.

Das fatale Ernteergebniß, just bei Beginn seiner neuen Pionier-Laufbahn, machte Kilian unwirrsch und verdrießlich, wie es ihn sein Fiasko mit den Baumstumpen gemacht hatte. Das alte Lied vom Elend, was er zu vergessen versucht, fiel ihm jetzt bei seinen Meditationen wieder lebhaft ein. Nicht die bittere Noth war's allein, was ihn von Deutschland fort in

die Fremde getrieben, sondern auch hauptsächlich jene Geringschätzung seines Standes, die selbst von den Bauern und Landleuten getheilt wurde, obgleich diese Letzteren von den übrigen Ständen verächtlich genug angesehen wurden. Er glaubte mit Recht, daß gerade die nützlichsten Menschenklassen, durch deren Arbeitererzeugnisse die Menschheit ernährt und gekleidet wird, am wenigsten gewürdigt und am meisten getreten und mißhandelt würden. Es wurmte ihn der Gedanke, daß er auch hier wieder in dem neuen von Natur gesegneten Lande im Schweiße seines Angesichts Stumpen ausrotten und Kohl und Gemüse für andere Leute bauen solle, wie er früher durch das Weben von Leinwand und Baumwollenzeug den Stoff zur Bedeckung ihrer Blößen geliefert habe.

So reflektirend und grübelnd, gelangte er bald zu der pessimistischen und wahrhaft staatsbedrohlichen Lebensanschauung, daß es für den gottähnlichen Menschen erniedrigend und unwürdig sei, fürs nackte Leben fortwährend arbeiten und sich abquälen zu müssen. Durch die Arbeit per se seien eigentlich noch wenige Leute reich geworden, wie die Geschichte aller Zeiten dies nachweist insbesondere die Geschichte der Leineweber, denn während gerade diese von jeher die aufzehrendste Arbeit am Webstuhle der Zeit verrichteten, hat es doch nie einen unter ihnen gegeben, der nicht bis zu seines Lebens Ende am Hungertuche hätte nagen müssen, während die Faullenzer wohlgenährt durchs Leben schlendern.

Solch verdächtigen Gedanken war Kilian umsomehr prädisponirt nachzuhängen, als er bittere Erfahrungen in der alten Heimath genug gemacht hatte. Die Leineweberei stand schon dort von Alters her in geringster Schätzung ; sogar Spottlieder hatte man auf sie gedichtet, wie z. B.:

Die Leineweber haben eine saubere Zunft,
Mit Fasten halten sie Zusammenkunft.

Und so resolvirte Kilian sich kurz dahin, nur das Nothwendige für sich, seine Familie und seinen Viehstand zu pflanzen, im Uebrigen wollte er Handel treiben, welcher weniger anstrengende Arbeit verlange, aber leichtere und größere Gewinne abwerfe.

Eier, Butter, Milch und Käse, das sollten seine Handelsartikel werden. Seiner sorgsamen Hausfrau, die ihm das Projekt ausreden wollte, erklärte er, daß er das Pflanzen Jenen überlasse, die mehr Schick und Neigung dazu hätten ; er habe in der Bodenkultur kein Glück ; und wenn dann die Frau auf das Vorwärtskommen ihrer Nachbarfarmer hinwies, suchte er sie durch die maliziöse Bemerkung, daß die dümmsten Bauern die dicksten Kartoffeln zu ziehen pflegen, zum Schweigen zu bringen. Er sagte es nicht gerade heraus, aber er war überzeugt, für einen Bauern zu viel Talent zu besitzen. Hierin hätte er auch Recht gehabt, wenn Schlauheit und Pfiffigkeit als Attribute des Talentes hätten gelten können ; denn in diesen beiden Eigenschaften leistete er auch nach kurzer Zeit so Bedeutendes, daß er von seinen Bekannten nur der Schlaumeier titulirt wurde, der es faustdick hinter den Ohren sitzen habe.

Und so wurde es bestimmt in Kilians Rath, daß von nun an der Handelsbetrieb seine Beschäftigung sein sollte. Gesagt — gethan, kurze Zeit nach dem Entschlusse begann sein Milch- und Viktualien-Wagen allmorgendlich der volkreichen Metropole zuzutreiben. Ein wichtiger neuer Abschnitt im Leben war hiermit eingetreten, der viel versprach und wenig

hielt, und dem armen Kilian gewaltige Enttäuschungen bereiten sollte. Doch wenn es dem Esel zu wohl ist, geht er auf's Eis tanzen, sagt schon ein altes Sprüchwort, das ich jedoch nicht auf Kilian's Fall bezogen haben möchte.

Kapitel III.

Es war Frühjahr, das zweite, welches Kilian in Amerika erlebt. Die Vorbereitungen zum Eintritt in's Handelsgeschäft, während des Winters getroffen, waren vollendet. Auf dem kleinen Gehöfte herrschte rühriges Leben. Es brüllten die Kälber, blökten die Schafe und gackerten die Hühner in die Frühlingsluft hinein. In Kilian pochte freudig das Herz, denn die ersehnte Zeit, in den Viktualienhandel sich zu stürzen, war da. Das erste Marktschiff sollte heute vom Stapel laufen. Ein grell bemalter Marktwagen, mit zwei leidlichen Rossen bespannt, setzte sich unter Gehret's kräftiger Leitung und unter dem freundlichen Zuwinken der Hausfrau und dem Gejohle der Kinder raschlings zur Marktfahrt in Bewegung. Es war ein Ereigniß, das die Nachbarn an Thüren und Fenster lockte, ihre Neugierde zu befriedigen und vor Bewunderung die Hände über dem Kopfe zusammenzuschlagen.

Was heute zum erstenmal geschah, das wiederholte sich nun alltäglich — jeden Morgen fuhr Kilian nach der Stadt, seinen Handel bei den Städtern in Aufnahme und Schwung zu bringen. Durch schlechte Wege so wenig wie schlechtes Wetter ließ er sich in seinem Berufe stören, und nur manchmal, wenn es ihm zu arg kam, verweilte er etwas länger bei gemüthlichen Freunden und kühlem Schoppen.

Die ersten Wochen und Monate schon erwarb Kilian sich einen Kreis zahlfähiger Kunden, weniger wegen der besonderen Vorzüglichkeit seiner Eier, Butter und Milch, als wegen des bäuerlich-naiven Ausdrucks, den er seinem Gesichte zu geben wußte, welchem er einen leise melancholischen Ausdruck beimischte, der ihm gut stand und ihm die Sympathien der weichherzigen Hausfrauen und mitleidigen Küchenmädchen zuwandte.

Kilian's Handel blühte rascher auf, als er zu träumen gewagt, und viel trug dazu bei, daß Frau Gehret aus der Bereitung der Handkäse eine Spezialität gemacht hatte und in diesem Industriezweig alle Farmerfrauen unseres County weit hinter sich ließ. Frau Gehret's Vorname war Regine, und ihre Handkäse hatten schon nach dem ersten Jahre eine solche Beliebtheit erlangt, daß feinschmeckende Clevelander täglich in dieser oder jener Wein- oder Bierkneipe vorsprachen, um dort „Regine-Handkäse" zu genießen.

Im Milchgeben thaten Kilian's Kühe, und im Eierlegen seine Hühner ihr bestmögliches, um das Verkaufsmaterial zu mehren und das Geschäft ihres Herrn immer mehr in Aufschwung zu bringen und dessen Erträgnisse zu steigern; doch die Kundschaft vermehrte sich so rasch, daß mehr Kühe

angeschafft und außerdem von den Gutsnachbarn Milch, Eier und Käse aufgekauft werden mußten. Das Geschäft florirte, und mancher Silberdollar war bereits erspart und in die Truhe der Frau Regine gewandert und zur Aufbewahrung bei Seite gelegt. Der Wohlstand nahm allmählich zu, und von Woche zu Woche ward die Truhe etwas schwerer, leider aber auch Kilian's Ehrlichkeit etwas leichter. Die stetige, aber langsame Zunahme des Wohlstandes genügte ihm nicht mehr. Der Dämon, der sich des Klimperns bedient, um den Menschen in sein Garn zu locken, hatte Kilian gepackt und in ihm die Gier zum Schnellreichwerden erregt; er hatte nicht sittliche Energie genug, den dämonischen Verlockungen zu widerstehen. Einmal im Banne der Habgier, giebt es kaum noch ein Entrinnen. Mit deren Zunahme wird die Ehrlichkeit allmählich bläßer. Und so geschah es, daß Kilian mit einem Male sogar die Milchverwässerung gar nicht für unehrlich hielt und sich weismachte, ein bischen Zusatz von Wasser unter die Milch schade ja Niemand etwas; er kam zu dem Schlusse, daß die mit Wasser versetzte Milch weit leichter zu verdauen und gesünder sei, als die pure. Wenn man ihm gesagt hätte, daß er Milch verfälschen wolle, würde er energisch dagegen protestirt haben und das „Mischen" mit etwas Wasser erschien ihm eine ganz unverfängliche Sache.

Auch konnte er gar nichts Ungehöriges und Schlimmes mehr darin sehen, daß die Fencen, welche sein Land einschlossen, in einem äußerst prekären und verfallenen Zustande sich befanden, so daß es seinen Kühen ein leichtes war, in die angrenzenden Länder einzufallen, sobald das Gras auf heimathlichem Grunde abgeweidet war. Wenn darob von den Eigenthümern des Nachbar-Landes Lärm geschlagen wurde, so zogen sich die Kühe unter Führung einer durchtriebenen „Schnauserin" instinktmäßig auf Gehret's eigenen Grund und Boden zurück. Es ist wohl zu glauben, daß durch diese Weide-Spekulation der ehrliche Name Kilians bei seinen Nachbarn den ersten Stoß erlitt, umsomehr, als immer wieder der Kuhbesuch sich auf den Nachbarsfeldern wiederholte, und manche der Nachbarn sogar glaubten, daß die Kühe zu ihren meist nächtlichen Ausfällen dressirt wären.

Mit der laxen und undefinirbaren Handels-Moral hatte sich auch unberufen und unbewußt der Schachergeist bei Kilian eingestellt und in ihm sich allmählich entwickelt, welcher unter Zurückdrängung aller anderen Gefühle immer nur nach Vortheilchen sucht und nach Profitmachen strebt. Auf das W i e kam es ihm nach und nach gar nicht mehr an. Die Milch seiner frommen Denkungsart war nun einmal verdünnt, und nun lag es ihm, ohne Gewissenskrupel zu empfinden, ganz nahe, auch die Milch seiner Kühe durch Beimischung von Wasser an Quantität zu vermehren und dadurch profitabler zu machen. Anfänglich mit der Verwässerungsmethode noch homöopathisch verfahrend, ohne daß die Consumenten es merkten, griff er allmählig zu allopathischen Dosen und seifte seine Kunden ganz gründlich ein. Doch das Schicksal reitet schnell, und es sollte die Gehret'sche Milchpanscherei nicht lange unentdeckt und ungestraft bleiben.

Nach Verlauf einiger Zeit glaubte er die ihm unangenehme Wahrnehmung machen zu müssen, daß die lieben Mädchen und Frauen, welche die Milch des Morgens in Empfang zu nehmen pflegten, nicht mehr so freundlich den Milchtopf zum Füllen ihm reichten, als ehedem: Ihre Augen schienen ihn halbverschleiert und halb mißtrauisch anzublicken, als scheuten sie sich

aus seinem Gesichte zu lesen, daß er sich bewußt sei, eine falsche Milchstraße zu wandeln.

Wie ihn das ängstigte! „Schwante“ es ihm doch, daß sein Handelsgenie, das ihn zur Milchverdünnung verführet, seinem Geschäft einen großen Stoß versetzt haben möchte, von der Einbuße freundlicher Begegnung gar nicht zu sprechen.

Er sah im Geiste seine ganze Errungenschaft wieder in Frage gestellt, und glaubte den Boden unter seinen Füßen wanken zu spüren. Ein Licht ging ihm auf, daß auch die Pfade des Handels recht schlüpfrig und dornvoll seien, und lange nicht so glatt, wie er sich solche gedacht. Seine Zukunft erschien in der Angst seines Herzens wieder nebelhaft und unsicher, und sorgenvolle Zukunftsgedanken drängten seinem geängstigten Gehirne sich auf.

Die nächsten Tage und Wochen verkündigten ihm nichts gutes und bestätigten ihm, daß er nicht zu schwarz gesehen und daß seine Befürchtungen nicht übertrieben waren. Seine Kunden wurden von Tag zu Tag weniger und viele seiner früheren Freunde, denen Regine's Handkäse so lange sehr gut geschmeckt, zogen sich von ihm zurück, wie das bei „ächten“ Freunden so Sitte ist, wenn sie befürchten, sich dankbar erweisen zu sollen.

Es erschien ihm auch jetzt ganz sonnenklar, daß er einen großen Fehler begangen habe, indem er den sichern Broderwerb mit dem unsichern und riskanten Handelserwerb vertauschte und dem Zufalle der Spekulation sein Lebensschiff anvertraute.

Nie ist Kilian mit bangerer Stimmung zu seinen Penaten von seiner Tagfahrt zurückgekehrt, als an dem Tage, wo alle obige Dinge ihm durch den Kopf gingen. Beim Heimweg glaubte er überall die warnenden Worte zu lesen: „Ehrlichkeit hat noch Keiner bereut.“

Als halbgebrochener Mann kam er heim. Regine, die sorgliche Hausfrau, die zuweilen ihre Xantippe'schen Stunden hatte, kam dem Gatten ausnahmsweise freundlich und liebevoll entgegen, ahnend, daß etwas schweres auf seiner Seele laste. Ihr freundliches Zureden ließen Kilian, vorläufig wenigstens, seinen Kummer verschließen, und ihn endlich den Schlaf finden, der erquicklich gewesen wäre, wenn ihn nicht die bösen Träume grausam unterbrochen, daß unter den Kindern seiner Milchkunden eine heftige Sommer-„Complaint“ ausgebrochen sei.

Kapitel IV.

Das Blockhaus, das er bewohnte, war von der ursprünglichsten Struktur; von Baumstämmen roh zusammengefügt, die Fugen mit Lehm ausgefüllt, bestand es aus einem großen viereckigen Raume, in welchem durch Verschläge die Speisekammer und die Schlafstätten abgetheilt waren. Ein Feuerplatz weit und lang genug, um ganze Baumstämme zu verschlingen, nahm die größere Hälfte der einen Wand ein, und gab in Winterszeiten, wenn das Feuer darin lustig loderte, der Räumlichkeit einen äußerst behaglichen Anstrich. — Mitten zwischen Waldbäumen gelegen, fehlte es im Sommer dem Hause nicht an grünem Laubdach und kühlendem Schatten.— Auf der Frontseite des Hauses hatte wilder Wein die Bäume umrangt und sich, an Zweigen fortkletternd, bis zum Dache des Hauses emporgearbeitet.

Hier war es, an einem Sonntag Morgen, wo Kilian ſaß und ſeinen Gedanken nachhing. Es war ein herrlicher Morgen nach vielen regneriſchen Tagen. Außer dem monotonen Geräuſche, welches das Picken eines Spechtes an einem Baumſtamme verurſachte — war ringsumher tiefer Frieden, kaum daß die Blätter der Bäume leiſe ſich bewegten.

In früheren Tagen kehrte auch bei Kilian der Friede in ſeine Seele, wenn er, nach ehrlich vollbrachtem Tagwerk, hier in der Abenddämmerung ſaß und gedankenlos und ſorgenfrei in das Grüne hinausblickte. Heute wollte kein Frieden und keine Zufriedenheit über ihn kommen. Das wohlige Neſteln ſeiner Hühner im Frühlingsſonnenſcheine, was ihn früher ergötzte, hatte ebenſo wenig Intereſſe für ihn, als das harmloſe Spiel und Geplauder ſeiner Kinder, die den Schmetterlingen nachjagten. Selbſt die auf großen Brettern zum Trocknen ausgeſtellten Handkäſe, deren zarter Duft früher ſeine Geruchsnerven berauſcht haben würde, erfreute ihn nicht. Er ſah und hörte nichts — ſeine Blicke ſtarrten in das Leere.

Es waren die trüben Erfahrungen der letzten Wochen, welche dieſen dumpfen Schmerz in ihm hervorgerufen hatten und ihn die unſichtbaren Hände des Verhängniſſes hatten ahnen laſſen.

Es war bei vielen ſeiner Kunden eine bedenkliche Mißſtimmung über ſeine Viktualien ausgebrochen. Die Milch ſollte nicht mehr ſo fett, die Käſe nicht mehr ſo ſahnig, und die Butter nicht mehr ſo ſüß ſein, wie ehedem; das iſt's, was ihm vorgehalten wurde; einer der Kunden hatte nach dem andern die Kundſchaft gekündigt, und ſelbſt die Eier wollte man nicht mehr auf Treue und Glauben annehmen, weil eine kluge Apothekersfrau in ihrer Nachbarſchaft das Gerede verbreitet hatte, daß unter einer zuletzt erhaltenen Partie Eier ſich einige faule befunden hätten und andere nicht friſch geweſen ſeien.

Nun weiß man ja, wie es zu gehen pflegt, wenn einmal die Frauen gegen einen Viktualien-Händler ein Mißtrauen gefaßt haben, denn in keiner Weiſe ſind die Herzen der Hausfrauen ſo empfindlich, als wo es ſich um die friſchen Gemüſe, die friſche Butter und friſchen Eier handelt. Wer hierin ihr Vertrauen mißbraucht, darf auf keine Nachſicht und keine friedlichen Tage mehr rechnen — eine Nachbarin theilt der anderen unter dem „Siegel der Verſchwiegenheit" die Sünden der betreffenden Viktualienhändler mit, geheimnißvoll und unerklärlich pflanzt ſich die Mittheilung epidemiſch weiter, bis ſie an der großen Glocke hängt, wo dann Jedermann ſich wundert, wie und woher das Gerücht dorthin gekommen ſei. Selbſtverſtändlich denken die Frauen in ihrem Edelmuthe nicht daran, den inkulpirten Händler ſchädigen zu wollen — aber reden muß man davon, das erfordert ſchon die zarte Rückſicht gegen den Ehemann und die lieben Kinder, die in Folge des Genuſſes verdünnter oder abgeſtandener Lebensmittel digeſtionelle Conflikte erleiden möchten.

Was aber unſerem Helden der Geneigtheit vieler ſeiner Kunden verluſtig machte, war der Umſtand, daß er einem ſeiner ſtädtiſchen Bekannten, dem er vielfach verpflichtet war, eines Tages ein Kiſtchen mit vier Dutzend Eiern ins Haus brachte, als freundliche Abſchlagszahlung auf eine ziemlich bedeutende Rechnung. Das Mädchen, welches die Küche beſorgte, nahm in Abweſenheit ihres Herrn die Eier in Empfang; da ſie aber ſchon mehrmals bei ihren Einkäufen auf dem Markte mit faulen Eiern heimgeſchickt worden war, ſo glaubte ſie in Zukunft vorſichtiger ſein zu müſſen und keine

Katze mehr im Sacke kaufen zu dürfen; sie war es ihren herrschaftlichen Capitalien und dem Geldbeutel ihres Principals, der ohnehin immer sehr mager bestellt war, schuldig. Sie that deshalb, was jede kluge und vorsichtige Hausfrau und Wirthschafterin thut — sie nahm einige der Eier aus dem Sägemehl, in dem sie versteckt waren, hielt sie zwischen Daumen und Zeigefinger vor das Sonnenlicht, um das Innere der Eier zu durchschauen und zu prüfen. Kilian schien diese Besichtigungs-Methode als einen Akt des Mißtrauens gegen sich und seine Eier aufzufassen, und sich gegen das Mädchen beugend, raunte er diesem die Worte in's Ohr: „Mamsellche, em geschenkte Gaul guckt mer net in's Maul". Das arme Ding erschrak darob sichtlich, denn jenen Worten nach, mußte sie ja die Eier für ein Präsent halten, und ihr Zartgefühl sagte ihr, daß sie sich ungeschickt benommen und den Geschenkegeber gekränkt habe. Sie bat tausendmal um Entschuldigung, indem sie ja nicht gewußt und bisher es auch nicht verspürt habe, daß ihr Herr so liberale Freunde habe, die Präsente machten; sie versicherte jetzt Kilian in gutmüthiger und naiver Weise, daß so etwas Außerordentliches ihrem Herrn während der vielen Jahre, die sie im Hause gewesen, nicht passirt sei; noch nicht ein Apfel sei umsonst in's Haus gekommen, obgleich ihr Herr, ein Doktor, von den drei Vierteln seiner Patienten keinen Cent für seine Mühe und Aufopferung erhalte. Sie erzählte nun, um Kilian zu versöhnen, wie ein gar guter, menschenfreundlicher Mann der Doktor sei, der als achtundvierziger Flüchtling, ein Kölner Junge, sich mit Mühe und Noth durchgeschlagen habe, da die anderen Doktoren, welche schon länger hier wären, die wohlhabenden Patienten wegschnappten und ihrem Herrn nur die zahlungsunfähigen zuwiesen. Kilian nahm Veranlassung dies zu bestätigen und meinte, daß er auch von der ärztlichen Humanität ein Liedchen singen könne, was dem Mädchen sehr wehe zu thun schien.

Als der Doktor des Abends nach Hause kam und von seinem Hausmädchen hörte, wie es sie schmerzte, den Farmer Kilian unabsichtlich gekränkt zu haben, mußte er laut lachen über die Kilian'sche Ironie, denn ein solches Danaer-Geschenk war ihm in und außer seiner Praxis noch nicht vorgekommen; nach einer kurzen Berechnung, die er im Kopfe machte, stand ihn jedes der vier Dutzend Eier dritthalb Dollars, vorausgesetzt, daß sie alle frisch waren.

Nachdem das „Mamsellchen" hörte, wie Kilian sie auf diese schlaue Weise von der Durchprüfung der Eier abhielt, wurde sie über die Scheinheiligkeit der Menschen im Allgemeinen und Kilian's insbesondere böse. So etwas hatte sie nie für möglich gehalten, und meinte, das wäre ja schlimmer als eine Bratwurst nach einem Schinken geworfen; und so äußerst gutmüthig sie auch war, so konnte sie doch im vorliegenden Fall nicht großmüthig verzeihen und darüber schweigen. Den schlitzöhrigen Bauern soll doch der Kukuk holen, sprach sie vor sich hin und dann ging es zur Nachbarin, der alles haarklein erzählt wurde und die vor Entrüstung im nächsten Kaffeekränzchen das abscheuliche Ereigniß ganz umständlich mittheilte, natürlich in superlativer Weise die Thatsachen ausschmückend und verallgemeinernd; eine Woche später war die Geschichte schon beinahe zum Stadtgespräch geworden, da Jedermann ein Bischen dazuthat, bis sie zu einem so riesigen Ereigniß angeschwollen war, daß die Mamsell, als sie aus anderem Munde darüber sprechen hörte — gar nicht mehr ahnte, daß es ihre eigene erlebte Geschichte war.

Dieſe Dinge waren es, welche Kilian in vorhergegangenen Tagen überall von ſeinen Kunden und Bekannten wiſpern hörte und welche ihn ſo nachdenklich auf ſeiner Veranda ſitzen ließen.

Hierzu kam nun noch das kühle und mißtrauiſche Benehmen ſeiner Nachbarn, denen er ſchon deshalb mißliebig geworden war, weil er, in Folge ſeines Viktualiengeſchäfts, ſich für einen Bauern zu gut dünkte, und weil das ihm als Hochmuth ausgelegt wurde, daß er ſeinen Wagen, mit dem er zur Stadt zu fahren pflegte — mit außergewöhnlich grellen Farben angeſtrichen hatte. Seine geringſchätzenden Monologe über das Welſchkorn- und Kartoffelpflanzen, und über den Bauernſtand, waren auch unter der Hand zu den Ohren der Nachbarn gedrungen und bei dieſen nicht ohne Wirkung geblieben; nichts iſt in der That auch gefühlsverletzender als von früheren Religions- und Standesgenoſſen verhöhnt zu werden. Ob etwas Neid, über das vermeintliche raſche Vorwärtskommen Kilian's, bei den Gefühlen ſeiner Nachbarn mit untergelaufen war, wie Kilian behauptete, iſt ſchwer feſtzuſtellen, obgleich hiſtoriſchermaßen der Brodneid bei der germaniſchen Race zu deren häßlichſten Eigenſchaften gehören ſoll.

Der erſte feindſelige Akt der Nachbarsleute war — daß ſie es nicht mehr geſchehen ließen, daß fremde Kühe ihre Fencen durchbrachen und ſich auf ihrer Weide gütlich thaten.

Er fühlte, daß er mit ſeinem Viktualiengeſchäfte auf eine abſchüſſige Bahn gerathen war, daß er darauf ſinnen müſſe, einen neuen modus vivendi zu entdecken.

Mit der Rückkehr zum Ackerbau wäre es nicht zu ſpät geweſen, aber hierzu konnte er ſich nicht entſchließen, ſchon aus dem Grunde nicht, weil in eitler Verblendung er ſeinen Nachbarsleuten die Schadenfreude über den Fehlſchlag ſeiner Handels-Unternehmung nicht gönnen wollte. Auch fiel ihm dabei wieder ein, daß der Bauernſtand der geplagteſte in Deutſchland wie im freien Amerika ſei; ſchon die Exentrizitäten des Wetters, die Unberechenbarkeit des hieſigen Klima's, ſowie die nordweſtlichen Zephyre und ſüdlichen Sirokkos, ließen den Landbauer auf keinen grünen Zweig kommen und wenn die Ausſaat einmal mit einem guten Sommer durchgeſchlüpft und der Bauer mit der reichen Ernte zufrieden ſei, ſo ſtellte ſofort cholera morbus und Kinderkrankheiten, von finanziellen Rückſchlägen begleitet, mit der ſauren Gurkenzeit ſich ein und drückten die Preiſe ländlicher Produkte auf den Gefrierpunkt herab.

Nein! lieber möchte ich zum Leineweberſtuhl des Elends zurückkehren als zum unſichern Landbau, der von der Willkür-Laune von Wind und Wetter abhängt. — Und Kilian's Gedanken reiften in dem Entſchluſſe, ſich auf die Hühnerzucht zu werfen, und ſie als eine Spezialität zu betreiben. Regine zuckte die Achſeln ob des Kilian'ſchen Denk-Reſultats — ſagte aber nichts, wohl wiſſend, daß ihre Einſprache nichts fruchten würde.

Kapitel V.

Der Entschluß in die „Hinkelei“ einzutreten, ward von Kilian nicht leichtfertig, und nicht ohne zagende Zustimmung von Frau Regine gefaßt. Beide Eheleute verschlossen den Gefahren des Wagnisses ihre Augen nicht, begreifend, daß, wenn auch dies Unternehmen fehlschlagen würde, es mit ihren Mitteln und Hoffnungen vielleicht für immer zu Ende sei und die alte Zeit der Noth und des materiellen Elends für sie wieder beginne. Es wurde das pro und das con gründlich erwogen. Frau Regine hatte kein großes Vertrauen in das neue Unternehmen und nur deshalb, weil etwas ergriffen werden *mußte*, stimmte sie zu, obgleich trüber Ahnungen voll. In erotischen Dingen sind die Frauen unendlich vertrauensvoll, gläubig und optimistisch, in geschäftlichen Dingen aber oft kühler, besonnener und verständiger wie die Herren „Gemähler“. Auch in unserem Falle hat Frau Regine mehr Vorsicht und Einsicht wie ihr Kilian bekundet; — sie hatte jedoch nur die Qual und nicht die Wahl ihren Bedenklichkeiten Nachdruck zu verleihen.

Was bei Kilian's Entschlusse entscheidend in die Wagschale fiel, war die ganz richtige Betrachtung, daß die Menschen von Tag zu Tag und von Jahr zu Jahr sich höher kultiviren und ihre „Geschmäcker“ mehr verfeinern und daß demgemäß die Wohl- und Feinschmeckerei als Kulturattribut eine große Rolle zu spielen berufen sei. Capaune und „Spring Chickens“, mit deren Zucht Kilian sich hauptsächlich zu befassen gedachte, seien allgemein für die Feinschmecker sowohl als für andere Leute recht nettes Geflügel und würden, wenn gebraten, von Arm und Reich, ohne Unterschied des Geschlechts oder der Hautfarbe, als leckere Speise betrachtet, bei dessen Verzehrung man sich keinen Zwang anzuthun brauche. Schnepfen, Feld- und Birkhühner und wilde Enten würden zwar von Manchen dem hausgezogenen Geflügel vorgezogen, allein, diese wären nur während weniger Monate des Jahres zu bekommen und machten dem Frühlingshuhn und dem Capaun beim Verkaufe wenig Conkurrenz. Dieses Argument, aus eigener Erfahrung Kilian's geschöpft, besänftigte auch Regine's Bedenklichkeiten.

Als weiteres Entscheidungsmotiv kam noch hinzu, daß das zehn Acre Landgebiet *gerade* wegen der darauf stehenden Baumstumpen ganz vorzüglich, wenn in Gras angelegt und eingezäunt, zu einem Hühnerhof sich eignete. Im Schatten dieser Stumpen würde das Hühnervolk seine Siesta halten und die Hähne darauf Auslug gegen Habicht und sonst bedrohliche Feinde bequem halten können. Gegen überraschende Stürme und Regengüsse bot das Wurzelwerk sicheren Unterschlupf.

Mit seinen Hühnereiern hatte Kilian mehr finanzielle Erfolge erzielt, als mit seinem Milchhandel, und daß neben der Hühnerzucht auch der *Eier*handel forcirt werden müsse, verstand sich von selbst — ein Zweig des Geschäfts mußte belebend und ergänzend in den andern greifen, sollte das Geschäft sich rentiren.

Die Eier hatten damals gerade einen hohen Preis, zwei Schillinge das Dutzend mit der Aussicht auf fünfzig Prozent mehr im Winter. Die „Yankees", so raisonnirte er, sind ein naschsüchtiges Volk, die immer gern das Beste und Feinste essen; Schinken und Eier sind Lieblingsgerichte der amerikanischen Männerwelt; Pies, Puddings, Pasteten, sind Lieblingsspeisen der Frauen und Mädchen; in beiden Fällen bedarf es der Eier in großer Zahl, folglich ist eine Eier-Erzeugungsanstalt eine Sache, auf die man sich verlassen, und in welche nicht so leicht gepfuscht werden kann.

Eine solche Eier-Anstalt, mit obligater Hühnerzucht, das war sein jüngster Plan, und zu dessen Inscenirung ging unser Kilian energisch an's Werk, nachdem er mittelst einer Hypotheke auf sein Land sich die ihm noch fehlende Geldsumme beschafft hatte, die als Anlage-Kapital erforderlich war.

Ein „Hinkelkrämer" und Hühnerverständiger ging Kilian zu Rathe, und hatte ihm einen wunderschönen Katalog zugestellt, worin nicht blos die modernen Muster von Hühnerhöfen, Eier- und Brutanstalten hübsch abgemalt waren, sondern auch die verschiedenen Sorten von Hennen und Hähnen; selbst die Eier einer jeden Hühnerart waren nach Form und Größe gezeichnet und mit glänzenden Farben illustrirt. Es war ein Vergnügen, diese schönen Hühner, meistens in legender Beschäftigung, bildlich zu sehen, von den großen Eiern gar nicht zu sprechen, die so natürlich gezeichnet waren, daß man appetitlich zuzugreifen sich versucht fühlte.

Seiner alten Gewohnheit gemäß griff Kilian jetzt zur Kreide und rechnete auf der Tischplatte die Profite aus, welche eine rationell betriebene Hühnerei auswerfen müßte. Mit zweihundert und vierzig Hühnern und zehn Hähnen sollte das Hühner-Institut, resp. die Eierproduktions-Anstalt angefangen werden. Ueber die Größe des Gewinns war er von vornherein einig, nahm sich aber doch die Mühe, es nochmals durch seine Kreideberechnung mathemathisch nachzuweisen und zu begründen.

Die einzige Schwierigkeit in Ausführung des Projekts bestand, nachdem der Profitpunkt sichergestellt war, in der Auswahl der richtigen Hühnersorten. Er meinte, daß solche, welche am unverdrossensten die meisten Eier legten, bevorzugt werden sollten, jedoch mit dem Zusatze, daß auch auf die „dicksten" Rücksicht zu nehmen sei.

Hierüber in's Reine gekommen, schritt er zur Auswahl. Obgleich vollständig sicher, daß der Hühner-Almanach von keiner Sorte mehr Gutes schreibe als wahr sei, aber größerer Vorsicht halber, um etwaigen schlimmen Eventualitäten zu begegnen, wählte er zwei Dutzend von jeder der zehn vorzüglichsten Sorten, jeder der zehn Abtheilungen einen Hahn beigebend; Er ging dabei nicht nativistisch, sondern in gut kosmopolitischer Weise zu Werke; fast alle Nationalitäten waren dabei vertreten.

Es wurden gewählt: Hamburger, Brahma's, Black Spanish, Shanghai, Phasans, Plymouth Rock, Prince Albert, Cochinchina, Dorkins und auch Truthühner.

Nach den authentischen Aufzeichnungen in dem vorliegenden Hühner-Almanach war keine Sorte darunter, wovon nicht jedes einzelne Huhn bei gehöriger Fütterung alljährlich zweihundert fünfundachtzig frische Eier zu legen im Stande war; K. war aber kein Monopolist oder herzloser Egoist, sondern selbst gegen die Thiere rücksichtsvoll; er wollte nicht das letzte Ei aus den armen Hühnern herauspressen, und erklärte sich deshalb zufrieden

mit jährlich zwanzig Dutzend pro Stück, und die übrigen 45 sollten dem betreffenden Huhne großmüthig geschenkt und verziehen sein.

Nach dieser Annahme von zwanzig Dutzend per Huhn ergab sich von den 240 Hühnern eine jährliche Gesammt-Eier-Produktion von 4800 Dutzend; was @ 25 Cents die nette Summe von 1200 Dollars per Jahr ausmachte.

Hierzu kam der Erlöß aus der Zucht und dem Verkaufe von Frühjahrs-Hühnern, Capaunen und Race-Hühnern, gering angeschlagen, fünfhundert Dollars, was eine Totalsumme von nicht weniger als siebzehnhundert Dollars ausmachte; die Brutto-Ausgaben in Form von Fütterungskosten und Kapitalzinsen, wurden genau berechnet und generöser Weise auf sechshundert Dollars beziffert, nach deren Abzug immer noch ein Netto-Ueberschuß von jährlich über tausend Dollars sich ergab.

Das Hühner-Departement wurde nach dem vorgeschriebenen Model eingerichtet. Ein altes Gebäude, was früher als Blockhaus gedient hatte, wurde dazu verwendet. Der untere Stock oder Parterre stand mit dem oberen durch zehn Hühnerleitern in Verbindung, jede der zehn Species hatte ihr eigenes Apartement, oben und unten, streng von einander geschieden, um Racen-Corruption zu verhindern. Vor dem oberen Stocke war eine schwebende Gallerie angebracht, auf welcher die gefiederten Geschöpfe sich ergehen und frische Luft schöpfen konnten. Jedes Apartement hatte seinen Ausgang in den Gartenraum, und jedes Huhn ein strohgeflochtenes Nest, aus welchem man von außen, mittelst Oeffnen eines Schiebers, die Eier herausnehmen konnte, wenn solche drin waren.

Es war Anfangs November 185... als endlich die Hühner-Anstalt vollendet und mit dem Hühner-Personal versehen war. Das Eierlegen konnte jetzt ungehindert losgehen und würde auch losgegangen sein, wenn nicht vermaledeite Umstände wieder eingetreten wären. Es stellte sich nämlich schon früh im November eine ausnahmsweise Kälte ein, so daß die Hühner, meistens an warmes Klima gewöhnt, vor Kälte schnatterten und mit dem besten Willen keine Eier zu legen im Stande waren, umsoweniger als sie in ihren neuen Verhältnissen noch nicht heimisch geworden.

Mit der plötzlichen frühen Kälte stiegen auch die Eier plötzlich im Preise. Im Marktbericht, den er jeden Morgen ängstlich las, waren frische Eier sehr gesucht und zu 30 Cents das Dutzend quotirt, also fünf Cents mehr als er gerechnet hatte.

Er tröstete sich jedoch mit dem Gedanken, daß die Hühner ja 125 Tage frei hätten, wo sie nicht zu legen brauchten und daß sie nach Neujahr das Versäumte nachzuholen geneigt sein möchten. Erst gegen Februar ging das Legen ernstlich los, aber auch die Preise der Eier gingen von Tag zu Tag jählings herunter, da anderer Leute Hühner jetzt auch legten.

Die Hühner-Gesellschaft that während der nächsten Monate ihre volle Schuldigkeit und eine bedeutende Eiermasse sammelte sich an, die auf Ostern losgeschlagen werden sollte.

Am Tage vor Charfreitag, war er mit einer Wagenladung voll Eier in die Stadt gekommen um sie zu verkaufen. Man höre und staune — es wurden ihm acht Cents für's Dutzend offerirt, und dabei sollte er noch Bürgschaft geben, daß keine „faulen" darunter wären.

Der kolossale Preissturz der Eier wirkte auf Kilian wie der Sturz einer Lawine auf einen ahnungslosen Wanderer. Seine Frühlingshoff-

nungen und osterlichen Gefühle lagen unter ihrem Schutte begraben; doch ließ er den Muth noch nicht sinken, obgleich es ihm in der Seele dämmerte, als sei er vom alten Pech auch in dem neuen Unternehmen verfolgt. Wie ein Schimpf kam das Angebot von acht Cents ihm vor, da er aus einem solchen Schundpreise die bloßen Fütterungskosten seiner Hühner nicht decken könne. Der Schlag war hart und nichts blieb ihm vorläufig übrig, als, um die Scharte auszugleichen, sich mit doppelter Wucht auf die Hühnerzucht zu werfen.

Kapitel VI.

Es war am Sonntag nach Ostern. Kilian saß auf seiner „Veranda", von wo aus er seinen Hühnerpark überblicken und das Gethue seiner geflügelten Zöglinge und Eier-Produzenten beobachten konnte. Regine stand ihm zur Seite. Schweigend in sich gekehrt, erfreuten sich beide an den Gruppen der verschiedenartigen und so mannigfach gefiederten Geschöpfe. Doch bald sollte die Freude der befremdenden Wahrnehmung weichen, daß die verschiedenen Hühner-Nationalitäten sich von einander getrennt hielten, und gar nicht collegialisch mit einander verkehrten. Das gab den beiden Leutchen viel zu denken.

Die „Spanier" in ihrem schwarz glänzenden Gefieder mit rothen Kämmen auf dem Haupte, hielten sich auf ihren langen Beinen sehr stramm, thaten sehr vornehm und aristokratisch und kehrten die Grandezza heraus, auf ihre Mithühner von anderer Nationalität sahen sie gleichgültig herab, sie gewissermaßen en canaille behandelnd.

Die „Shanghai's" stellten sich so exklusiv und mißtrauisch an, als wären sie mit ihren Zöpfen direkt aus China gekommen und hier in schlechte Gesellschaft gerathen, mit ihren Schlitzaugen sahen sie sich die hier versammelten hohen Cultur-Hühner ängstlich an.

Die Plymouth-Rock's und die Engländer wären vielleicht aus ihrer steifen Reserve herausgetreten, hätte nicht die „Sabbath"-Ruhe in ihren Knochen gesteckt. Nur die gewöhnlichen deutsch-ländlichen Hinkel hatten keine Pose angenommen, harmlos kratzten und scharrten und gackerten sie nach Herzenslust, ohne auf ihre vorurtheilsvollen Mitgeschöpfe die geringste Rücksicht zu nehmen.

Daß die verschiedenen Hühner-Racen sich so fremd und feindselig einander gegenüber verhielten, machte Kilian befürchten, daß er mit seiner Combination der Arten einen schweren Fehler gemacht, und daß die unlogische Zusammenstellung dem Hühner-Institute und ihm selbst Schaden bereiten könne. Und es sprach Kilian: Sehe Dir, liebe Frau, das Bild von der Federvieh-Gesellschaft dort drüben an, ob es Dir nicht auch, wie mir, menschliche Züge verräth? Sieh, wie die verschiedenen Racen sich gegenseitig abschließen, als wenn auch dieses Federvolk voller Klassen- und Nationalitäts-Hochmuths wäre.

Frau Regine stimmte zu und meinte, die „Spanier" hätten die wenigste Ursache die Stolzen zu spielen, denn sie seien die faulsten Eierleger von allen, aber im Fressen die anspruchvollsten und naschigsten.

Auch die „Shanghai's" hätten Ursache recht bescheiden zu sein, denn was sie im Eierlegen leisten, gehe nicht weit über das Quantum hinaus, was sie an Futter verzehren. Die dort lustig den Würmern und Käfern nach-

kratzen, ich meine jene ungeschniegelten schmucklosen Hennen, von deutschländischer einfacher Herkunft, das sind die besten und nützlichsten von allen hier versammelten Hühnergeschlechtern. Und sonderbar —gerade diese fleißigsten und anspruchslosesten Hühner werden von ihren exotischen Mithühnern sowohl wie von dem nach dem äußeren Schein urtheilenden Menschen, am geringsten geschätzt und gleichsam als Hühner-Proletarier behandelt.

Mehr noch, sagte Frau Regine, muß ich Dir mittheilen, lieber Mann. Nicht blos im Eierlegen, sondern auch im Eier-Ausbrüten, stehen unsere Hühner, die so vornehm sich dünken, hinter der gewöhnlichen deutschen Hühner-Sorte zurück. Flaniren, Allotria treiben und albernes Spreizen ist den Spaniern genehm, und den Chinesen die Gleichgültigkeit gegen jede höhere Hühner-Cultur. Keine der Beiden will sich ernstlich zur schwierigen Arbeit des Ausbrütens bequemen. Nur Tagdiebe sind sie in dieser Beziehung. Wiederwillig setzen sie sich auf das Brüteneſt, und selten brüten sie von einem Dutzend Eier mehr denn drei bis vier aus, und selbst diese wenigen Jungen überlassen sie fremden Hühnern zur Pflege und Erziehung. "They don't want to be bothered with many children". Das scheint der Vornehmen Praxis zu sein.

Bei Regine's Charakterisirung der exotischen Hühner-Sorten, huschte ein tiefer Schatten über Kilian's Gesicht, ahnend, daß wenn seine bestbeleumdeten Hühner beim Brüten den Schlechten machten, neues Unheil ihm drohe. Alle Mittel wurden nun angewendet, mit guten Worten und gutem Futter, das „Ehr- und Pflichtgefühl" unter den Hühnern zu wecken und sie zum Brüten geneigt zu machen; kein gelegtes Ei wurde mehr aus den Nestern genommen, und solchen, die so hartnäckig waren, keine Eier selbst zu legen, wurden solche untergelegt und die Brütstätten strenge verwahrt. So vergingen Woche um Woche und allmählich wurde es im Hühnerhof lebendig, es kamen die Glucken mit ihren Küchlein anmarschirt. Zuerst und zuvörderst waren es die deutschen Hennen, welche ihr Erscheinen mit ihrer Brut machten; zehn bis fünfzehn Stück piepender Kleinen folgten einer jeden Mutter, und von ihnen wimmelte es im Hofe. Weniger zahlreich kamen die übrigen Nationalitäten, und vernehmlich klein im Vergleich mit den deutschen, war die Zahl ihrer Jungen die ihnen folgten. Doch war das Brut-Resultat soweit ganz leidlich und bis zu Pfingsten war eine kleine Legion von verkäuflichen "spring chickens" den Brutstätten entsprossen, obgleich lange nicht der Kalkulation Kilian's entsprechend.

Sobald aber die Thierchen reif waren, um auf den Markt zum Verkaufe gebracht zu werden, da stellte sich leider das alte Kilian'sche Pech wieder ein, denn die wilden Tauben überflutheten wochenlang die hiesige Gegend derart, daß sie bei den tausenden gefangen und getödtet und so billig verkauft wurden, daß anderes Geflügel gar nicht dagegen aufkommen konnte. Erst nach dem Aufhören des Taubenflugs konnte an den Verkauf von Frühhühnern schüchtern gedacht werden. Kilian blieb nichts übrig als die Hühnchen zu Hühnern heranreifen und die Hähnchen kapauniſiren zu lassen — was seinen Hühnerhof selbstverständlich übervölkern mußte. Der Handel mit den Herbsthühnern und Kapaunen ließ sich denn auch in den Herbstmonaten recht zufriedenstellend an, was Kilian aber hauptsächlich zu gute kam und sein Pech etwas milderte, war der Umstand, daß er beim Eintreten der Tauben-Katastrophe sich schnell auf die Truthühner-Zucht warf, und allen seinen brutbedürftigen Hühnern die Eier von Truthühnern unterlegte und ausbrüten

lies. In diesem Truthühnergeschlecht steckt zwar noch etwas von wildem Natur- und Wandertrieb, und nicht wenige der Jungen verflüchteten sich gerne in Sümpfe und Wälder, aber eine sehr staatliche Anzahl blieb doch bei Muttern zurück, um am Danksagungstage als Opferthiere von einer patriotischen und dankbeflissenen Menschheit verspeist zu werden.

Ein nettes Sümmchen warfen diese opfermuthigen jungen Truthühner und Hähne unserm Hühnerzüchter ab.

Ende November war die Hühnersaison beendet, und Kilian zog das Facit seines geflügelten Betriebs. Es wollte aber mit dem Budget, das er am letzten Neujahr aufgestellt, durchaus nicht klappen. Den Hühner-Katalog hielt er für einen Schwindel und warf ihn nebst seiner Calculations-Berechnung ingrimmig ins Kaminfeuer, das lustig loderte. Was ich mir für das "calculo" jetzt kaufe?

Mit bangem Herzen schritt er jetzt zur Aufnahme seines Inventars. Es fiel trostlos aus, indem es die traurige Thatsache ihm klar legte, das mit seinem letztem Versuche auch seine letzten Mittel ziemlich geschwunden waren, und daß er nach fünfjähriger Arbeit wieder so mittellos geworden, als er bei seiner Ankunft in diesem Lande gewesen.

Nun gab es hier kein Bleiben mehr für ihn und seine Familie; nach dem fernen Westen machte er sich auf, ein neues Pionierleben zu beginnen. Als Andenken ließ er seine Baumstumpen und eine Hypothek zurück, die schwerer als jene Stumpen auf seinem Lande lastete.

Kilian war kein bösartiger Mensch. Eine freudlose Jugend von Elend und Entbehrung lag hinter ihm; natürlich und wohlberechtigt war sein sehnsüchtiges Streben nach Wohlstand und Abschüttelung der Nahrungssorgen. Er vergriff sich, wie so viele, in der Wahl seiner Mittel, weil ihm die Einsicht fehlte, daß der Eigennutz als alleinige Triebfeder im Leben zu wahrem Glücke nicht führen kann. Jedes idealen Empfindens und des Steuerruders der Gewissenhaftigkeit ermangelnd, war er zur Täuschung gelangt, daß die menschenwürdige Arbeit eine Plage statt eine Lebens- und Kulturnothwendigkeit und der einzige unantastbare Quell des Erwerbes sei. in diesem verderblichen Glauben lag sein Geschick und nicht in dem Unglück, von dem er heimgesucht zu sein glaubte.

XXXV.

Agrikulturelle Fortschritte.

Die von Seiten der deutschen Einwanderung bewirkten Fortschritte in der Bodenkultur und im Gartenbau verdienen eine weitere Besprechung, und einer solchen soll dieses Kapitel gewidmet sein.

Die Bauern waren von jeher das konservativste, geduldigste und unterdrückteste Volk auf Erden. Nur in wenigen Fällen, wo ihr Loos unerträglich geworden war, setzten sie sich gegen ihre Ausbeuter und Unterdrücker zur Wehre. Ihre Geschichte ist die Geschichte der Rechtlosigkeit und eine schreiende Anklage gegen den Uebermuth ihrer jeweiligen Bedränger. Nicht genug mit ihren Lebens-Mühen und -Plagen, hatte man ihnen höhnisch *nach* dem Tode noch das beschwerliche Schieben der Wolken in Aussicht gestellt.

Nicht unschwer läßt sich übrigens das unterwürfige Wesen der ackerbautreibenden Bevölkernng auf physische Ursachen und Einwirkungen zurückführen. Trotz der vielgepriesenen Freigebigkeit der Natur, weiß der Gärtner und Landbauer doch aus Erfahrung, daß selbst dem üppigsten Boden keine Erzeugnisse ohne beständige Arbeit abzulocken sind. Von frühem Morgen bis in die späte Nacht hat der Landmann thätig zu sein und der Natur unter die Arme zu greifen, wenn er lohnenden Erfolg und greifbare Beweise von der Natur-Freigebigkeit haben will.

Die Sprödigkeit des Bodens, nichts ohne Arbeit herzugeben — ist eine der natürlichen Ursachen der Zähigkeit der Bauern, und als zweite ist die Unbeständigkeit und Unberechenbarkeit der Witterung zu betrachten. Seine Saaten sind fortwährend in Gefahr, durch Dürre oder Näsſe, Frost oder Hagelschlag vernichtet zu werden. Das Gefühl, durch eine der Natur-Launen seine Ernte-Aussichten vernichtet zu sehen, und das Bewußtsein seiner Unfähigkeit solche Launen der Natur zu pariren, macht ihn abhängig, ängstlich und conservativ. Als dritte Ursache mag angegeben werden, daß die Arbeit im Freien und der fortwährende Verkehr mit der Natur und der stummen Pflanzenwelt, bei dem Menschen die Einwirkung hat, Selbstbetrachtungen anzustellen. Vor seinen Augen vollzieht sich täglich der Prozeß des Keimens, Blühens und Absterbens; der Baum, dessen grünes Laubdach ihn heute gegen die glühenden Sonnenstrahlen schützt, wird morgen vom Sturme entwurzelt; die Rosen, die gestern noch sein Herz erfreut, sind heute schon verwelkt. Das Gefühl der Unbeständigkeit, Unsicherheit und Flüchtigkeit des individuellen Lebens drängt sich in seine Seele und macht ihn bescheiden und conservativ.

Dennoch ist die mächtige industrielle und intellektuelle Entwicklung der Völker in diesem Jahrhundert nicht spurlos an dem Bauernstande vorübergegangen. Sie hat mächtigen Einfluß auf denselben ausgeübt, und das charakteristische Wesen desselben in solch hohem Grade modifizirt, daß in Amerika wenigstens, von einer typischen Bauernklasse im historischen Sinne kaum noch die Rede sein kann. Nur jener Theil des bäuerlich conservativen

Wesens, welcher durch die Natur absolut bedingt wird, ist noch in Erscheinung, alles übrige spurlos verschwunden, so daß in Erscheinung und im Thun, der Landmann kaum mehr von übrigen Menschenklassen zu unterscheiden ist. Die traditionelle Zähigkeit, soweit sie noch besteht und nicht in Spekulationswuth oder Geiz ausgeartet ist, hebt sich noch vortheilhaft ab von dem herrschenden Industrialismus und der modernen Geldgier; und was Intelligenz betrifft, so wird man gut thun, unseren Bauern den Besitz eines verhältnißmäßigen Antheils davon zuzugestehen. Schon die bäuerliche Einwanderung Ende der Vierziger Jahre zeigte in Bezug auf conservatives Wesen einen bedeutenden Fortschritt in Vergleich mit jener früherer Perioden. Die Leidenschaft „schweres" Land zu besitzen, Wälder auszurotten und Sümpfe auszutrocknen, existirte bei ihr nur noch in seltenen Fällen; selbst der leichte Boden schien Vielen schon zu schwer. Die moderne Anschauung: „wenig Arbeit und viel Verdienst," hatte bei ihnen schon viele Anhänger gefunden.

Die älteren Bauern, welche theilweise noch mit großer Gewissenhaftigkeit und deutscher Beharrlichkeit sich in den Geleisen der altmodischen Kultur-Methoden fortbewegten und das Brennholz noch mit Ochsengespann zu Markte brachten, lenkten nach und nach in die Fortschrittsbahnen ein. Sie hatten zur Genüge erfahren, daß von schwerer Arbeit selten ein Mensch fett wird und daß bei ein wenig rationeller Bewirthschaftung mehr herausspringe und weniger hart gearbeitet zu werden brauche.

Es dauerte auch nicht lange, so waren die Ochsengespanne außer Mode gekommen — und statt des ewigen Welschkorn- und Kartoffelgepflanzes verlegte man sich auf Gartengemüse, welche städtische Feinschmecker schon der Vornehmheit halber, gerne essen und theuer (wenn auch ungern) bezahlen.

Als einer der Pioniere in der höheren Gemüse-Kultur darf wohl unser biederer Landsmann Michael Schiele angesehen werden. Schon Anfangs der fünfziger Jahre erregte er auf dem Markte durch die enorme Größe und Festigkeit seiner Kohlköpfe und der außergewöhnlichen Zartheit seines Wirschingkrautes und Blumenkohls, großes Aufsehen. Er revolutionirte den ganzen Gemüsebau, indem er die Concurrenz herausforderte, es ihm nachzuthun, da die Hausfrauen nur noch Schiele'schen Kohl kaufen wollten. Auch dem nativistischen Hochmuthe versetzte er durch die Riesen-Exemplare und den aromatischen Duft seiner Kraut-Erzeugnisse einen herben Schlag, indem er den „Yankees", welche bis dahin die Deutschen wegen ihrer Liebe zum Sauerkraut stets verhöhnten, Respekt davor einflößte.

Durch die Produktion feinerer Gemüse, wozu später auch die Spargeln und Früherbsen kamen, wurde der philiströse Geschmack der eßbegierigen Menschheit geläutert und verfeinert und der Bedarf für derartige Vegetabilien und Delikatessen gesteigert, während Pork and Beans nicht wenig von ihrem Nimbus einbüßten.

Und wie auf dem Gebiete der Politik, der Industrie und des Handels alles in fieberhafter Gährung und Umwälzung begriffen war, so begann auch jetzt eine Sturm- und Drang-Periode im Ackerbaugebiete, welche alle alten Methoden und Gewohnheiten über den Haufen warf und neue einführte. Selbst die längst ansässigen und conservativsten Farmer-Familien, wie die Henninger, Laise, Pletscher u. s. w., die bislang mit heiliger Scheu

am Alten und Hergebrachten unbeugsam festgehalten, vermochten der Einführung der neuen Ackerbau-Methoden nicht zu widerstehen.

Und wie der Appetit mit dem Essen kommt, so kam auch mit den feineren Gemüsen die Lust sie zu genießen. Die Lust nach edlerem Obste und nach aromatisch duftenden Beeren stellte jetzt bei den Leuten sich ein, und um diesem Bedürfniß entgegen zu kommen, wurde vor allen die Erdbeeren-Kultur in Angriff genommen und, amerikanischem Brauche gemäß, in's Massenhafte derart betrieben, daß schon im Laufe weniger Jahre mehrere Erdbeer-Ueberschwemmungen stattfanden. Auch die Johannis-, die Brom- und die Himbeerenzucht fing jetzt an in großem Style und auf noch größeren Flächen betrieben zu werden. Die alten ehrwürdigen Sorten hatten neueren Arten Platz zu machen; auf die größeren und dickeren Sorten wurde dabei nur Rücksicht genommen, weil bei Verkäufe derselben das Aussehen und "the size of them" entschied. Es begannen ja damals schon die Menschen und Dinge mehr nach ihrem äußeren Schein als nach ihrem Inhalte geschätzt zu werden.

Die Beeren, die jetzt gezogen wurden, glichen kaum mehr ihrem Geschlechte; wie Welschnüsse so dick, schaukelten sie sich in den Körbchen; statt mit den Fingern konnte man sie, wenn nicht durchschnitten, nur mit Gabeln und Löffeln dem menschlichen Munde zuführen.

Wie die Beeren so wurde das Kernobst durch Pfropfen, Okulieren und Experimente jeder Art ins Große potenziret. Die Pfirsiche sollten dicker als die Aepfel sein, und die Aepfel so dick wie die Melonen; ob ihr Saft süßer und ihr Fleisch edler sei, das kam gar nicht in Frage. Doch soll hier gegen die abnorme Verbesserungs- und Vergrößerungssucht kein Vorwurf erhoben werden; der Zug der Zeit und die neuen Ansprüche der Menschen verlangten es so; und so Großes hat es in der Veredlung und Vergrößerung der Beeren und Baumfrüchte geleistet, daß es in dieser Beziehung wie in der Erfindung von Maschinen, alle übrigen Völker weit hinter sich ließ.

Die Einführung der Weintraubenkultur ist wohl ein unbestrittenes Verdienst der deutschen Pioniere. Nur vereinzelt und nur in deutschen Gärten konnte man damals den deutschen Weinstock erblicken, in der Gestalt der ehrwürdigen „Isabella", des veredelten Sprößlings der amerikanischen Urtraube. Die erste Laube in Cleveland, von Weinreben umrankt, zierte das Gärtchen John Schütthelms an der Eriestraße, und diese fand bald Nachahmung in anderen deutschen Gärten. Wie wir den Vater Noah heute noch dankbar sind, daß er so vorsichtig war, die Weinrebe über die Sintfluth hinweg zu retten, so sollten die Verehrer des Catawba und Delaware Weins das Andenken der deutschen Pioniere, welche den Rebstock in Amerika eingebürgert und veredelt haben, wegen dieser großen Culturthat stets in Ehren halten.

Wie die Obst- und Gemüsebauer und das amerikanische Volk überhaupt, so sollten insbesondere auch unsere Blumenzüchter und Floristen nie vergessen, daß zur Zeit, wo unsere Garten- und Treibhaus-Flora noch in Argen lag, es deutsche Natur- und Blumenfreunde waren, welche die Blumenzucht in das nüchterne Leben hier einführte und den Sinn für den Duft und die erheiternde Farbenpracht der Kinder der Flora bei dem Volke weckten.

XXXVI.

Die Hirschjagd.

Wenn man die Art der Unterhaltungen und Vergnügungen eines Volkes kennt, so kann man daraus mit ziemlicher Bestimmtheit auf dessen Kulturzustand schließen. Wüßten wir von den alten Griechen nichts, als von ihrem Sinne für sinnliche und plastische Schönheit, ihrer großen Neigung zum heiteren Lebensgenuß, von der Großartigkeit ihrer öffentlichen Spiele, so könnte man daraus schon folgern, daß wir es hier mit einem großen Kulturvolke zu thun haben.

Oeffentliche Vergnügungen, mit Ausnahme von Camp-Meetings und mechanischen Vierten Juli-Aufzügen, gab es hier noch nicht; der puritanische Geist, der fast ausschließlich das hiesige Leben beherrschte, hätte eher das Licht der Sonne verhängt, als heiteren Unterhaltungen und Festlichkeiten an Sonntagen eine Berechtigung zugestanden. Jeder Fortschritt in dieser Richtung, der seit jener Zeit gemacht wurde, mußte jenem puritanischen Fanatismus Zoll für Zoll abgerungen werden — und es gehört wahrlich nicht zu den kleinsten Verdiensten des damaligen Deutschthums, daß es, obgleich in dieser Beziehung alleinstehend, der Bahnbrecher eines neuen Kultus für heitere und gesellige Unterhaltung gewesen ist.

Es waren die Errungenschaften auf diesem Gebiete im Anfang der Fünfziger Jahre allerdings noch sehr bescheiden, aber der Grundstein war gelegt, auf dem man weiter bauen konnte.

Hunde- und Hahnenkämpfe und brutale „Prize-Fights" aller Art, das waren die gewöhnlichen Belustigungen, welche dem Volke geboten wurden, und daß hierdurch die Gemüther verwildert und der Sinn für das Schöne nicht geweckt und nicht veredelt werden konnte, braucht kaum erwähnt zu werden; — und es fällt mir heute noch schwer in die Glieder, wenn ich an die widerwärtigen Roheiten zurückdenke, mit welchen die ersten Versuche, heitere und anständige Festlichkeiten einzuführen, zu kämpfen hatten. Bälle mit allgemeinem Zutritt abzuhalten war unmöglich, und bei Picnics und Festlichkeiten im Freien war das unfläthige Gebahren roher störender Elemente, welche sich unberufen hinzudrängten, gewöhnlich der Art, daß man seines Lebens kaum sicher war und von einem heiteren Genuß gar keine Rede sein konnte. Das sogenannte Jung-Amerika, angehende Freiheitsflegel von 16 bis 20 Jahren, zeichneten sich dabei in hottentottischer Weise aus, und unter diesen waren leider die eingeborenen Söhne deutscher Eltern, welche ihre Muttersprache verlernt hatten, sehr stark vertreten. Sie, die vom Werthe des deutschen Volksthums keine Ahnung hatten und nach Indianer-Manier wild hier aufgewachsen waren, thaten sich in roheſter Weise etwas zu Gute darauf, ihre deutsche Abstammung zu verläugnen und das strebsame Deutschthum zu beschimpfen und zu diskreditiren, und wenn ich je eine Wahrheit völlig bethätigt gefunden habe, so war es die, daß ein Mensch, der seine Muttersprache aufgibt — damit auch seinen Charakter verliert und sein angeborenes Wesen mit einem haltlosen Firniß vertauscht. Die Naturgesetze lassen sich

eben nie ungestraft verletzen, mit seiner Muttersprache entäußert sich der Mensch des werthvollsten Gutes, das er von seinen Eltern ererbt.

Daß bei sothanen Verhältnissen, wo der Befriedigung idealer und gemüthlicher Bedürfnisse so wenig Gelegenheit geboten war, manch armes Menschenherz sich in das Rohe verliert oder von Heimweh erfaßt wird, ist begreiflich. Der Mensch, dessen bessere Gefühle und Empfindungen noch nicht völlig ausgelöscht, braucht mehr zu seinem Glücke und seiner Zufriedenheit, als die anderen Geschöpfe dieser Erde. Genüsse des Geistes und des Herzens sind ihm so unentbehrlich wie Speise und Trank, soll er nicht zu der Stufe des Thieres herabsinken; und alle menschliche Kultur wird eine mangelhafte und verfehlte sein, so lange nicht diese Wahrheit anerkannt und bethätigt wird. In dem Zukunftstaate muß dieser Wahrheit mehr Rechnung getragen und die Volkserziehung und Volksbildung im höheren Sinne des Wortes zur obersten Pflicht des Staates gemacht werden. Mit dem Anlernen und Einimpfen von allen möglichen Schulkenntnissen sind die Bildungsmittel nicht erschöpft — der eigentliche menschliche Bildungsprozeß beginnt erst nach den Schuljahren, wenn der Mensch ins praktische Leben einzutreten und mit den tausendfachen Anforderungen des Daseins zu kämpfen hat.

Hier braucht er des Rathes, der Belehrung und Hülfe; hier braucht er Anreiz zur Bethätigung und Entfaltung der in ihm schlummernden Kräfte und Gelegenheit zur Veredlung seines Geistes und Herzens; und damit er den Muth im harten Lebenskampfe nicht verliere, sollten ihm die edlen Freuden des Lebens vergönnt werden, wie Natur und Kunst sie bieten.

Mit der Errichtung öffentlicher Bibliotheken und Museen, öffentlicher Anlagen, Gärten und Bäder, ist bereits ein wichtiger Schritt in dieser Richtung gethan, und öffentliche Vorlesungen, Volksspiele und Volksfeste, Concerte und Theater, müssen das Werk des idealen Erziehungssystems krönen. Wollte man ganz davon absehen, daß durch die veredelnden Wirkungen eines solchen Systems das menschliche Zusammenleben erst seinen wahren Werth und seine höhere Weihe erhält, so könnte dennoch der damit verbundene Kostenaufwand kaum in Betracht kommen, weil mit Sicherheit anzunehmen ist, daß jeder derartige Aufwand durch die Ersparnisse aufgewogen würde, welche in Polizei-, Straf- und Reform-Anstalten gemacht werden; denn die wahre Bildung des Herzens und Verstandes ist die sicherste Schutzwehr gegen Unsittlichkeit und Verbrechen.

Doch ich verirre mich in philosophische Spekulationen und kehre zu meinem Hirschthema zurück.

Während meines erstzeitigen Hierseins griff ich jede sich darbietende Gelegenheit, eine heitere Stunde zu erhaschen, gierig auf, und eines Tages fügte es sich, daß ein Jagdliebhaber, Alois war sein Name, mich zu einer Jagdpartie einlud, welche Einladung ich freundlichst annahm. Am nächsten Morgen schon, lange vor Anbruch des Tages, sollte es losgehen und es wurde verabredet, daß ich Alois in seinem Hause an Water Straße, nahe des Seeufers, mit seinen Hunden abholen sollte. Ich freute mich sehr auf die Jagd, denn ich hatte schon in Deutschland in einem Auswanderer-Handbuche gelesen, daß es in Ohio noch ungeheuer viel Wild gebe. Es hieß darin, daß der Erie-See voll von Fischen, und Land und Wald dicht belebt und bevölkert seien von Feld- und Rebhühnern, wilden Truthähnen, Eichhörnchen, Hasen, Füchsen, Waschbären und Hirschen, von den „Skunks" gar nicht zu reden. Damals ist noch kein Deutscher ohne Doppelflinte ausgewandert, und auch

ich hatte mir eine solche mitgebracht, die ich jetzt zum ersten Male gebrauchen sollte. An Pulver und Blei steckte ich genug in meine Jagdtasche um nöthigenfalls alle Wälder der Nachbarschaft von Wild freizuschießen, und vollständig jagdmäßig ausgerüstet stand ich nächsten Morgen punkt vier Uhr vor Alois' Thüre.

Wie erschrak ich jedoch, als ich mir das Ding anblickte, das er sein Haus nannte. Ein altes einstöckiges Gebäudchen mit zwei kleinen Fenstern, stand es demüthig und bescheiden da, als wenn es sich ducken wollte vor dem rauhen Herbstwinde, der vom See heraufblies. In einem solchen Häuschen wohnt ein Jäger? fragte ich mich, das ist doch kaum wahrscheinlich; aber ich hatte nicht Zeit weiter zu denken, als im Hintergrunde ein furchtbares Hundegebell losbrach, und kurz darauf Alois sein Erscheinen auf der Thürschwelle machte. Er lud mich ein, einzutreten bis er jagdgerüstet sei; und zu meiner Ueberraschung erblickte ich bei meinem Eintritte, daß das Frontzimmer zugleich als Parlor, Eßzimmer, Schlafstube und Küche diente. Frau Alois, eine corpulente Dame im tiefsten Neglige, legte Feuer im Kochofen an, und nach fünfzehn Minuten dampfte bereits das Frühstück auf dem Tische. Und was für ein Frühstück war das? Eine große Kanne mit Kaffee, Bratwürste, gebratener Speck, Schinken mit Eier — alles in so reichlichem Maße, daß ich glaubte, in das Haus eines modernen Lucullus gerathen zu sein. Nachdem wir beide Jäger dem Imbiß vollständig gerecht geworden waren, packte Alois den kolossalen Ueberrest in seinen mit Fuchspelz überzogenen Büchsenranzen, der groß genug war, einen Proviant für sechs Monate darin aufzubewahren. Nun wurden die beiden Hirschhunde zusammengekoppelt und, diese an einem Stricke führend, marschirten wir vorwärts, um einen dritten Jäger, einen Jagdgenossen von Alois, abzuholen, der Pferd und Wagen hatte, um uns ins Jagdrevier zu fahren. Es war dies das „kleine Kräus'chen", das unter diesem Kosenamen allgemein bekannt war.

Alois war ein voller Dreißiger, von hohem kräftigem Wuchse, sein Gesicht war von einem rothen Vollbart umrahmt, der wild und herausfordernd aussah und den Toiletten-Künsten hartnäckig Widerstand zu leisten schien; und als ich im Morgengrauen ihn manchmal ängstlich von der Seite betrachtete, machte er auf mich den Eindruck eines richtigen Nimrod oder Rolando furioso; der gutmüthig schwäbische Blick seiner Augen beruhigte mich jedoch darüber, daß er nicht so grimmig sei, wie er aussah.

Bei seinem Jagdfreunde angekommen, klopfte er so gewaltig an die Thüre, daß unmittelbar darauf ein Kopf aus dem oberen Fenster gesteckt wurde mit dem Ausrufe: „Gleich! gleich!" Es sollte aber doch ziemlich lange werden, ehe das „Gleich!" in Erfüllung ging; denn trotz wiederholten Klopfens dauerte es drei Viertel Stunde bis das dritte Jagdmitglied, gestiefelt und gespornt, sein Erscheinen vor der Thür machte. Bin ich beim ersten Anblick des wild aussehenden Rothbarts Alois fast erschrocken, so hätte ich bei Betrachtung dieser neuen Erscheinung fast hell auflachen müssen. Man denke sich ein fünf Fuß drei Zoll hohes Männchen, von schwächlicher Bauart, glattem bartlosem Gesichte und sorglich frisirtem Kopfhaar, mit ein paar freundlich und weichlich blickenden Aeuglein — und addire dazu das Jagdcostüm, in welches das Männchen sich gesteckt hatte! Stulpstiefelchen von Marokko, bedeckten seine Füße und Beinwerk bis nahe zum Knie; die gemsledernen Hosen verschwanden nach unten in den Stiefeln; ein grauer enganschließender Rock mit grünen Aufschlägen umschloß den kleinen Oberkörper; seine Jagdtasche, von einem gestickten Bande getragen, hing graziös an seiner linken

Seite, während ein mit Elfenbein eingelegtes Pulverhorn, an seidendurchwirkter Korbel hängend, seine rechte Seite zierte. Auf dem Kopfe saß keck und zierlich ein schwarzes Hütchen, auf dem nach Jägerart eine kühne Fasanfeder prangte.

Und dieses Männchen, wie aus einem Puppenschränkchen genommen, hat Jäger-Blut in seinen Adern und trägt sich mit Mordgedanken gegen die unschuldigen Thiere des Waldes? so fragte ich mich. Vor diesem brauchten sich die Hirsche nicht zu fürchten.

Alois war bereits ungeduldig geworden und ließ mir keine Zeit zu weiteren Reflexionen. Der neue Jagd-Kollege, nachdem er noch seinen Hund geholt hatte, bestieg mit mir und Alois den Wagen, in dessen Hintertheil die drei Hunde Platz genommen hatten.

Der Patent-Jäger, wie Alois seinen Freund spöttisch nannte, hatte zwei Tage vorher von einem Farmer gehört, daß sich im Brecksville-Walde mehrere Hirsche gezeigt hätten, und dorthin lenkten wir des Pferdes Schritte. Die Jäger haben alle den beneidenswerthen Ruf großer Wahrheitsliebe, haben aber auch ihre kleinen Schwächen. Jeder hat das beste Gewehr und den besten Hund. Sein Ziel im Schießen verfehlen thut Keiner, und wenn, was selten vorkommt, doch Einer einmal nichts trifft, so ist nicht er, der Jäger, sondern das Pulver, die Flinte oder etwa ein in der Schußlinie stehender Strauch oder Baum daran schuld. Ein Jagd-College, der einen Hasen verfehlte, behauptete, als er deshalb geneckt wurde, steif und fest, daß er mit seinem ersten Schusse hätte zuerst das Gras wegschießen wollen, worin das Thier saß, um es dann besser auf's Korn nehmen zu können.

Auf unserm Wege nach Brecksville ging es denn auch zwischen Alois und dem Patentjäger recht lebhaft zu. Alois war zwar wortkarg wie Ulysses, aber sein Freund hatte eine Redeschwarte, die gar nicht zur Ruhe zu bringen war. Der Mund ging ihm nicht zu, und sein weiblich-feines Stimmchen klang wie das Lispeln einer verstimmten Aeolsharfe. In seinem martialischen Nimrods-Kostüm nahm sich seine ungebundene, weiche Redseligkeit doppelt komisch aus; und wenn nicht Alois manchmal mit einem derben Jagdfluche den Redestrom unterbrochen hätte, so würde der Patent-Jäger, während der ganzen Fahrt das Wort allein gehabt haben. Im Diskurs handelte es sich um die relativ beste Nase der drei Hunde, und Alois zitirte zu Gunsten seiner Hundsnasen ganz staunenerregende Fälle und schloß sein Argument, indem er auf seinen Nero deutete, mit den Worten: „Der Hund hat Menschenverstand, und a Nas hat er, da geht kei Weg drüber!"

Das kleine Kräus'chen, auf dessen Lippen schon lange ungeduldig die Worte zuckten, zog jetzt seinen „Sport" unter dem Sitze hervor und ihn mit der Hand leise streichelnd, wendete er sich an mich und sagte: „Den Hund gucken Sie einmal nur recht an, seine Ruthe, sein Gehänge und seine feurigen Augen; an dem ist Alles, bis auf die letzte Haarspitze, ächtes Vollblut, echte englische Race." Er konnte vorläufig nicht weiter lispeln, warf mir aber einen dankbaren Blick zu als er gewahrte, daß ich wirklich mit Aufmerksamkeit nach seinem „Sport" hinblickte, der mir freundlich entgegen wedelte.

Nun ging er weiter und verlegte sich auf die Genealogie seines Hundes, dessen Eltern, Großeltern und Urgroßeltern er alle beim Namen nannte. Mit diesem Abstammungsnachweis war er bereits bis zu Wellington's Zeit gekommen, als wir am Walde, wo die Hirsche stecken sollten, angekommen waren, und Alois mit einem Kernfluche vom Wagen sprang, das Pferd an-

band, und die Hunde entkoppelte. Der Proviant wurde gut verwahrt, die gefüllte Jagdflasche umgehängt und die Jagdrüstung angelegt. Alois wies uns die Stehplätze an, wo nach seiner Meinung die Hirsche auszubrechen geneigt sein möchten.

Es war ein herrlicher amerikanischer Herbstmorgen; auf Gras und Laub schimmerten die Thauperlen, und die in unzähligen Schattirungen gefärbten Blätter der Waldbäume, wie sie kein anderes Land schöner hat, boten dem Naturfreunde ein bezauberndes Bild. Die Hunde hatten sich in den Wald vertieft, und die großartige Ruhe, welche auf der ganzen Umgebung ausgebreitet lag und nur hier und da von dem melancholischen Rufe eines Häher unterbrochen wurde — versetzte mich in eine so weihevolle Stimmung, wie sie den Menschen im gewöhnlichen Treiben des Lebens nur selten überkömmt.

Doch plötzlich wurde ich durch das Gebell der Hunde aufgerüttelt und so rasch folgten die Laute aufeinander, daß kein Zweifel darüber bestehen konnte, es seien die Hunde auf einer frischen Fährte und auf den Hacken des Wildes. Es dauerte auch nicht lange, bis sich ein vielfältiges Getrappel, wie es Rehe und Hirsche im Laufen verursachen, nun hörbar machte. Ich retirirte mich vorsichtig hinter einen Baum, um nicht von einem etwa vorbeirennenden Hirsch umgestoßen zu werden; das Rascheln verstärkte und näherte sich von Sekunde zu Sekunde und die Flinte hatte ich bereits angelegt, um den ersten besten Andringling ohne Rücksicht auf sein Geschlecht oder Hautfarbe dem sichern Untergange zu weihen.

Doch was sehe ich plötzlich in dem Gebüsch? Gibt es in Amerika auch weiße Hirsche? und wenn so, warum hat das Auswanderer-Handbuch nichts davon gesagt? Von Weitem sah ich schon manche weißflockigen, vierbeinigen Thiere über die kleineren Büsche setzen, aber jetzt kamen sie raschelnd und keuchend in vollen Sprüngen auf mich zu; Eins—zwei—drei—zwanzig—hundert flogen durch das Gebüsch, als wären alle Hirsche des Staates in diesem unglückseligen Walde zusammen gekommen. Endlich gings über die Lichtung, zwölf bis fünfzehn auf einmal; der Hahn versagte mir glücklicher Weise beim Abdrücken — denn siehe da, statt Hirsche waren es Schafe, welche von den Racehunden vor sich hergetrieben wurden, und die uns Jäger in so große Aufregung versetzt hatten.

Alois, der schon früher böse Erfahrungen in der unfreiwilligen Schafjagd gemacht hatte, wußte, daß es hier keine Rettung gab, als sich schleunigst von dem Jagdfelde weitmöglichst zu entfernen. „Umgedreht und fort!“ donnerte er uns zu, und es war nicht zu frühe, daß wir gingen, denn die drei „guten Nasen“ hatten bereits großen Schaden unter den weißen Hirschen angerichtet, und zur Bezahlung von „Damages“ war keiner von uns im Entferntesten vorbereitet.

Auf dem Heimwege war das Jäger-Trio nachdenklich und stumm; den Patent-Jäger schmerzte es nur, daß sein vollblütiger Racehund die noble Abstammung so zu Schanden gebracht hatte, daß er nicht wagen durfte, die Geschichte dessen Stammbaums von Wellington's Zeit zurück bis in die graue Vorzeit zu verfolgen.

Dem Alois sah man an dem Beben seiner Lippen an, daß seine Nervenstränge ungewöhnlich aufgeregt waren und daß er in seiner Herzensbedrängniß die richtigen Worte nicht sogleich finden konnte, um seinem Aerger wegen des unliebsamen Jagd-Fiaskos Luft zu machen. Daß seine Hunde daran nicht schuld waren, dessen war er ganz sicher, und endlich platzte er heraus mit dem Vorwurfe, daß des Patent-Jägers Racehund ein "fraud" sei und daß dieser durch seine kolossale Dummheit die ganze Bescheerung angerichtet habe. „Kräus'chen" schien seinerseits nur auf solchen Zornausbruch gewartet zu haben um sich in heftigen Invectiven gegen des Alois „Mondkalb", wie er dessen Nero nannte, zu ergehen und um diesen Köter als Anstifter des Jagd-Malheurs zu bezeichnen. Lustig hin und her flogen die gereizten Worte der Freunde; kein gutes Stück wurde an den respektiven Nasen der drei armen Hunde gelassen, die vom Schuldbewußtsein gedrückt, schweigend unter dem Sitzbrette zusammengekoppelt lagen und ohne Murren die Anklagen ihrer Herren über sich ergehen ließen, ohne auch nur eine Miene zu verziehen.

Glücklicherweise trabte das Pferdchen mit der Jagdgesellschaft rasch vorwärts seines Weges; es mochte ihm bei dem aufgeregten Zustand seines Herrn räthlich erscheinen, recht schnell aus dem Bereiche der Peitsche zu kommen.

„Ho-ho!" tönte es endlich vom Bocke — das Ende der Heimfahrt war erreicht. Jäger und Hunde fackelten nicht lange, und herab vom Wagen sprangen Alle, ein Jeder mit seinen eigenen Gedanken über den betrübten Ausgang der Jagd.

Alois nahm seinen Nero beim Stricke und schickte sich zum Heimgange an, konnte es aber in seiner bösen Laune nicht über sich gewinnen, beim Abschied dem Jäger-Collegen und dessen „Sport" noch einen kleinen Seitenhieb zu versetzen. „Der verd.... Hund," so murmelte er gegen Kräuschen, „hat uns eine recht nette Suppe eingebrockt, die wir wahrscheinlich noch ausessen müssen."

* * *

Nachspiel.

Und in der That kam das dickste Ende hintennach, wie das ja oft bei den Jagdpartieen zu kommen pflegt. Schon am nächsten Morgen machte der Eigenthümer der Schafe bei unsern Jägern sein Erscheinen und präsentirte ihnen eine Rechnung von zwei und sechzig Dollars; er verlangte die Zahlung dieser Summe als Entschädigung für ihm durch die Hunde zerrissene und verunglimpfte Schafe; er drohte, auf Grund bestehender Gesetze Jäger und Hunde sofort einspinnen zu lassen, falls die Zahlung nicht erfolge. Kein Scherz war die Drohung, denn in crimineller und civiler Beziehung waren die Gesetze zum Schutze der Schafe und Schafzüchter sehr strenge.

Die Schafe gelten mit vollem Rechte als gutmüthig-dumm und als äußerst schwache und furchtsame Geschöpfe, die den Muth nicht besitzen, sich gegen Feinde und Angreifer zu wehren. Bei der geringsten Gefahr werden Schafe von einem panischen Schrecken erfaßt. Daher kommt es, daß unsere Gesetzgeber die Schafe und Schafzüchter unter ihre besondere Obhut stellen. Sie haben nicht nur Mitleid mit den Schwachen, sondern auch gewaltigen Respekt vor der Dummheit, auf welche Sie mehr Rücksicht zu nehmen pflegen, als auf die Klugheit. Bei dieser zarten Sorgfalt für die Schafe wirkt wahrscheinlich der Umstand mit, daß unsere Gesetzgeber viel Verwandtes mit denselben haben.

Keine Unschuldsbetheuerungen von Seiten der Jäger wollten bei dem Schafsbesitzer etwas fruchten. Dieser bestand auf der Zahlung seiner Schadenersatz-Forderung, trotzdem er wissen mußte, daß die Bauernhunde seiner Nachbarschaft sich hervorragend an der Schafshetze betheiligt hatten und trotzdem er aus dem Munde der Jagd-Inculpaten hörte, daß diese sehr stark an absolutem Geldmangel litten. Dem Hinweis auf die vornehme Abkunft der Hunde und auf deren Unfähigkeit, Schafe mit Hirschen zu verwechseln, legte der hartherzige Schafsprotze nicht das geringste Gewicht bei.

Da ging dem Alois die Geduld aus, und statt weiter zu parlamentiren, spielte er einen Trumpf aus, der den Schaf-Magnaten bestürzt und nachgiebig machte. Das inhaltsschwere Wort "execution-proof" raunte Alois seinem aufdringlichen Gläubiger in die Ohren. Nicht blos zum Schutz der Schafzüchter bestehen Gesetze, so sagte ihm Alois, sondern auch zum Schutze der Proletarier und anderer vermögensschwacher Leute. Wir Jäger haben unsere Sache auf Nichts gestellt, und das Mobiliar das wir besitzen, ist gesetzlich gegen die Krallen gieriger Gläubiger geschützt.

Der Schafeigenthümer fand unter den Umständen es zweckmäßig, gute Miene zum bösen Spiele zu machen und klein beizugeben. Und als er zum Abschied sich anschickte, rief Kräus'chen ihm artig und freundlich zu: „Nichts für ungut! Wenn sich einmal wieder Hirsche in Ihrem Walde zeigen, so geniren Sie sich nicht und sprechen Sie gefälligst bei mir und Alois wieder vor!"

XXXVII.

Fremont-Campagne.

Kapitel I.

Die Galvanisirungs-Versuche, welche die Whig-Partei nach der Niederlage Scotts zwischen '52 und '56 machte, fruchtete nichts und konnte die Partei vor dem Verfalle nicht retten. Die nativistische Bewegung verschaffte ihr zwar '54 und '55 momentane Erfolge in vielen der Staaten, allein diese konnten nur ephemere sein, da der Knownothing-Exaltation sehr bald die Ernüchterung und der Katzenjammer folgte.

Die Führer der Whigs und Freesoiler fingen an zu begreifen, daß mit muckerischen und nativistischen Schrullen und beschränkten und engherzigen Vorurtheilen eine lebensfähige Partei nicht zusammengehalten werden könne und, daß man mit dem Zeitgeiste rechnen müsse, der nach Aufklärung und materiellen Fortschritten dränge. Man sah auch ein, daß *nur* in dem Zusammenfassen *aller* Antisklaverei-Elemente die Möglichkeit liege, die Sklavenaristokratie zu überwinden.

Anfangs Februar des Jahres 1856 fand dann eine Versammlung von Delegaten aller sklavereifeindlichen Volkselemente in Pittsburg statt, wo die Whig-Partei den Schlüssel auf ihr Grab legte, und wo von den versammelten Delegaten eine neue Partei, die republikanische, gegründet wurde, da Viele kindischer Weise glaubten, daß die Eingewanderten durch das Prädikat „demokratisch" verführt würden, sich der demokratischen Partei anzuschließen, so glaubte man mit dem Prädikat „republikanische" das „demokratische" übertrumpfen zu müssen. —

Selbstverständlich bildeten die Whigs das Gros und den Kern der neuen Partei, deren Platform freisinnig und fortschrittlich genug war, um den Jungdeutschen sowie den Antisklaverei-Demokraten den Anschluß zu ermöglichen, und um bei den letzteren jedes Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit der Whig-Elemente zu zerstreuen und sie mit Vertrauen und Begeisterung für die neugeborene politische Schöpfung eintreten zu lassen, mußte man noch gegen Rückfälle eine weitere Garantie bieten, indem man zum Präsidentschafts-Candidaten einen Mann mit freisinnigen *demokratischen* Antezedentien nominirte.

Von einer späteren National-Convention der neuen Partei wurde dann auch John C. Fremont, einer der populärsten Männer jener Zeit, zum Candidaten für die Präsidentschaft nominirt, trotz des energischen Widerspruchs der ultra-conservativen früheren Whigs. Mit dieser Ernennung hatte die junge Partei einen kühnen und glücklichen Griff gethan, denn damit schwand das letzte Mißtrauen der liberalen Elemente, weil diese Herrn Fremont als einen der ihrigen betrachteten. Wohl hätte keine andere Nomination dem Wunsche der Jungdeutschen näher kommen können, als diese, und kaum

mehr Zufriedenheit und Begeisterung bei ihnen hervorrufen können. Von jetzt an waren sie mit einer national-politischen Partei identifizirt und hielten sich verpflichtet, mit Eifer und Ernst für die Erwählung ihres Candidaten einzutreten, und sehr getreulich haben sie diese Verpflichtung erfüllt.

Mit John C. Fremont als ihrem Präsidentschafts-Candidaten, trat die junge republikanische Partei zum erstenmale in die nationale Arena, um den Siegespreis zu erringen. Ohne Zweifel war die Nomination Fremonts, eines früheren Demokraten und politischen Neulings, dem Einflusse und Drängen des radikalen Flügels der jungen Partei zu verdanken, der aus Anti-Sklaverei-Demokraten und den jungdeutschen radikalen Strebern bestand, welche mit den Whig-Traditionen auf nichts weniger als freundlichem Fuße standen.

Fremont, wie er charakterisirt wurde, hatte mit dem conservativen republikanischen Elemente nichts gemein, und doch war man von jener Seite klug genug, zu seiner Nomination gute Miene zu machen, da man dabei nichts zu riskiren und durch Fremonts Wahl nur zu gewinnen hatte. Galt es ja doch vor allem, die Herrschaft der Sklaverei-Demokratie zu brechen, um dann freie Bahn zu haben.

Gerade diejenigen Eigenschaften Fremonts, welche dem poesielosen Whigthum am meisten zuwider sein mußten, waren es, welche ihn den Radikalen und Idealisten so angenehm und acceptabel machten.

Seine politische Vergangenheit war ein unbeschriebenes Blatt; allein diese Thatsache wurde von seinen Freunden und Verehrern als ein äußerst interessantes Moment geschickt benützt, um gegen die Gefährlichkeit professioneller Politiker loszupauken und das liebe, souveräne Volk für ihren politisch-jungfräulichen Bannerträger zu gewinnen.

Daß Fremont aber bei den Jungdeutschen mit so großem Enthusiasmus aufs Schild gehoben wurde, läßt sich hauptsächlich dadurch erklären, daß man in ihm ein gutes Stückchen deutsch-idealer Lebensanschauung erkannt hatte. Frei von Enggeistigkeit und puritanischem Wesen hielt man ihn für eine Persönlichkeit, die, wenn zur Präsidentschaft berufen, den Amerikanismus in würdigere Bahnen und nach höheren Zielen lenken werde.

Diese günstige Meinung von Fremont, welche selbst der prinzipielle Präsidentschaftsgegner Karl Heinzen theilte, ist erzeugt worden durch dessen Exploration des Felsengebirges, welches zu jener Zeit noch eine terra incognita gewesen war. Im Auftrage der National-Regierung hatte der Ingenieur Fremont mehrere Jahre in den Wäldern, Thälern und Schluchten, wie auf den Kämmen und Schneegipfeln der Rocky-Mountains Untersuchungen und Messungen angestellt und eine ganze Karawane von Gehülfen und Arbeitern unter seiner Leitung und Führung gehabt; und da es dabei ohne romantische Abenteuer und halsbrecherische Ereignisse nicht abging, so umwob die amerikanische Phantasie, die ja in solchen Dingen das Aeußerste leistet, die Person Fremonts mit einem romantischen Glorienschein, der selbst die glänzendsten Helden der griechischen Mythologie in düsteren Schatten stellte.

In der republikanischen Presse und von allen Rednerbühnen herab wurde der Ruhm des „großen Entdeckers“ und „Pfadfinders“ verkündet und

es war namentlich die letztere Bezeichnung, welche allenthalben am kräftigsten durchschlug, weil sie an die gruseligen Abenteuer des Cooper'schen Lederstrumpf's so lebhaft erinnerte.

Von den überschwänglichen Verehrern des Pfadfinders wurde derselbe natürlich in übertriebener amerikanischer Weise neben Humboldt gestellt, obgleich seine Leistungen der Naturwissenschaft weder neue Prinzipien noch neue Gesichtspunkte eröffneten.

Nicht damit zufrieden, den Wahlkampf auf Fremont's vorzüglichen Charakter und große Verdienste allein zu gründen, hatte man die Frau Fremont mit hineingezogen, und damit einen vorzüglichen Griff gethan.

Frau Jessy Fremont, die Tochter des hochverehrten Senators Benton aus Missouri, war eine hochgebildete, liebenswürdige Dame, von resolutem Charakter und ideal angelegtem Wesen. Was alles von ihrer Literatur-Kenntniß, ihrem edlen Kunstsinn und ätherischem Wesen gesprochen und geschrieben wurde, grenzte schon mehr ans Mährchenhafte; man ließ auch durchblicken, daß sie die Königin hinter dem Throne und für den präsidentschaftlichen Gemahl das sein werde, was die Nymphe Egeria für ihren Gemahl, den König Numa, einstmals gewesen sein soll.

Das „Ewig-Weibliche" zieht uns bekanntlich hinan und die geschickte Einflechtung der amerikanischen Egeria in den Wahlkampf, und die Vermählung des Starken mit dem Zarten, hatte denn auch nicht verfehlt, der Wahlagitation eine wahrhaft idyllische Weihe zu verleihen, und den gewöhnlichen Stumpredner-Ton in ein wahres Nachtigallen-Flüstern umzustimmen.

Schüchterne Jünglinge und harthörige Hagestolze, die sich vorher nie um Politik gekümmert hatten, stürzten sich kopfüber und kopfunter in die Wahlversammlungen, gefolgt von biederen Ehemännern aller Berufsklassen, um Jessy's Reize preisen zu hören; ihr Lob wurde von allen Lippen besungen und Ritter und Knappen folgten der Fahne, „der sie zugeschworen". Ganz mittelalterlich und minnesängerlich ging es in den „Jessy-Clubs" zu, wo der Jessy-Cultus zu einer Spezialität gemacht und von hübschen Mädchen überwacht wurde, welche als Vestalinnen fungirten, um das Feuer der stimmfähigen Knappen nicht erlöschen zu lassen.

Es ist unschwer zu begreifen, daß die Einflechtung einer schönen und geistreichen Frau in einen amerikanischen Wahlkampf von großem Vortheil für denjenigen Candidaten ist, der das Glück hat, eine solche Perle zu besitzen, besonders wenn diese Frau bei aller Bescheidenheit es von Zeit zu Zeit durchblicken läßt, daß sie nicht gleichgültig ist gegen die Ehrung ihres Gemahls und entschlossen ist, mit ihrem Gatten in der Wahl zu stehen oder zu fallen. Aus Rücksicht auf die schöne Frau wird dem Gatten mancher Hieb von Gegnern erspart geblieben sein. Der moderne Criminalist faßt freilich das Frauengeschlecht nicht so idealistisch auf wie wir andern Leute; des Dichters Worte:

Willst du genau erfahren was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an,

gelten nicht bei ihm; im Gegentheil, bei vorkommenden geheimnißvollen Vergehen fragt er vor Allem: "où est la femme?" als wenn hinter allen

Vergehen absolut eine Frau stecken müßte. Nicht so der Moral-Philosoph. Dieser, ohne den Sündenfall der Mutter Eva leugnen zu wollen, setzt nicht bei Vergehen und Verbrechen sofort die geheime Mitwirkung einer Frau voraus, sondern dort, wo er ein geordnetes Familienleben, wohlerzogene Kinder und häusliche Oekonomie findet.

Es darf wohl gesagt werden, daß der romantische Zug, welcher in die Fremont-Campagne hineinspielte, viel zu dem Enthusiasmus, mit welchem die Jungdeutschen in den Wahlfeldzug eintraten, beigetragen hat. Für sie, denen die hier vorgefundenen Parteiverhältnisse zuwider waren, gab dieser Feldzug Gelegenheit, den politischen Druck von sich abzuschütteln und einmal wieder mit Herzensfreudigkeit für freiheitliche Prinzipien und Ideen zu kämpfen und einzustehen.

Fremont war ihre Wahl gewesen, und ihrem Einfluß und Drängen war seine Nomination zu verdanken, und nun war es Ehrenpflicht, für seine Erwählung zu wirken und der Deutschen Stärke durch die That zu bekunden.

Und in der That ließen die Jungdeutschen es an energischer und ausdauernder Arbeit im Wahlkampfe nicht fehlen. Hier kam ihnen in einer Nationalwahl die Wirkung vieljähriger politischer Arbeit zu gute, und man gestand ihrem Patriotismus gerne zu, an der Spitze des Kampfes zu stehen.

Ein so ernster und leidenschaftlich geführter Wahlkampf wie dieser, ist nie vorher auf dem amerikanischen Boden ausgefochten worden, und daran konnte die gute Frau Jessy mit all ihren bestrickenden Reizen nichts ändern. Fremont war für die allmählige Emancipation der Sklaven, aber weit davon, ein Abolitionist zu sein. Weder er noch seine Partei dachten an eine sofortige Abschaffung der Sklaverei, aber dennoch begriff man in den Sklavenstaaten sowohl wie in den freien, daß Fremont's Erwählung der erste Nagel zum Sarge des südlichen Sklaverei-Instituts sein werde, und weil man das begriff, und weil so wichtige Interessen auf dem Spiel standen, mußte die Wahl-Campagne nun alle Geister auf den Plan rufen und jenen heftigen Charakter annehmen, den sie genommen. Die demokratische Partei, als traditionelle Beherrscherin des Landes, konnte ohne den äußersten und verzweiflungsvollsten Widerstand sich die Regierung von der neu erstandenen Partei nicht entreißen lassen. Leidenschaftlicher als die Südlichen und die Nördlichen bekämpften und befehdeten sich in diesem Wahlkampfe unsere deutschen Landsleute in den freien Nordstaaten. Mit dem offenen Zutritt der Jungdeutschen zur republikanischen Partei war das schon ziemlich verschlissene Tischtuch zwischen „Grauen" und „Grünen" völlig zerrissen. Alle Achtung und Anerkennung vor dem Ernst und dem Eifer, welchen die Deutschen damals im politischen Leben bethätigten, — allein jener Haß und jener teutonische furor, wie solcher sich in diesem Wahlkampfe zwischen ihnen abspielte, war nicht mehr schön und verständig. Als hinge das Schicksal der Nation von ihnen allein ab und als hätten sie die ganze Verantwortlichkeit für den Ausgang der Wahl zu tragen, so unbändig und leidenschaftlich geberdeten sie sich. Die Bande der Freund- und Verwandtschaft lösten sich, und bis tief in das Herz der Familien fraß sich der Haß politischer Meinungsverschiedenheit hinein. Unähnlich den kühlen Amerikanern, welche trotz gegenseitiger politischer Befehdung doch persönlich gute Freunde bleiben, übertrugen die Germanen ihren politischen Partei-Fana-

tismus ins private, soziale und geschäftliche Leben; schmähten, verläsierten und verleumdeten sich in der niedrigsten und gehässigsten Weise, oft an die bigottesten und grausamsten Religionskämpfe der Reformationszeit erinnernd. Keinem politischen Gegner wollte man Ehrlichkeit der Ueberzeugung und wohlmeinende Absichten zutrauen. Es fehlte nur noch, daß man den „Ungläubigen" Scheiterhaufen errichtet hätte. Die Erinnerung an jene, von politischer Unmündigkeit zeugenden Zerklüftungen und Befehdungen bildet eines der trübsten Kapitel meiner Erzählungen. Ob die „Grünen" oder die „Grauen" die meiste Schuld daran trugen, darüber schweigt des Sängers Höflichkeit, nur soviel muß gesagt werden, daß in- und außerhalb Ilions Mauern gesündigt wurde.

Neben dem Häßlichen und Widrigen, welches die fanatische Wahl-Campagne zu Tage förderte, hat dieselbe auch viele der herrlichsten Lichtseiten gehabt und in ihrem Verlaufe die heitersten und komischsten Episoden entwickelt.

Kapitel II.

„Jugend hat keine Tugend!" ist ein erprobtes deutsches Sprüchwort. Wollte man in älteren Tagen seine Jugendhandlungen einer Kritik unterwerfen und sie mit dem Maßstabe gemachter Lebenserfahrungen messen, so würden wir zu dem Resultate gelangen, der dummen Jugendstreiche genug gemacht zu haben; und dennoch wäre es verkehrt, der Jugend zumuthen zu wollen, das Alter zu antizipiren und ihr herrlichstes Erbe, die jugendlichen Impulse, zu unterdrücken und zu verläugnen. Kärglich genug ist das Glück dem Menschen zugemessen, und wer versäumt, es in seiner Jugend zu haschen, der findet es nimmermehr. —

Nichts muthet uns deßhalb unnatürlicher und widerwärtiger an, als altkluge junge Leute, welche den Frühling des Lebens vorübergehen lassen, ohne sich seiner Spenden zu erfreuen. „Des Lebens Mai blüht einmal, und nie wieder;" und so unentbehrlich wie den Jahreszeiten der Frühling, ist der Enthusiasmus der Jugend dem Gedeihen des Menschengeschlechts.

Welche Sonnenblicke werfen die Erinnerungen an die Jugendzeit in die Herzen der Menschen, und selbst die jugendlichen Tollheiten, wie verklärt und tröstend tauchen sie aus unserm Gedächtniß empor?

Gedenke ich heute der schwärmerischen Begeisterung, mit welcher das jung-deutsche Bürgerthum in die Fremont-Campagne eintrat, so kann ich zwar nicht verhindern, daß ein ironisches Lächeln sich über meine Züge stiehlt, allein nichts destoweniger erfreue ich mich daran. Viel Romantik und Exaltation hat bei jener Bewegung mitgespielt, das Motiv aber, das ihr zu Grunde lag, war ein so freiheitliches und patriotisches, daß man mit Stolz darauf zurückblicken darf.

Mehr als der Person Fremonts, galt die jung-deutsche Begeisterung der Idee, welche dem Wahlkampfe unterlag und als deren Verkörperung er betrachtet wurde; und daß der Enthusiasmus kein Strohfeuer war, das haben die riesigen und mühevollen Anstrengungen gezeigt, welche von deutscher Seite gemacht wurden, der Fremont-Bewegung zum Siege zu verhelfen.

Wie in allen nationalen Wahlkämpfen, so waren auch damals die Partei-Strategen flink bei der Hand, die dem Wahlkampfe unterliegenden Prinzipien dadurch vergessen zu machen, daß sie ihr schwerstes Geschütz auf die Person der Candidaten richteten, als läge in diesen der Schwerpunkt des Gefechtes. Von allen Seiten der demokratischen Linie wurde auf den Charakter des armen Pfadfinders auf das unbarmherzigste losbombardirt. Nach kurzen Wochen war denn auch von dem Rocky Mountain Nimbus, in welchen Fremont anfänglich gehüllt wurde, wenig mehr übrig geblieben; der demokratische Pulverdampf war an die Stelle des Nimbus getreten und hatte Fremont so schwarz eingehüllt, daß seine Freunde ihn nicht mehr zu erkennen vermochten; ja, manche seiner Anhänger, welche noch grün im Lande, und alles für baare Münze nahmen, waren so verblüfft, daß sie an der Existenz des echten Fremonts zu zweifeln anfingen und es mit einer Fremont-Legende zu thun zu haben vermeinten, zumal die illustrirten gegnerischen Blätter ein Bild brachten, welches Fremont, auf einem langwolligen kleinen Pferdchen gespensterhaft durch die Schluchten des Felsgebirges sprengen ließ.

Hiermit war beabsichtigt, ihn lächerlich und zur komischen Figur zu machen, und um das Lächerliche mit dem Ernsten zu verbinden, wurde die grausige Geschichte mitgetheilt, daß Fremont auf seiner Explorations-Tour durch das Felsengebirg der Regierung einige Dutzend fette Ochsen mehr auf die Rechnung gesetzt habe, als er und seine Leute wirklich verzehrt hätten.

Der alte Buchanan kam nicht besser weg als sein Rivale, denn im „Schlechtmachen" der Gegencandidaten konnten die Republikaner ganz gut mit ihren demokratischen Gegnern konkurriren.

James Buchanan war der Präsidentschaftscandidat und der Bannerträger der demokratischen Partei. Sein Naturell war von jenem seines republikanischen Antipoden total verschieden. Er hatte keine Musik in seiner Seele, war frei von romantischen Neigungen und raschen Impulsen. Er gehörte nicht zu jener Klasse Sterblichen, welche Herz und Phantasie in der Politik mitspielen lassen. Man hätte es eher fertig gebracht, ein Kameel durch ein Nadelöhr spazieren zu lassen, als dem alten Buchanan durch die Spitze der Zunge oder Feder zu imponiren oder ihn aus seinem Gleichmuthe zu bringen.

Im Staatsdienste ergraut, worin er mehr als drei Jahrzehnte eine hervorragende Rolle spielte, hielt er unbeugsam an den Traditionen seiner Partei fest, ohne in der Sklavereifrage dem fortgeschrittenen Zeitgeiste auch nur das geringste Zugeständniß zu machen. Seine realistische Lebensweisheit wurde durch keinen idealistischen Zug verklärt, und in dieser Beziehung war er das Gegenstück von Fremont, den er allerdings an diplomatischem Talente und staatsmännischer Erfahrung weit überragte.

Eines magnetischen Einflusses auf seine Mitbürger konnte er sich um so weniger rühmen, als er, wegen seines greisen Hagestolzenthums die Antipathie des zarten Geschlechtes, sich in hohem Grade zugezogen hatte.

Es muß Jedem begreiflich erscheinen, daß unter vorbemerkten Umständen James Buchanan gegen John C. Fremont den Kürzeren gezogen hätte, wenn bei der Wahl die persönliche Liebenswürdigkeit und schöngeistigen Vorzüge der Candidaten ausschlaggebend gewesen wären.

Herr Buchanan war schon in Folge seines Hagestolzenthums und seines hartnäckigen Widerstandes gegen das eheliche Glück bei dem schönen Geschlechte in Ungnade gefallen und um das Unglück voll zu machen, wurde

ihm plötzlich von den politischen Gegnern auch noch vorgeworfen, daß er als Gesandter in England sich den Luxus eines Privat-Harems erlaubt habe. Das hieß geradezu Oel in das Feuer gießen, denn ein Präsidentschaftscandidat mit türkischen Neigungen und mormonischem Geschmacke wurde als ein direkter Insult gegen die christlich tugendhaften Jungfrauen des Landes angesehen. Um die Damenwelt zu beschwichtigen, ließ sich ein Freund Buchanan's herbei, ein Dementi der Harem-Geschichte zu veröffentlichen — worauf hin ein wahres Peletonfeuer von Heirathsanträgen auf den alten Mann losgelassen wurde.

Die persönlichen Verunglimpfungen der beiderseitigen Candidaten machten es, wie gewöhnlich, nothwendig, daß der größere Theil der Wahlcampagne mit Reinwaschungs-Versuchen von Seiten ihrer Anhänger zugebracht wurde.

Die obenerwähnte Ochsengeschichte spielte eine so zähe unvertilgbare Rolle in der Campagne, wie Banquo's Geist im Macbeth. Von jeder Rednerbühne donnerten die zoologischen Argumente den Republikanern in die Ohren; die Zahl der Ochsen, welche Fremont escamotirt haben sollte, steigerte sich im Munde der Redner von Woche zu Woche und stieg am Ende des Wahlkampfes zu solcher Höhe, daß es den nervösen Zuhörern, welche den Münchhausen nicht gelesen hatten, geradezu schwindlich wurde.

Bei sothaner Sachlage mußte allmählig die Romantik und der Jessy-Cultus verblassen und der Kampf seinen ursprünglich idyllischen Charakter mit dem epischen vertauschen.

Gegen Ende September hatten die demokratischen Kolonnen eine so günstige Aggressivstellung gewonnen, daß die republikanische Avantgarde die Nothwendigkeit einsah, die minnesängerliche Harfe an den Nagel zu hängen und zum Schwerte des Geistes zu greifen.

Es wurde energisch zur Agitation geschritten; allabendlich fanden Versammlungen in der Stadt und auf dem Lande statt. Kein Schuldistrikt blieb davon verschont. In Distrikten, die von einer größeren Anzahl deutscher Bürger bewohnt waren, hatten englische und deutsche Redner abwechselnd zu sprechen und ihre Sache zu verfechten.

An deutschen Stumprednern war dazumalen Ueberschuß, wenn auch viele derselben den Mangel rhetorischen Talentes durch ihren guten Willen und Eifer zu ersetzen gezwungen waren. In dieser Beziehung ist es bemerkenswerth zu erwähnen, daß in Vereinsversammlungen des weltreformirenden Elementes, bei Anwesenheit von Hunderten, fast jeder Theilnehmer das Zeug dazu hatte, in verständlicher Weise an der Debatte Theil zu nehmen. Durch solche Betheiligung an Diskussionen gewannen Viele die nöthige Redeübung und das unerläßliche Selbstvertrauen, um in öffentlichen Versammlungen aufzutreten und ihre Ansichten auszusprechen.

Aus ihnen rekrutirte sich dann zumeist das Material, das in den Ward- und Township-Versammlungen als Redner des Tages aufzutreten hatte; und da in den Vereins-Verhandlungen die Campagne-Fragen von allen Gesichtspunkten aus beleuchtet und erörtert und die Meinungen dadurch fixirt wurden, so lief man nicht Gefahr, daß von den verschiedenen Rednern widersprechende Argumente vor ihrem Publikum gemacht werden würden.

Es mochten wohl ein halbes Hundert Solcher gewesen sein, welche mit Stump-Missionen betraut wurden, und bei gutem oder schlechtem Wetter die vorgeschriebenen Versammlungen abzuhalten hatten, die in den fernen Townships oft nur halsbrechend zu erreichen waren.

Komisch gestalteten sich oft jene Versammlungen, wenn sie englisch und deutsch gemischt, oder von der Gegenpartei überwältigend besucht waren. Wenn das Letztere der Fall gewesen, so mochten die Herren Stumpredner sich gefaßt machen, auf alle mögliche Weise chicanirt oder verhöhnt, ja selbst mit faulen Eiern bewillkommnet zu werden.

Vor einer Versammlung deutsch zu sprechen, die größtentheils aus Zuhörern besteht, welche von der deutschen Sprache keine Ahnung hatten, das ist eine herzbrechende Marter, die noch verstärkt wird, wenn gar am Ende der Rede von Jenen geklatscht wird, welche kein Sterbenswörtchen davon verstanden, während die paar Sprachverständigen keine Miene verziehen und ihre Hände ruhig im Sacke behalten.

So erging es mir bei einer Versammlung in Mayfield Township. Mit Lebensgefahr hatte ich mich über die grundlosen Straßen eines Abends dorthin gearbeitet; den eifrigen amerikanischen Republikanern dort war es gelungen, viele deutsche Nachbarn mit in die Versammlung zu bringen; keiner der Deutschen wollte aber von Fremont oder der republikanischen Partei etwas wissen. Ihr Kommen war nur ein Akt der Höflichkeit gegen ihre abolitionistischen amerikanischen Nachbarn. Das Schulhaus war mit etwa 200 Personen angefüllt, worunter ein Fünftel Deutsche. Ich hielt eine deutsche Rede, die, wenn auch nicht ciceronisch, doch mir für Mayfield gut genug zu sein schien. Das furchtbare Feuer, das man mir zu Ehren im Ofen angemacht hatte, vermischt mit dem Feuer meiner Rede, hatte mich so in Schweiß gesetzt, daß ich mir Glück wünschte, als meine Philippika zu Ende war. Großer Applaus folgte; ich dachte, sämmtliche deutschen Zuhörer durch meine Argumente bekehrt zu haben — wurde aber schnell enttäuscht, denn beim Umsehen nach den lieben Landsleuten machte ich die kuriose Entdeckung, daß Alle, mit Ausnahme von einem, sich lange vor dem Schluß der Rede davongeschlichen hatten.

Nicht selten gelang es auch dem Redner, wenn er von den Gegnern in der Versammlung interpellirt wurde und Geistesgegenwart genug besaß, die Interpellanten durch treffende Satyre lächerlich zu machen. Die Frage hörte man oft an den Rednerstellen, ob er eine Negerin heirathen oder seine Tochter einem Neger zur Frau geben werde, und Witzköpfe verstanden es, darauf solche Antworten zu geben, daß Freund und Feind applaudiren mußten.

Als in einer Versammlung in Kelley's Hall der perorirende Sprecher mit der Frage unterbrochen wurde, was aus den Ochsen geworden sei, welche Fremont gestohlen habe, antwortete er rasch mit ironischer Betonung, daß, wenn Fremont die Ochsen alle geschlachtet hätte, so würde der Fragesteller nicht übrig geblieben sein. .....

Wie bereits gesagt, spielte in den ersten Wochen des Feldzugs die Fremont-Romantik und der Jessy-Cultus eine recht leidliche Rolle. Die Demokraten, sich ihrer Uebermacht bewußt und die Fremont'sche Candidatur nicht erregt und nicht ängstlich nehmend, wollten den neugebackenen Republi-

kauern den Spaß nicht verderben und gönnten ihnen gerne die tollen Sprünge, die sie machten. Gefahr für sie war ja nicht dabei, wie sie meinten. Durch diesen anscheinenden demokratischen Gleichmuth wurden die Jungdeutschen ermuthigt, auf die Bekehrung vieler ihrer demokratischen Landsleute rechnen zu dürfen, und keine Anstrengungen wurden gescheut, sie aus der Proslaverei-Partei loszueisen und für die Fremont-Armee zu gewinnen. Um diesen Zweck zu erreichen, ließ man es sich nicht verdrießen, durch freundliches Benehmen im persönlichen Verkehre Vertrauen zu gewinnen, Mißtrauen wie Vorurtheile zu zerstören.

Man war zuthunlich und sozial mit den politischen Gegnern, aß und trank mit ihnen bei passender Gelegenheit, schlug auch das „gemüthliche" Spiel von "Eucre" und „66" nicht aus. Auch beim Kegeln glaubte man Proselyten machen zu können. Solchen, welche diese Methode zu prosaisch war, knüpften oft aus Patriotismus Liebschaften mit hübschen Mädchen an, um auf diesem plaisirlichen Wege politischen Einfluß in den Familien *demokratischer* Väter zu gewinnen.

Und auf diese Weise verlief manche Woche ganz gemüthlich und harmonisch; Wölfe und Schafe vertrugen sich oft ganz leidlich; die Fremont-Bewegung wurde von Tag zu Tag stärker und der Enthusiasmus für Jessy und den Pfadfinder größer. Optimisten schwangen sich schon zu Siegeshoffnungen auf. Da plötzlich, um Mitte September, wurde die politische Atmosphäre erdrückend schwül und heftige Gewitter und Regengüsse kündigten sich an.

Die demokratischen Führer, welche bis jetzt ziemlich kühl dem exaltirten republikanischen Gebahren zugesehen hatten, fingen an zu begreifen, daß die junge Gegenpartei ihnen über den Kopf wachsen würde, wenn die demokratische Partei sich nicht den Gegnern mit Aufgebot aller ihrer Macht zur Wehre setze. Und wie mit einem Schlage traten die mächtigen demokratischen Colonnen auf den Plan, und damit war der Wahlkampf in jenes Stadium getreten, wo Haß und Leidenschaft und blinder Wahn auf Kosten gesunder Vernunft *allein* das Scepter noch führten.

Kapitel III.

Hier in unserem Cleveland waren die beiden Parteien in Folge ununterbrochener Arbeit schon Ende September so stramm organisirt und disziplinirt, daß die Parteiführer daran denken durften, ohne feindliche Einfälle zu befürchten, ihre überschüssigen Wühlhuber den Nachbardistrikten zur Hülfe zu senden. Auf dem Lande sah es für die Republikaner gar hoffnungslos aus, und dort galt es, den Muth derselben zu beleben, deren Reihen zu verstärken und den Uebermuth der Gegner zu dämpfen.

Agitatorische Anstrengungen und rednerische Kunststücke waren hierzu erforderlich. Die Hochburgen der Ohio Demokratie, Wayne, Tuscarawas und Stark, zumeist von Deutschen besetzt und als unüberwindlich geltend, erforderten ganz besondere Anstürme, sollten sie geschwächt und der Glaube an ihre Uneinnehmbarkeit schwankend gemacht werden.

Von Fremonts Candidatur hatte man in jenen Hochburgen die Meinung, daß dieselbe ein Versuch zum Umsturz alles Bestehenden bedeute. Die dortigen Republikaner befanden sich deßhalb in einer äußerst gedrückten und unbehaglichen Lage und mußten darauf sinnen, von auswärts Hülfe zu erlangen. Gegen Ende September, als ihnen die Demokraten die Hölle etwas zu heiß machten, schickten sie eine Gesandtschaft nach Cleveland um von ihren dortigen republikanischen Brüdern sich deutsche Stump-Redner zu erbitten, um mit deren Hülfe die demokratischen Heiden zum alleinseligmachenden Glauben des Republikanismus zu bekehren. Die Deputation wünschte die Mission Leuten von „gut christlicher Gesinnung" und „frommer Sitte" anvertraut zu sehen.

Aber die Klasse von deutschen Rednern war so unendlich rar, daß ein moderner Diogenes sie vergebens gesucht hätte, selbst wenn seine Laterne mit elektrischem Lichte erleuchtet gewesen wäre. Unser Central Committee, geneigt ihren Brüdern von Tuscarawas im Kampfe gegen die demokratischen Horden beizustehen, kam auf den unglücklichen Gedanken, mich „Heiden" mit der kitzlichen Mission zu betrauen, in dem Glauben, daß ich diplomatisch genug wäre, die Klippen religiöser Vorurtheile geschickt zu umschiffen und mir daran nicht unkluger Weise die Finger zu verbrennen.

Meine angeborene Bescheidenheit ließ mich gegen die mir zugedachte Auszeichnung protestiren, ich mußte jedoch, um nicht unpatriotisch zu erscheinen, mich dem Rathschlusse unseres Central-Committees fügen, welches mich als "the right man for the right place" bezeichnete, der verstehe und das Zeug an sich habe "to handle the crowd". Vielleicht war am Ende doch diese Beschmeichelung meiner Eitelkeit mit daran schuld, daß ich als politischer Troubadour nach dem modernen Böotien wanderte.

Mit schwerem Herzen und bedenklichen Ahnungen trat ich meine Missionsreise an, nicht jedoch ohne von einem energischen Mitstreiter begleitet zu sein.

Für einen Deutschen gehörte es damals wahrlich nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens in deutschen Versammlungen republikanische Propaganda zu machen, weil man darin nur zu unfreundlichen und widerwilligen Zuhörern zu sprechen hatte. Unsere Landsleute, die junge Emigration abgerechnet, hingen mit Zähigkeit und Pietät der demokratischen Partei an, und sahen es gewissermaßen als eine ihnen zugefügte persönliche Beleidigung an, wenn ein Deutscher Sie zu den „Schwarzen" (wie die Republikaner genannt wurden) bekehren wollte.

Mehr als in den Städten war dies in solchen Landdistrikten der Fall, welche noch wenig von den Wogen der Anti-Sklaverei-Bewegung bespült waren, und Tuscarawas gehörte zu diesen.

Der Tuscarawas-Fluß trieb seine Wasser noch so träge und phlegmatisch zwischen seinen Ufern dahin als vor Jahren, und der größere Theil der Einwohner pflügte und bebaute sein Land wie ehedem, und lebte so indolent in den Tag hinein, als gäbe es keinen Fremont und keine Jessy; die demokratische Partei war ihren Vorgängern gut genug, warum sollte sie es ihnen nicht auch sein?

Und so fand ich, auf meiner politischen Bekehrungs-Mission angekommen, daß die dortigen Völker noch wenig von der modernen Kultur beleckt

und noch nicht in den Fortschrittsstrudel hineingezogen waren, und daß der reformatorische und quasi revolutionäre Zeitgeist noch nicht Eingang gefunden.

Und nun erst wurde es mir klar, warum die Deputation einen conservativen und christlich angelegten Stump-Missionär verlangt hatte. Hier durfte man nicht mit der Thüre ins Haus fallen und beileibe keine freidenkerischen Anzüglichkeiten machen, wenn dadurch nicht mehr verdorben als gutgemacht werden sollte.

Wie kommt Saul unter die Propheten, fragte ich mich, als ich das Missions-Terrain überblickte und über die Art nachgedacht hatte, wie ich Heide, meine Mission erfüllen sollte?

Meine Maxime bei Volksreden war: Tritt frisch auf—thu's Maul auf—hör' bald auf—und nun sollte ich leise treten, salbungsvolle Sprüche näseln und vielleicht demüthige Miene zum ernsten Spiele machen!

Doch einmal im Wasser, mußte ich schwimmen—nil desperari. Ich schwang mich zur Höhe der Situation auf, nahm meinen Muth zusammen und mich auf meinen festen Glauben an die Gerechtigkeit meiner Sache stützend, stürzte ich mich in die Fluthen der Volksaufklärerei.

In Bolivar anfangend, hatte ich zwei volle Wochen das County durch meine Stumpreden unsicher zu machen. Wie die Amerikaner alles gewaltsam per fas oder nefas, betreiben, so sollte auch jetzt die Bekehrung der deutschen Bevölkerung, welche die Mehrheit im County bildet, summarisch und im Sturmschritt abgewickelt werden.

In New Philadelphia, Canal Dover, Zoar, Gnadenhütten, Port Washington und allen möglichen Städtchen und Orten hatten sie Versammlungen arrangirt, genug um ein ganzes Parlament zu beschäftigen; nur schade, daß damals das Phonograph noch nicht entdeckt war, von welchem die Reden hätten abgeorgelt werden können.—

„You do an immense amount of good to the country," das waren ihre Redensarten, die ich hörte, wenn ich von Widerwillen und Ekel gepackt, den Versuch machte, dem gefährlichen Redespiel plötzlich ein Ende zu machen, und Tuscarawien seinem politischen Schicksale zu überlassen.

Sie, die Amerikaner, hatten keine Ahnung davon, wie schwer es mir ward, tagtäglich vor einem Publikum sprechen zu sollen, das weder Sympathie für mich noch Empfänglichkeit für meine Argumente hatte, ja, das mit geringen Ausnahmen, den Versuch zu seiner politischen Bekehrung als einen Verrath am Deutschthum betrachtete.

Bei den ersten Versammlungen schmerzte es mich tief, wenn ich die systematische und prämeditirte Widerhörigkeit meiner zuhörenden Landsleute beobachtete; kein magnetisches Band wollte sich knüpfen und kein Eindruck wahrnehmen lassen, selbst wenn ich jede Partei-Anspielung vermied und nur das Evangelium der Freiheit aller Menschen zu verkünden bemüht war.— Ich konnte dabei das demüthigende und beschämende Gefühl nicht los werden, daß das Deutschthum sehr degenerirt sein müßte, wenn es den Argumenten gegen den Fluch der Sklaverei nur taube Ohren leihe.

Wie ihre Religion, so hatten unsere Deutschen auf amerikanischem Boden ihre Politik in gutem Glauben von ihren Eltern und Großeltern

übernommen, ohne daß es ihnen in den Sinn gekommen wäre, daran rütteln oder ändern zu wollen; geistige Interessen hatten sie wenig und gegenüber neueren Ideen verhielten sie sich zuerst kopfschüttelnd und ablehnend, dann gereizt, widerspenstig und feindselig. Die Landleute und Bauern sind wohl von Natur wie in Folge ihres schweren Berufes zähe und conservativ; nur mit Widerwillen betrachten sie alles was geeignet ist sie in ihren gewöhnten Anschauungen und in ihrem alten Geleise zu stören und zu beunruhigen.

Bei der Bevölkerung in Tuscarawas County kam noch hinzu, daß sie neben einem starken pennsylvanisch deutschen noch ein pietistisch-bornirtes Volkselement enthielt, welches, als das früheste eingewanderte, keinen günstigen Einfluß auf den Gang der Entwicklung ausübte.

Die Pennsylvanisch-Deutschen waren von jeher wegen ihrer übermenschlichen politischen Zähigkeit berühmt, so daß um diese zu charakterisiren, man ihnen nachredete, daß sie nach Präsident Jackson's Tode noch Jahrzehnte lang consequent für denselben gestimmt hätten; zäher noch und jedem geistigen Fortschritt abgeneigter, erwiesen sich die orthodoxen Sekten der Herrenhuter, Arminianer, Zoariten nnd Swedenborger und wie alle diese frommen Gesellschaften heißen mögen, die in Tuscarawas County dem Herrn dienten und wovon jede sich als die best- und rechtsgläubigste hielt.

Verstimmt und mißmuthig darüber, daß ich hier eine Sisyphusarbeit verrichten und den Prediger in der Wüste spielen sollte, zu welcher Rolle mein Naturell gar nicht angelegt war, faßte ich den Entschluß, meine Mission als beendigt zu betrachten und den Thälern und Bergen Tuscarawas Valet zu sagen, was ich mit um so ruhigerem Herzen thun konnte, als ich überzeugt war, daß von meinen dortigen Landsleuten mir keine Thränen nachgeweint würden.

Mein biederer Pfälzer-Landsmann John Deis in Canal Dover, ein enragirter Abolitionist und Fremont-Anhänger — überredete mich jedoch, noch eine Versammlung in Bucks Township abzuhalten, woselbst viele unserer speziellen Landsleute wohnten, von denen zu erwarten sei, daß sie in Masse herbeieilen würden, um die Fremont-Taufe zu empfangen.

Mit John's Sonntags-Kalesche, von zwei feurigen Rappen bespannt, rasselten wir Nachmittags in die Hauptstadt von Bucks Township ein. Die Stadt, welche durch unsere Versammlung berühmt und klassischer Boden werden sollte, besteht aus einigen Wohnhäusern, einem Wirthshause und einer kleinen Kirche, die zugleich als Schulhaus diente. Daß unsere stolze Einfahrt Aufsehen gemacht hat, bezweifle ich, weil keine menschliche Seele sichtbar wurde, die sich hätte verwundern können. In der Kirche, wo die Massenversammlung stattfinden sollte, und in die wir einen ängstlichen und spähenden Blick hineingeworfen hatten, war es noch einsam, öde und leer; nur die Kanzel und Kirchenstühle standen träumerisch und melancholisch da, von einigen Sonnenstrahlen beleuchtet, welche sich matt durch das Fenster stahlen.

John, der leidenschaftlichen und feurigen Temperaments war, stampfte vor Enttäuschung und Ungeduld auf den Boden, auch mir wurde es ärgerlich zu Muthe, sowohl wegen der weiten Fahrt hierher, als auch wegen der Gleichgültigkeit der speziellen Landsleute, welche die ihnen gebotene seltene

Gelegenheit, eine Stumprede aus dem Munde eines näheren Landsmannes zu hören, nicht benutzen wollten.

Doch bald sollte sich unser Groll legen und die Szene sich verändern. Um die Stadt erheben sich bescheidene Gebirge, deren Wände hier und da recht schroff und steil abfallen. An diesen Wänden ziehen sich Fußpfade herab, welche von den Bergbewohnern zum Herabsteigen in das Thal und die Stadt benutzt werden. Auf diesen Pfaden wurde es jetzt lebendig; vorsichtig ihren Weg fühlend, sah man von der Kirchenecke aus die Mannen herabsteigen, einer hinter dem anderen, im Gänsemarsche dem Versammlungslokale zusteuernd. Selbst am Fuße des Berges angelangt, setzten sie ihren vereinzelten Gang fort, keiner sich umdrehend oder mit dem anderen sprechend. Aengstlich blickten sie vor und neben sich, als fürchteten sie jeden Moment, einen auflauernden Feind auftauchen und auf sich losstürzen zu sehen. Wir standen an der Ecke der Kirche, auf den Zustrom der Massen wartend; und als die Ankommenden unserer ansichtig wurden, bogen sie, scheu und verschüchtert uns im Auge behaltend, an uns vorbei und verschwanden dann rasch in der Kirche.

Das schien mir ein schöner Empfang von näheren Landsleuten! Kein Händedruck, kein freundlicher Blick — scheues Ausweichen, was sollte das alles bedeuten?

John Deis war verblüfft, und auf meine Lippen stahlen sich die leisen Worte: „Undankbare Krokodillenbrut! Ist das der Lohn für unsere Liebe? — fünfzig Mannen mochten sich in den Schulbänken niedergeduckt haben.

Mein Vorredner, C. W. Schmidt, begann zu sprechen, warm und eindringlich — kein Zuhörer schien zu horchen; jeder hatte eine demokratische Partei-Zeitung in der Hand, in welche er starr blickte, nur hie und da einen verstohlenen Blick nach dem Redner werfend. Außer des Redners Worten hörte man keinen Laut! — Nach ihm betrat ich die kleine Kanzel, in der Absicht, dem Völkchen den Standpunkt klar zu machen. Ich weiß nicht, ob die Kirche oder die Kanzel daran schuld war, als urplötzlich eine weiche, versönliche, fast apostolische Stimmung mich überkam und ein tiefes Mitleidsgefühl mich packte!

Politik, Sklaverei, Fremont — alle diese Dinge warf ich bei Seite — und griff in's religiöse Gebiet; denn *Das* konnte ich jetzt aus den Augen der Anwesenden lesen, daß sie durch pietistische Muckerei verzerrt und verängstigt waren.

Obwohl meine Bibelfestigkeit schon ziemlich schwankend geworden war, gelang es mir doch, rasch einen passenden *biblischen* Text zur Unterlage für einen Sermon aus meinem Gedächtniß heraus zu grübeln.

„*Selig sind die Einfältigen*", dies waren die Worte meines Textes, und nicht sobald hatte ich ihn mit theologisch-ernster Miene angekündigt, als auch schon die Zuhörer ihre Zeitungen bei Seite legten und mir ihre volle Aufmerksamkeit zuwendeten. Ich versuchte mein Bestes, dem herrlichen Spruche die gehörige Deutung zu geben, dabei hervorhebend, daß man menschliche Einfalt nicht mit menschlicher Einfältigkeit und mit stumpfer Gleichgültigkeit gegen die physischen und geistigen Interessen der Menschheit verwechseln dürfe, und schloß meine Rede mit den Worten, daß

keine Religion wahr sein könnte, welche das menschliche Streben nach Wahrheit und irdischer Glückseligkeit verdamme.

Auf wenigstens zwei der widerspenstigen Zuhörer schien der Vortrag Eindruck gemacht zu haben, denn nach Auflösung der Versammlung fanden sie sich gedrungen, das kindisch-mißtrauische Gebahren ihrer Mitbürger zu entschuldigen.

Es war in der ganzen Gegend, wie sie aussagten, das Gerücht durch Frömmlinge und politische Intriguanten ausgestreut worden, daß wir „gekaufte Juden" und „Ungläubige" seien, welche es bei ihren Reden darauf anlegten, ihren Zuhörern das politische wie christliche Seelenheil unter falschen Vorwänden zu rauben.

Wäre es die sancta simplicitas, die heilige Einfalt gewesen, welche dem Benehmen der Leute zu Grunde gelegen, man hätte sich darüber hinwegsetzen können; es war aber Stumpfsinn und Geistesöde, was aus ihren Augen sprach. Als lebensfrohe junge Leute hatten sie ihr Deutschland verlassen, um hier im freien Lande zu versauern und zu denkfaulen Kopfhängern zu werden. Dem deutschen Unterthanenthum glücklich entronnen, hatten sie sich im Lande der Freiheit zu Partei-Sklaven gemacht.

In nichts weniger als heiterer Laune begrüßten wir am nächsten Morgen unsern Hausherrn John Deis, der wegen des gestrigen Mißerfolgs auch noch voll Aerger war. Da flog unser Blick auf den in der Morgenzeitung enthaltenen Bericht von der Buckstown-Affaire und darin stand in Fettschrift gedruckt, daß die gestrige Versammlung sich als glänzender Erfolg für die Fremont-Sache erwiesen und daß die dortigen Demokraten in hellen Haufen ihre alte Fahne verließen und in das republikanische Lager flüchteten.

Wir konnten uns des ausgelassensten Lachens über diese merkwürdige Neuigkeit nicht enthalten. Was so ein amerikanisches Reportergenie auf die unverfrorenste Weise nicht alles erdichten und zusammenlügen kann, wenn es bei ihm gilt, Reklame für irgendwelche gute oder schlechte Sache zu machen. Bei uns hatte die phänomenale Reporter'sche Leistung das Gute gehabt, daß sie uns hinfür unsere Fremont-Propaganda weniger tragisch und mehr humoristisch betreiben ließ.

Kapitel IV.

Nie vorher ist mir der große Unterschied zwischen deutscher und anglo-amerikanischer Art des Denkens und Thuns anschaulicher gemacht worden, als auf meinem Tuscarawas'schen Feldzuge. Ich bildete mir ein, mit drei bis vier Stumpreden per Woche dem Vaterlande genug geleistet zu haben und den Rest meiner Zeit mit Forellenfang und sonstigen idyllischen Liebhabereien zubringen zu können.

Der „Regisseur" der Fremont-Campagne in Tuscarawas hatte jedoch für meine idyllischen Hintergedanken ebensowenig Verständniß als für meine sonstigen Bedenklichkeiten; voll Energie und fanatischer Einseitigkeit, suchte

er meine Anwesenheit zu nützen, um das äußerstmögliche Fremont-Kapital heraus zu schlagen. Wie die „Circus-Managers“ und Opern Impresario's, betrieb er die Anordnung politischer Versammlungen nach geschäftlichen Prinzipien, und ohne sich Tags oder Nachts Ruhe zu gönnen, entwickelte er dabei einen Eifer und eine Geschicklichkeit, wie sie nur Amerikanern eigen ist.

Er arrangirte die Versammlungen, schrieb die Ankündigungs-Plakate, vertheilte sie, klebte sie an und ließ es sich nicht verdrießen von Haus zu Haus die Völker aufzurütteln, und zum Besuche der Versammlungen einzuladen. Es hätte nur noch gefehlt, daß er statt durch Plakate, durch Trommelschlag und Trompetengeschmetter die „Vorstellung“ angekündigt hätte.

Er hatte die Ansicht, daß Mohammed zum Berge und nicht der Berg zu Mohammed zu gehen habe — und so veranstaltete er die Versammlungen mit Vorliebe im Herzen der dunkelsten Distrikte, wo das Fremont-Evangelium noch nicht Eingang gefunden hatte.

Mehrere Meilen oberhalb Gnadenhütten, am südlichen Ende des Countys, existirten Ansiedler-Elemente, die seit mehreren Jahrzehnten stets eine undurchdringliche demokratische Phalanx bildeten und bei jeder Wahl durch colossale Majoritäten der Whigpartei zermalmende Niederlagen zugefügt hatten, dort sollte nun die Fackel der Aufklärung aufgesteckt und die Wahrheiten des republikanischen Katechismus verkündet werden.

Nach den glorreichen (?) Erfolgen in Bucks Township, glaubte er die republikanische Propaganda im Centrum der Feinde beginnen zu müssen; seine agitatorische Philosophie gipfelte in dem Spruche “that it is always best to take the ox by the horns”, anstatt mit systematischer Arbeit die Zeit zu verzetteln.

Unsere Hinterwäldler waren aber nicht von dem Schlage, um sich so leichten Kaufs ihre festgewurzelten politischen Ueberzeugungen eskamotiren zu lassen, und sich so mir nichts dir nichts bei den Hörnern kriegen zu lassen. Auf die Sympathien der Schweizer-Bevölkerung, die sehr stark dort vertreten war, rechnete er hauptsächlich, weil diese ja einem freien republikanischen Lande entstammte; er täuschte sich aber sehr, denn diese Schweizer waren und blieben die hartnäckigsten Demokraten und Gegner der Antisklaverei-Bewegung.

Wegen Mangels einer passenden Räumlichkeit fand die Versammlnng in einem Waarenhause statt, das am Kanale, nahe einer Mühle gelegen war.

Schon auf dem Wege dahin von New Philadelphia wurde ich von einem gelinden Schrecken erfaßt, als ich die Anschlagzettel zu Gesichte bekam, welche in verschwenderischer Weise an Häusern, Bäumen und Zäunen angeschlagen waren und folgendermaßen lauteten:

“Great German Mass Meeting, to be held at Heck's Ware House, etc., etc. — Two German gentlemen of great reputation and unequalled eloquence will address their German fellow citizens in their native tongue and in the sweet accent of their illustrious ancestors.

Come one! Come all!

„Große deutsche Massenversammlung in Heck's „Waarenlager" am Kanal. Zwei deutsche Edelmänner von großer Reputirlichkeit und unvergleichlicher Redseligkeit werden ihre deutschen Mitbürger in ihren angeborenen Zungen und in dem süßen Tone ihrer illustrirten Vorfahren anreden.

Komme Jeder und fehle Keiner!"

Dieser Zettel mit seinem klassischen Deutsch hätte mich zu jeder anderen Zeit außer Fassung gebracht, heute aber reizte er mich zur humoristischen Stimmung, und nicht eine Sekunde zweifelte ich daran, daß ein deutscher Schalk die herrliche Uebersetzung verübte.

Die Versammlung fand dann auch am Abend in dem „Waarenlager" statt, wo die Zuhörer, so gut oder schlecht es eben gehen mochte, auf Fässern, Kisten und Kasten sich Platz zu suchen hatten. Der Raum war gedrängt voll von Zuhörern, und es schien fast als ob der originelle deutsche Anschlagzettel die entgegengesetzte Wirkung gehabt habe von dem, was der durchtriebene Uebersetzer beabsichtigte. „Reputirliche" und „redselige" Sprecher mochten die Leute dort schon gesehen und gehört haben, aber die süßen Töne ihrer „illustrirten" deutschen Vorfahren von „angeborenen" Zungen zu vernehmen, das mußte für sie gewiß etwas höchst Verlockendes haben.

Ehe die Versammlung eröffnet wurde, hatte ich mich über die Stimmung der Leute zu orientiren gesucht, und namentlich war es mir darum zu thun, zu erforschen, ob die Hinterwäldler solche Barbaren seien, als welche sie geschildert wurden, und fand mich beruhigt, sie besser zu finden, als ihr Ruf.

Die Versammlung begann und — gegen alles Erwarten in musterhafter Weise. Zwei Stunden lang schenkten die Zuhörer den Rednern die größte Aufmerksamkeit, ohne die geringste Unterbrechung. Selbstverständlich wurde es von den Rednern vermieden, durch unkluge Ausfälle und kränkende Vorwürfe den Unwillen des Auditoriums zu provoziren. Daß ein gutes Wort überall eine gute Stätte findet, hatte sich auch hier bewahrheitet, wo beim Schlusse der Versammlung die Leute uns in der herzlichsten Weise begrüßten, selbst die wegen ihres Parteigeistes arg verschrieenen Hinterwäldler hatten an unseren „Sprüchen" nur das auszusetzen, daß sie nicht demokratisch genug waren, und sie ließen es sich auch nicht nehmen als Antwort auf unsere Reden „three cheers for Buck and Breck" auszubringen.

„Breck" war die Abbreviatur von Breckinridge, des Namens des demokratischen Vize-Präsidents-Candidaten. Es lag in diesem Hurrah für die zwei B's der Beweis, daß wir durch unsere Fremont-Reden die Herzen der anwesenden Demokraten nicht erreicht hatten und daß auf demokratische Fahnenflüchtige vorläufig nicht zu rechnen sei. Mein Begleiter meinte beim Heimreisen, daß unsere rednerischen Anstrengungen ziemlich für „die Katz" gewesen.

Die nächste Versammlung fand in Zoar, in jener communistischen Ansiedlung, die wohl als ein Muster in ihrer Art gelten darf, statt. Was Politik betrifft, so lebten hier die Mitglieder der Kolonie noch in wahrhaft paradisischer Unschuld, sie äußerten weder Zustimmung noch Widerspruch.

Ich hatte geglaubt, bei diesen einfachen und frommgesinnten Leuten wunder was ausrichten zu können, wurde aber bitter enttäuscht, als ich in einer Versammlung, am Schlusse meiner schönen Rede die ganze Gesellschaft fest eingeschlafen fand.

Von Schwaben gegründet und geleitet, hatte diese Kolonie wunderbare Fortschritte gemacht und mehrere Sektionen Landes zu einer Oase in jener Gegend geschaffen. Es heimelte jeden Deutschen heimathlich an, diese Oase zu betreten, und zu bewundern, was deutscher Fleiß und deutsche Genügsamkeit im Laufe von Jahrzehnten geleistet. Daß die Kolonisten gute Gewissen hatten, aber weniger Sinn für politische Thätigkeit, haben sie dadurch bewiesen, daß sie bei meiner glänzenden Anrede ruhig einschlafen konnten.

Von hier aus eilte ich nach Bethlehem in Stark County, woselbst eine Massenversammlung angekündigt war, die aber wegen totaler Abwesenheit der Massen nicht stattfinden konnte. Die Bethlehemiten hatten mit ihren orientalischen Namensvettern urchristlicher Zeit das gemein, daß sie an den Welterlöser nicht glauben wollten.

In Massillon wollte ich dann das letzte Lorbeerblatt dem Kranze zufügen, den ich mir auf meiner Stump-Mission erworben zu haben vermeinte; die neidischen Götter aber wollten mir den Sieg nicht so leicht machen.

Kaum angekommen, erschien vor mir eine Deputation deutscher Demokraten, mich zu einem rhetorischen Duell mit Herrn Seraphin Meyer herausfordernd.

So nahe am Ziele meines Ruhmes, sollte ich jetzt noch einmal den Kampf der letzten Wocheu überkämpfen müssen. Die Herausforderung kam mir sehr ungelegen und doch durfte ich sie nicht ablehnen, wollte ich nicht unritterlich erscheinen und mein ganzes „staatsmännisches" Prestigium einbüßen. Mit schwerem Herzen nahm ich sie an, weil in Folge der Vokal-Anstrengungen der letzten Wochen, meine Stimme heiser geworden war.

Politische Ansichten abgerechnet, stand ich mit Herrn Meyer, damals Advokat und später Richter in Canton, auf freundschaftlichem Fuße, wußte auch, daß man mir keinen tüchtigeren Redner und erfahreneren Politiker hätte entgegenstellen können.

Er war der Führer der Demokraten von Stark, und galt als ein gewiegter Politiker, der von deutscher Träumerei und unpraktischen Ideen gerade nicht angekränkelt war. Er sollte die Einschleppung des Abolitionismus in das urgesunde, demokratische Stark County verhindern.

In einem Saale fand die Debatte statt, und Kopf an Kopf gedrängt standen die Zuhörer, zur größeren Hälfte aus Deutschen bestehend; die Minderheit, auch in erklecklicher Anzahl, waren amerikanische Republikaner, die blos gekommen waren, um die Versammlung anzuschwellen und mir ihre Smpathie zu erkennen zu geben. Da die Diskussion in deutscher Sprache vor sich ging, so kann man sich denken, welchen Sukkurs sie mir leisten konnten, die kein Wort von den Debatten und Verhandlungen verstanden.

Jeder der Debattanten hatte abwechselnd fünf Minuten zu sprechen und seine Ansichten zu verfechten oder die seines Gegners zu widerlegen. Zwei

Stunden wogte auf diese Weise das Wortgefecht hin und her; die Sklavenfrage war es, wegen welcher ich die Demokratie bekämpfte, und um diese drehte sich pro and contra die ganze Diskussion. Herr Meyer behandelte die Frage vom constitutionellen Standpunkte, während ich meine Argumente auf das „higher law" stützte. Als ich das Sklavenflüchtlingsgesetz als grausam, und als einen Schandfleck auf dem Wappen der Republik charakterisirte — schlug Meyer das diesfallsige Gesetz von 1789 auf und bewies, daß Präsident Washington es selbst gutgeheißen und unterschrieben habe; und nachdem er den Namen George Washington mit Pathos und Emphase ausgesprochen, erscholl ein solch anhaltendes Applaudiren und Hurrarufen im Saale, daß uns auf der Rednerbühne fünf Minuten lang das Hören und Sehen verging.

Man kann sich kaum etwas Lustigeres und Komischeres denken als den Verlauf dieses Rede-Duells; — hatte Meyer seine fünf Minuten zurückgelegt, so brach der Applaus von deutscher, und am Ende meiner fünf Minuten von amerikanischer Seite los; wie bei einer Wahl die meisten Stimmen entscheiden, so schien hier die Kraft der Lungen und die Ausgiebigkeit der Stimmorgane den Ausschlag geben zu sollen, und ein drolligeres Geschworenen-Verfahren ist nie vorher erdacht worden. Nach Verlauf einiger höchst erheiternden Stunden war die Unruhe und der Lärm im Saale so groß geworden, daß kein Mensch mehr sein eigenes Wort verstehen konnte, und in Wohlgefallen löste sich die Duell-Gesellschaft auf, mit dem tröstlichen Gefühle, daß das Publikum wie die Debattanten gerade so klug heimgehen würden, als sie gekommen waren.

Politische Debatten sind in Ländern des allgemeinen Stimmrechts von unberechenbarem Werthe und weittragendem Einflusse; wo aber Aufregung und Parteileidenschaften bereits ihren Glühpunkt erreicht, hören die Menschen nicht mehr auf Argumente und die Rede-Duells haben keinen Zweck.

* * *

Mit diesem Redetournier hatte meine mehrwöchentliche Stump-Reise ihren Abschluß gefunden. Ich könnte nicht sagen, daß sie mir große Befriedigung gewährt hätte, denn gar mager erschien mir ihr Resultat; viele Stimmen für Fremont hatte ich sicherlich nicht erobert, und meinen Freunden konnte ich keinerlei Siegeshoffnungen mit nach Hause bringen.

Doch für solche, die nüchtern und kaltblütig die Sachlage beurtheilten, lag darin keine Enttäuschung. Es war zu erwarten, daß die republikanische Partei beim ersten Anlauf die übermächtige Sklaverei-Aristokratie nicht überwältigen könne, und daß die Fremont-Campagne nur ein Vorspiel zu dem später aufzuführenden Hauptdrama sei.

Kapitel V.

Von meiner mehrwöchentlichen politischen Agitations-Reise kehrte ich Anfangs Oktober nach meinem lieben Cleveland zurück als ein anderer Mensch, als der ich gegangen. Infolge meines direkten Verkehrs mit vielen meiner Landsleute und Mitbürger war nämlich unbewußt eine starke Ernüchterung über mich und meinen Fremont-Enthusiasmus gekommen und die gemachten Beobachtungen und Erfahrungen hatten sich wie eine Art Mehlthau über meine freiheitliche Exaltation gelegt. Zweifel fingen an, sich in meiner Seele zu regen, ob das Ideal, dem ich nachstrebte, nicht etwa eine Fata Morgana, eine Fiktion oder Täuschung sei? Die wirklichen Menschen und Dinge fand ich bei der Anschauung und Berührung ganz anders, als ich sie mir in meinem Geiste vorgestellt hatte.

Meine hiesigen Freunde und Gesinnungs-Genossen wollten mich gar nicht mehr als den alten erkennen, so ruhig, verständig und nachdenklich war ich in den wenigen Wochen durch die Erfahrung und erhaltenen Rippenstöße geworden, und mit ganz anderen Augen als früher sah ich mir die Dinge und Ereignisse an.

Auch hier in Cleveland hatte die Physiognomie des Wahlkampfes seit meiner Abwesenheit sich verändert; der Jessy-Enthusiasmus war ziemlich verflogen und die ernste Besprechung der Tagesfragen schien keinen Reiz mehr zu haben für die größere Anzahl der Wähler. Zu den landesüblichen Methoden der Reklame und Marktschreierei hatte man seine Zuflucht genommen, um neues Leben in die politische Bude zu bringen und um die Blasirten, die Trägen und Gleichgültigen aus ihrer Stumpfheit aufzuwecken und in die politische Arena zu locken.

Paraden und Prozessionen, Fackelzüge und Feuerwerk fanden fast allabendlich statt; uniformirte Compagnien durchzogen unter den lautesten Klängen der Musik die Straßen der Stadt; Trommeln wirbelten, Trompeten bliesen und Kanonen donnerten, die Völker strömten in großer Aufregung herbei, das martialische Schauspiel zu genießen und mit freudigen Hurrahs zu begrüßen. Die eine Partei wetteiferte mit der anderen, bei diesen Aufzügen und Umzügen das Schönere und Massenhaftere zu leisten, eine jede mußte, der Concurrenz wegen, die andere zu übertrumpfen versuchen; die damit verbundenen horrenden Ausgaben kamen gar nicht in Betracht, denn "the greatest and richest country in the world" kann sich solchen Luxus leisten.

In der That konnten die Führer der Parteien kein so wirksames Mittel, als diese äußeren Schaustellungen, erfinden, um ihre Armeen mobil zu machen. Freudlos und nüchtern, wie das puritanisch verquickte Leben hier war, bieten derartige Paraden und Schaustücke dem Menschen einen freudigen Genuß und der schreckhaften Monotonie des Alltagslebens eine dankenswerthe Abwechslung. Auch manche Schlafmütz-Seele mag dadurch aufgerüttelt und zur politischen Aktivität aufgemuntert worden sein.

Neben den Fackelzügen, Paraden und Umzügen war ein anderes Wahlmanöver in Schwung gekommen, nämlich das Wetten. Im politischen Gespräche mit einem Wahlgegner war das zweite Wort, das man hörte: "How much you bet?" Das Herausfordern zum Wetten und das Eingehen von Wetten war so gewöhnlich und so allgemein wie das „Guten Tag," oder das berühmte "how do you do." Man traf fast Niemand mehr, der, wenn man ihm widersprach, nicht sofort zum Wetten herausgefordert hätte, und wäre er so arm gewesen wie eine Kirchenmaus.

Die professionellen Spieler, welche viel wagen, um mehr zu gewinnen, wetteten größere Geldsummen; diese dürfen nicht verglichen werden mit jenen politischen „Gamblers", die mit ihren Wetten politische Partei-Zwecke verfolgen. Sie wetten tollkühn und hoch, um ihre politischen Gegner zu verblüffen und einzuschüchtern. Kühne Wetten auf den Candidaten, dessen Erwählung sie wünschen, werden gemacht und über das Land hin telegraphirt, um den Eindruck zu verbreiten, als seien sie, diese durchtriebenen Gauner, ganz genau von dem Siege des Candidaten überzeugt, auf den sie so große Summen verwettet. Und leider gab es Leute genug, welche einfältig und albern genug waren, sich durch den Kursstand der Wettenbörse und die riskanten Wetten jener Gauner in ihrer Parteistellung beeinflussen zu lassen.

Die größere Anzahl eingegangener Wetten, die sich, wie statistisch festgestellt, in die Millionen beliefen, waren jedoch harmlos und nicht selten humoristischen Inhalts: Stiefel und Hüte bildeten gewöhnlich den Einsatz. In zahlreichen Fällen waren es gewisse persönliche Leistungen niedriger Art, welche der Verlierende zu verrichten hatte. Er mußte, um Beispiele zu erwähnen, in schwarzem Gala-Anzuge mit Frack und Cylinder auf öffentlichem Marktplatze ein Fuder Holz sägen und spalten, oder den schwerwiegendsten Mann seiner Gegenpartei auf einem Schubkarren durch die vornehmsten Straßen der Stadt schieben; wieder Andere hatten nach dem Salzsee auszuwandern, wenn es ihnen nicht gelang, durch einen großen Schmaus den Gegner zufrieden zu stellen.

Daß Lust und Freude, Humor und Satyre bei solchen Wahlkämpfen zu ihrem Rechte kommen dürfen, wird wohl keine patriotische Seele bestreiten; nie aber sollen solche äußeren Zuthaten die Ziele verdunkeln, nach welchen gestrebt werden soll. Zu ernst war diese Campagne, um nicht ernst und erzieherisch geführt zu werden. Hinter ihr standen vier Millionen Sklaven, welche ihre Menschenrechte forderten, vor ihr bräute das blutige Gespenst der Sezession, und angesichts solcher Sachlage, sollte die Anwendung künstlicher Reizmittel erforderlich sein, um Menschen an ihre Pflicht zu mahnen?

Der November-Wahltag war gekommen und mit ihm der Tag der Entscheidung in dem Kampfe der streitenden Parteien. Die Wahl endete mit der Niederlage der republikanischen und dem Siege der demokratischen Partei. Wenn auch nicht siegreich, so ist doch die junge Partei der Republikaner glorreich und mit fliegenden Fahnen aus der Wahlschlacht hervorgegangen; ihre Reihen waren intakt geblieben, ihr Vertrauen und ihre Hoffnung auf die Zukunft hatte keine Verkümmerung erfahren. Die Stimmzettel in der Wahlurne hatten gegen sie entschieden, der Sieg der Ideen blieb ihnen unbestritten.

Großer Jubel herrschte bei den Demokraten über den Stimmzettelerfolg, den sie an der Wahlurne errungen. In ihrer Verblendung sahen sie nicht, wie sehr sich die Reihen ihrer Kämpfer gelichtet und wie knapp ihr Sieg ist gewesen. Sie verstanden nicht die Zeichen der Zeit, noch die Deutung ihres Sieges, der nur ein Pyrrhussieg war und sich als solcher bei dem nationalen Wahlkampfe, vier Jahre später, erwies.

Bei den deutschen Ideal-Politikern, welche mit Eifer und Begeisterung für die Erwählung Fremont's eingetreten waren, stellte ob dessen Niederlage jene schmerzhafte Verstimmung sich ein, welche die deutsche Sprache mit dem hübschen Namen Katzenjammer bezeichnet. Nicht daß ihr Vertrauen auf den künftigen Sieg wankend geworden, oder daß Verzagtheit über sie gekommen

wäre. — Nein, was sie so katzenjämmerlich fühlen machte, war die über sie gekommene Erschlaffung ihrer Nerven, nachdem diese Monate lang „überspannt" gewesen. Die Natur verlangt eben ihre Rechte; auf alle physischen und geistigen Ueberanstrengungen und Exzesse folgt die Reaktion, und so mußte auch hier bei unseren Jung-Deutschen die Reaktion eintreten, um bei ihnen das Equilibrium ihres derangirten Nervensystems wieder herzustellen. In diesem katzenjämmerlichen Zustande ist der Mensch krakehlig und ungenießbar, er ist ungerecht und mißtrauisch gegen sich selbst und die ganze Menschheit, und sieht die Erscheinungen und Dinge in ganz anderem Lichte, als er solche bis jetzt sich vorgestellt hatte; die einfache Wahl-Niederlage erscheint ihm jetzt als eine Welt-Katastrophe und das allgemeine Stimmrecht als eine zweischneidige Waffe; Zweifel über das Vorhandensein politischer Moral und echt patriotischer Gesinnung steigen bei ihm auf. Glücklicher Weise hält dieser pathologische Zustand nicht lange vor, und gerade die zartbesaitetsten und feinfühligsten Naturen, welche am ehesten und tiefsten vom Schmerze ergriffen werden, sind auch am schnellsten darüber hinweg, weil trotz aller schlimmen Enttäuschungen und Erfahrungen, ihre Liebe stärker ist als ihr Haß.

Und so kam es, daß die Fremont'sche Niederlage nach Ueberwindung der dadurch herbeigeführten Verstimmung als neuer Ansporn zur Fortsetzung des Kampfes gegen die Sklaverei wurde, und daß auf den Ruinen geknickter Hoffnungen neues Leben erblühte.

XXXV.

Deutsche Presse.

Nur wenige Monate ruhten die Waffen nach der Niederlage, welche die jung-republikanische Armee im Kampfe für Fremont erlitten. Man wußte, daß die Demokraten nur einen Pyrrhussieg mit James Buchanan errungen und einem zweiten kräftigen Ansturm erliegen müßten. Und kaum war Buchanan installirt und hatte sein Regierungsprogramm verkündet, so begannen auch schon von republikanischer Seite die Vorbereitungen und Rüstungen zum Zusammenstoß vier Jahre später. Heftiger als je platzten von jetzt an die Geister aufeinander, ungestümer und aggressiver als je trat die Antisklaverei-Propaganda auf. In tausenden von Zungen wurde das Evangelium der Freiheit dem Volke verkündigt, die Gutenberg'sche schwarze Kunst that Wunder in der Verbreitung von Aufklärung und Licht, in der Befreiung menschlicher Köpfe von Vorurtheilen.

Die Jungdeutschen, wie gewöhnlich, waren die ersten auf dem Plan, mit dem wirksamsten Rüstzeug, der freiheitlichen Begeisterung, angethan. Doch anders wie früher war jetzt ihre Stellung. — Das ungebundene politische Zigeunerleben, das Kämpfen jedes Einzelnen "on his own hook" hörte auf. Die politischen Flitterwochen waren vorüber. Mit ihrem *Eintreten* in die republikanische Partei, mußten sie, wie ein ins Philisterthum eingetretener Student oder wie ein junger Ehemann, etwas ruhiger und gesetzter sich betragen und ihre früheren Leichtfertigkeiten und extra-

vaganten Passionen zügeln; den Hausregeln der Partei war gebührend Rechnung zu tragen; denn an die Stelle der Neigungen waren Verpflichtungen, an die Stelle persönlicher Willkür die Parteidisziplin getreten. Innerhalb der Partei, welche ihnen einen starken Rückhalt und die Gelegenheit zur praktischen Bethätigung ihres Reformeifers darbot — hatten sie von nun an ihre Ansichten, Wünsche und Grundsätze geltend zu machen und ihre Parteigenossen für dieselben zu gewinnen.

Die Zugehörigkeit zu einer großen nationalen Organisation hatte für sie noch andere schätzbare Vortheile. Diese brachte sie in engere Beziehung und in intimeren Verkehr mit ihren nichtdeutschen Mitbürgern und namentlich mit dem anglo-sächsischen Elemente. Sie lernten sich besser kennen und verstehen und schliffen gegenseitig manche Schrullen und Marotten, manche Kanten und Ecken von sich ab.

Im Streben nach einem gemeinschaftlichen Ziele mußten die verschiedenen Elemente sich gegenseitig Zugeständnisse machen, um harmonisches Zusammenwirken nicht zu gefährden; auf einander in Verfolgung gemeinschaftlicher Interessen angewiesen, durfte keine der Nationalitäten auf ihrem vollen Scheine hartnäckig bestehen. Unsere neuen Parteigenossen fingen an die Intelligenz und den uneigennützigen Patriotismus des deutschen Elementes besser zu begreifen und einzusehen, daß man die Vorzüge deutschen Wesens nicht aufzugeben braucht, um ein guter amerikanischer Bürger zu werden; wie andererseits die Deutschen in ihrem intimen politischen Verkehr mit ihren anglo-sächsischen Verbündeten, an diesen sehr werthvolle Eigenschaften entdeckten und zur Ueberzeugung gelangten, daß kein anderes Volk für die politische Freiheit soviel Verehrung und Verständniß hat, als das amerikanische.

Im politischen Denken und Handeln und in der Ausübung seiner Souveränität ist jedem Amerikaner, ob reich oder arm, ob hoch oder niedrig, die vollste Freiheit und der weiteste Spielraum g stattet, und Keiner denkt daran, sie dem Andern verkümmern zu wollen, oder sie unter staatliche Kontrole oder obrigkeitliche Ueberwachung zu stellen. Freiheitliches Selbstgefühl ist ein vornehmer Zug im Wesen des Amerikaners, aber vornehmer noch ist seine Geneigtheit, politische Freiheit und Gleichberechtigung jedem Menschen zuzugestehen und nur solche des Genusses der freien Luft eines Landes nicht werth zu halten, welche von ihrer Souveränität keinen würdigen Gebrauch zu machen wissen.

Es war dieses amerikanische Wesen und das generöse Entgegenkommen von Seiten der neuen Parteigenossen, welches uns Deutsche alsbald in den Reihen der republikanischen Parteifreunde heimisch machte, und uns den verdienten Einfluß gewinnen ließ. Es war eine Lust, mit den strebsamen Männern zu verkehren und, politisch zu arbeiten, welche die Partei, in der glänzenden Periode ihrer Jugendfrische und Unverderbtheit, leiteten. Puritanische oder nativistische Neigungen traten hier zurück, und keine Zurücksetzung oder Bedrückung war zu erfahren.

Mit ihrem Aufgehen in der republikanischen Partei ward auch die Stellung der Jungdeutschen gegenüber ihren demokratischen Landsleuten eine schroffere. Bei der Vorbereitung zum Entscheidungskampfe konnten die Proſklaverei-Demokraten auf Schonung nicht mehr rechnen. Ein

deutschamerikanischer Bruderkampf mußte ausgefochten werden, bevor es möglich wurde die Prosklaverei-Armee zu besiegen. Von nun an hörte die deutsche Gemüthlichkeit in der Politik auf, von keiner Seite wurde mehr Nachsicht oder Verzeihung geübt und in der heftigsten Weise dauerte der Kampf vier Jahre, bis zur Novemberwahl von 1860, wo die Entscheidung durch die Wahl Lincoln's erfolgte.

Die deutsche Presse hatte während aller dieser Jahre die Hauptarbeit zu thun, und einen Rückblick auf diese muß ich jetzt werfen, um die Art, die Größe und Bedeutung dieses Zeitungskampfes begreiflich zu machen.

Wie schon früher erwähnt, stand — bis zu 1850 — die deutsche Tagespresse, mit Ausnahme von wenigen Whigblättern, in der Abhängigkeit und unter dem Einflusse der demokratischen Partei und diese war beherrscht von der südlichen Sklavenhalter-Aristokratie. Erwägt man nun die Thatsache, daß unsere Deutschen, mit wenig Ausnahmen, dieser Partei zähe anhingen, so kann es einem verwunderlich nicht vorkommen, daß diese unter dem Parteidespotismus stehende Presse in den Parteigeleisen forttrabten, und sich des Flügelschlages freier Seelen enthalten mußten. Mit den Wölfen mußten sie heulen und sich in ihrer Kritik auf das Schlechtmachen der Gegenpartei und der „ruchlosen" Abolitionisten beschränken. Unabhängige oder gar parteigegnerische deutsche Blätter konnten nicht aufkommen.

Bei der armseligen Unterstützung deutscher Zeitungsliteratur von Seiten unserer Landsleute hatten selbst die demokratischen deutschen Blätter fortwährend mit Subsistenz-Sorgen zu kämpfen. Viele Deutsche, leider sei es gesagt, hielten und lasen gar keine Zeitung, andere glaubten große Wohlthäter eines Blattes zu sein, wenn sie zu einem Abonnement von fünf Cents per Woche sich aufschwangen und oft für diesen Abonnementspreis dem Herausgeber auch noch Naturalien aufdrängten.

Geistige Anstrengungen und literarische Arbeit waren niedrig geschätzt und der Journalismus noch wenig gewürdigt; und wenn man diese herrschende Stumpfheit bedenkt und dabei in Betracht zieht, daß der Redakteur, vom schwarzen Gespenste fortwährend bedroht, frei von der Leber weg nicht schreiben durfte und konnte, so wird man sich nicht verwundern, daß der Inhalt der Zeitungen außerordentlich zahm und bescheiden gewesen war, umsomehr so, als ihnen Kabeldepeschen und „Patentseiten" oder Bilderbogen von Porträts großer Verbrecher und großer Männer, womit sie ihre Spalten billig hätten ausfüllen können, noch nicht zur Verfügung standen. Dennoch leisteten sie mehr als wofür sie bezahlt wurden.

Der kleinste Verstoß gegen die Parteidisziplin konnte damals den Untergang einer solchen Zeitung herbeiführen, weil nur die Partei-Patronage sie über Wasser zu halten vermochte.

Nur wenige Blätter, wie etwa die „New Yorker Staatszeitung", das „Cincinnati Volksblatt" oder der Columbus „Westbote" hatten Mittel und Abonnenten genug, sich des Daseins angstlos zu erfreuen.

Das letztere Blatt, fähig, vorsichtig und streng demokratisch redigirt, hatte eine ausnahmsweise große und zähe Abonnentenzahl unter der Ohio

Landbevölkerung, und übte einen größeren Einfluß auf die Ohio Staats-Politik aus, als irgend eine andere Zeitung des Landes. Der „Westbote“ war für die Demokraten ein wahres demokratisches Orakel.

Mit der Achtundvierziger Einwanderung kam ein neuer Geist in das stagnante politische Leben. Eine erfrischende Geistesbrise wehte bald durch die Lande und weckte die Menschen aus ihrem politischen Schlafe und die Zeitungsliteratur aus ihrer „Gemüthlichkeit“ auf. Die Brise verstärkte sich mit jedem neuen Tage und bald sollte es auf dem Zeitungsgebiete frisch und munter werden.

Schon im Laufe weniger Jahre, unter dem belebenden Hauche des sich eingestellten Geistes-Wehens, traten mehr als hundert deutsche Zeitungen ins Leben, von fähigen Köpfen geleitet. Die Sklaverei in erster Linie bekämpfend und dem allgemeinen Fortschritte geweiht, hatten sie sich in den Dienst der jungen republikanischen Partei gestellt um die nächsten ihrer Ziele zu erreichen.

Wo immer eine namhafte deutsche Bevölkerung in einer der Städte sich vorfand, dort wuchsen solche Zeitungen auf, an der Seite bestehender demokratischer Organe, und diese in ihrer Prosklaverei-Tendenz bekämpfend und ihnen geschäftliche Konkurrenz machend.

Mehr noch wie die älteren Journale hatten die neugegründeten für ihr Dasein zu kämpfen; gruselnder Finanzmangel starrte ihnen fortwährend entgegen, da sie von den Altdeutschen weder moralische noch materielle Unterstützung fanden, sogar das demokratische Mitleid blieb den März-Eindringlingen versagt. Und so auf wackeligen Füßen stehend, waren sie beständig bedroht, vom ersten besten Windstoße umgeblasen zu werden; nur der Ballast des Fortschrittsdranges und die zähe Willenskraft der Herausgeber vermochten das unbefrachtete Zeitungs-Schiff im sichern Fahrwasser zu halten.

Schon nach dem erstmaligen Erscheinen des Blattes pflegte die Polemik mit dem demokratischen Nachbarblatte sich einzustellen; zuerst ganz leise erhob sich der Wind, sich mit jedem andern Tage etwas verstärkend, um dann zum heftigen Sturme sich auszuwachsen, der ununterbrochen bis zur Wahlschlacht andauern sollte.

Was in diesem vierjährigen Zeitungskampfe für und gegen die Herrschaft der demokratischen Partei geleistet wurde, spottet jeder Beschreibung. Keine Type des Gegners blieb unverrückt, und kein gutes Haar unzerzaust auf dem Kopfe des zeitungsschreibenden Gegners. In spaltenlangen Artikeln wurden alltäglich die Gegner in ihrer „haarsträubenden Unwissenheit und Lasterhaftigkeit“ geschildert; keine ihrer etwaigen „Tugenden“ fand Beachtung, und kein guter Faden wurde an ihnen ergelassen. Wäre man so „grün“ noch gewesen um auch nur an den kleinsten Theil der gegenseitigen Anklagen zu glauben, und hätte man diese nicht cum grano salis genommen — so würde man einen schlimmen Begriff von der lieben Menschheit im Allgemeinen und von den Zeitungsschreibern im Besonderen, bekommen haben. Das Fatalste bei der Sache war, daß der Angegriffene die falschen Beschuldigungen bei Leibe nicht ableugnen durfte, wollte er nicht riskiren, daß sein Gegner sie gar noch haarscharf *beweise*! Dieser persönliche Zeitungsschreiberkrieg ging oft über die Grenzen des Erlaubten, doch hat er auch das Gute gehabt, manchen Schubiak zu entlarven, der unfähig und unberufen, sich in die edle Zunft der Journalisten eingeschmuggelt hatte.

Wie auf der Rednerbühne, so hatte auch in der Presse die Erregtheit und Leidenschaft die Streitenden beherrscht, mehr als dies hätte der Fall sein sollen. In der Hitze des Gefechts ist der ruhig erwägende Verstand nicht immer zu Worte gekommen, und mancher unbeabsichtigte „Sauhieb" erfolgte. Aber trotz alledem und alledem, hat die deutsche Presse, zwischen der Fremont und Lincoln Campagne, für die freiheitliche Entwicklung des Adoptivvaterlandes, Großes und Werthvolles geleistet, die Trägen und Indolenten wurden von ihren Faulbetten aufgescheucht und in die Kampfreihen getrieben, die Gesinnungslosen wurden blosgestellt und die Heuchler entlarvt. Dies zu erringen, dazu reichte ein sanftmüthiges Vorgehen nicht aus, es mußte, um erfolgreich zu sein, die volle Wucht der Persönlichkeit im Kampfe zur Anwendung kommen.

Ohne die energische und leidenschaftliche Propaganda der deutschen Presse würde die Antisklaverei-Bewegung auch im Jahre 1860 noch nicht über die demokratische Partei triumphirt haben. Denn das Werk jener Propaganda, die Phalanx der Deutsch-Demokraten zu durchbrechen, war ihr gelungen.

Ehre den vielen verdienstvollen Vertretern dieser Presse für ihre patriotischen Leistungen, die sie oft genug mit ihrem Herzblute bezahlten. Ihre Namen verdienten wohl in den Annalen der Geschichte des Deutschamerikanerthums verzeichnet zu werden, wenn eine solche Geschichte, wie es zu wünschen wäre, von berufener Hand in Angriff genommen würde.

Nur des einen, des Karl Heinzen sei hier gedacht, der wohl als der Jupiter tonans der zeitgenössischen Presse bezeichnet werden durfte. Mit seinem „Pionier", dem von ihm so geistvoll redigirten Blatte, hat er in der deutschen Presse des Landes den Ton angegeben, wo immer es sich um freiheitliche Prinzipien handelte. In allen Fragen unbeugsam radikal, ohne utopistisch zu sein, gelang es ihm nicht, viele Abonnenten zu gewinnen, aber destomehr Leser.

Ueber allen Parteien stehend und sie mit logischer Schärfe kritisirend oder bekämpfend, konnte er nur einen bescheidenen Kreis von persönlichen Freunden gewinnen, aber seine Feinde und Widersacher waren Legion, die aus Furcht vor seiner Geißel sich duckten und nur hinter seinem Rücken zu kläffen wagten.

Die politischen Spekulanten und spekulirenden Politikanten hielt er im Zaum oder stellte sie blos, und auf die fortschrittliche Presse übte er mit seinem „Pionier" einen befruchtenden und wohlthätigen Einfluß aus; bei ihm gab es kein Paktiren mit dem Unrecht und kein Compromiß mit der Halbheit. Mit einem wahren Seherblick durchschaute er die problematischen Naturen, die es wagten, im öffentlichen Leben ihr verderbliches Wesen zu treiben. Seine Donnerkeile schleuderte er auf alle, ob Freund oder Feind, die sich an dem Radikalismus versündigten, doch war er von der menschlichen Schwäche nicht frei, seine Urtheilskraft zu überschätzen und oft an Menschen übermenschliche, ihr Begriffsvermögen übersteigende Anforderungen zu stellen, als hinge es nur von dem Willen des Menschen ab, sich im Handumdrehen aus einer niedrigen Geistessphäre in eine höhere zu erheben. Dieser Irrthum schmälert jedoch nicht Karl Heinzens hohes Verdienst, das er sich im Kampfe für die Abschaffung der Sklaverei und für die Verbreitung von Volksaufklärung erworben.

XXXVI.

Predigt in der Wueste.

Schon vor '52 hatten die abolitioniſtiſchen Elemente beider Parteien ſich von denſelben losgemacht und durch Gründung der Freesoil-Partei ſich auf eigene Füße geſtellt, weil ſie eingeſehen hatten, daß innerhalb der alten Parteien von einem ernſtlichen Eingreifen gegen das Uebel der Sklaverei gar keine Rede ſein könne. Die Freesoilers, um ihre junge Partei zu conſolidiren, machten 1852 ihre eigenen nationalen Nominationen; unter der Führung von Wendel Philips, Parker, Wade, Garretſon Giddings und Anderen war ſie im Vergleich mit den alten Parteien nummeriſch eine ſchwächliche Pflanze; ſie war aber ſtark in ihrem Streben und Wollen, ſteuerte zaglos auf ihr Ziel los, ohne ſich durch irgend etwas einſchüchtern oder von ihrer Bahn ablenken zu laſſen. Die Zukunft gehörte ihr, der ausgeſprochenen Antiſklaverei-Partei.

In Folge ihrer wohlverdienten Niederlage im Wahlkampfe von 1852 war die Whigpartei entmuthigt; ihr baldiger Untergang ſchien unvermeidlich und vollzog ſich in der That im Jahre '56. In einzelnen Staaten wollte das Whigthum jedoch noch nicht ſterben, und Verſuche zur Wiederbelebung und Verjüngung wurden gemacht. Wie die Minerva aus dem Haupt des Jupiter, ſo entſprang 1854 eine politiſche Nativiſten-Partei, "Know-nothings" genannt, aus den Lenden des Whigthums.

In der Sklavenfrage lehnte dieſe „Nichtswiſſerbewegung" ſich an die Stellung der Freibodenpartei an, um dieſe in ſich aufzunehmen und auch die Antiſklavereidemokraten für ſich zu gewinnen. Durch Erweckung und Benützung nativiſtiſcher Vorurtheile gedachten die Whig-Foſſile die politiſche Herrſchaft wieder zu gewinnen.

In Ohio war ein Gouverneur und eine Legislatur in jenem Jahre 1854 zu erwählen und ihre Kraftprobe wollte die Whig-Freeſoil-Nativiſten Combination machen. Eine leidenſchaftlichere und aufgeregtere Wahl hatte der Staat nie vorher durchgemacht als dieſe. Die Abolitioniſten wie die größere Zahl der Whig-Elemente, alſo der bei weitem größte Theil der neuen Knownothing Partei, waren der Temperenz-Zwängelei und der Sabbath-Frömmelei zugethan und dazu kam noch die offene Hervorkehr fremdhaſſeriſcher Schrullen. Kein Wunder, daß den Deutſchen nichts übrig blieb, als mit der demokratiſchen Partei zu gehen, trotz deren Proſklaverei-Tendenzen. Es war ſchwierig der Scylla zu entgehen, ohne dabei in die Charybdis zu fallen.

Glücklicherweiſe fügte es ſich, daß die Knownothing Partei einen der intelligenteſten, freiſinnigſten und vorurtheilsfreieſten Männer des Staates, unſeren Salomon P. Chaſe, zu ihrem Gouverneurs-Candidaten nominirte und ihn an die Spitze ihres Wahlzettels ſtellte. Sie that dies aus wohlberechneten Zweckmäßigkeitsgründen, weil ſie mit dem populären und radikalen Freiboden-Demokraten Chaſe demokratiſche Stimmen gewinnen und den Deutſchfreiſinnigen ein Zugeſtändniß machen wollte. Den Führern der neuen Partei war es vor Allem darum zu thun, bei der

Staatswahl um jeden Preis zu siegen, ihre Leute in's Amt zu bringen, und ihr schwankend gewordenes Prestige wieder herzustellen; um momentanen Erfolg war es ihnen zu thun; denn daß eine nationale Partei mit solch zusammengestoppelten, häßlichen und unrepublikanischen Tendenzen von längerer Lebensdauer sein könne, das hatten auch deren Anstifter und Leiter nicht ernstlich geglaubt.

Neben Chase auf dem Staatsticket standen als Candidaten für sieben andere Staatsämter sieben reguläre Mitglieder des nativistischen Know-nothing-Ordens, deren oberster Grundsatz es war: "Americans shall rule America"; fremdgeborene Bürger sollt n erst nach 21jähriger Bürgerschaft würdig sein, öffentliche Aemter zu bekleiden. Haß gegen die Katholiken einerseits, wie der Aerger darüber, daß die Adoptivbürger der demokratischen Partei angehörten, riefen jene häßliche Nativisten-Bewegung ins Leben; auch wurde die Bewegung von den „Frommen" geschürt, weil Fremdgeborene als Ungläubige, Sabbathschänder und Gegner des Temperenzfanatismus angesehen wurden, welche den „Reverends" den Gefallen nicht thun wollten, sich kirchlich maßregeln und beherrschen zu lassen. Bei den schlauen Gründern und Wortführern des Nativistenordens wird man jedoch gut thun, als Hauptmotiv die Furcht vor der Aemterconcurrenz vorauszusetzen. Bei ihnen galt es, die Adoptivbürger, deren Einfluß und Anzahl täglich wuchs, von der Bekleidung von Aemtern auszuschließen. Die Jungdeutschen konnten mit den Prosklaverei-Demokraten nicht gehen, ohne ihrem Freiheitsprinzipe etwas zu vergeben und würden die Freesoil-Partei unterstützt haben, hätten nicht deren muckerische Bestrebungen ein Zusammengehen mit ihr unmöglich gemacht. In diesem Dilemma wählten sie den einzigen Ausweg, der sich ihnen darbot, indem sie sich entschlossen, nur für Chase, den Gouverneurs-Candidaten, einzutreten und alle übrigen Candidaten auf dem Whig-Freesoil-Knownothing-Wahlzettel zu streichen. Chase gehörte nicht zu dem Nichtswisserorden und theilte in allen politischen Fragen unsern Progressiv-Standpunkt und scheute sich nicht, von der Rednerbühne herab das zu betonen. Wir hatten Vertrauen in seine Ansichten, seine Absichten und seine Bestrebungen und betrachteten es als eine günstige Fügung, daß e r von reaktionären Elementen nominirt und uns dadurch Gelegenheit gegeben wurde, wenigstens für einen der vielen Candidaten mit Herzensfreudigkeit ins Zeug gehen zu können.

Auf seinen dringlichen Wunsch reiste ich mit meinem Freunde Thieme an einem schönen Septembertage nach Marion, um dort einer Massenversammlung im Walde beizuwohnen. Wir sollten Anreden an die Deutschen dort halten.

Da ich mir nicht bewußt war, die Gaben eines Redners zu besitzen, noch weniger eine Neigung verspürte, mich meinen Marioner Landsleuten gegenüber zu blamiren, so wäre ich sicher n i c h t nach Marion gegangen, wenn nicht Hrn. Chase's Vertrauen in mein Rednertalent, meiner dummen Eitelkeit etwas geschmeichelt hätte. So schwach ist eben der Mensch, wenn er noch nicht dreißig Jahre alt geworden ist, daß er trotz aller bereits empfangenen Rippenstöße noch immer an seinen guten Stern, an seine glückliche oder gar seine große Zukunft glaubt. Bis zu jener Zeit, wo Chase's Einladung erfolgte, war ich mir ziemlich klar darüber, daß auf dem rhetorischen Felde meine Lorbeeren nicht wachsen, und nun regte sich auf einmal

in meinem Innern ein Zweifel, ob vielleicht dennoch nicht etwa ein verborgener Demosthenes in mir stecke!

Auf der mehrstündigen Eisenbahnfahrt nach Marion wurde ich von den widersprechendsten Empfindungen beherrscht; bald war es das Gefühl des Stolzes, bald das der Muthlosigkeit. Ich versuchte meine Rede zu memoriren, die Gedanken wirbelten mir aber so rasch im Kopf herum, daß ich sie nicht festhalten und in Redeform zusammenreihen konnte — was nützen einem aber die schönsten Gedanken, wenn man sie nicht wortgerecht und sprachrichtig auszudrücken versteht. Der österreichische Soldat hatte recht: „Was thut man mit dem Mantel, wenn er nicht gerollt ist.“

Als wir in Marion ausstiegen, war ich mit dem Memoriren meiner Rede nicht weiter, als bevor ich abreiste; ich nahm mir deshalb vor, mich der Inspiration des Augenblicks und meinem guten Glücke zu überlassen; war es ja schon größeren Geistern passirt, daß sie in ihren Reden stecken geblieben — dennoch machte sich in meinem geheimsten Innersten der frevelhafte Wunsch geltend, daß durch einen tüchtigen und langandauernden Platzregen die Massenversammlung zu Wasser gemacht werden möchte; ich sah sehnsüchtig nach Wölkchen oder sonstigen Anzeichen von Sturm und Regen, aber nicht das geringste trübe Fleckchen war zu entdecken; meine Rede schien absolut unvermeidbar zu sein.

Im Hotel angekommen, wurden wir allen anwesenden politischen Notabilitäten vorgestellt und mit der größten Liebenswürdigkeit empfangen und begrüßt. Durch Freund Thieme's heiteres und zuversichtliches Wesen, das ihn fast unter keinen Umständen verließ, hatte sich bei mir der Muth wieder völlig eingestellt, bis plötzlich mein Blick auf einen tischgroßen Anschlagzettel fiel, worin wir beide mit großgesperrter Schrift als Redner des Tages angekündigt waren; alterirte mich es schon, meinen Namen in rother gesperrter Schrift zu erblicken, so sank ich fast vor Schrecken zusammen, als ich zugleich auf dem Zettel großgedruckt die Worte las, daß wir Beide zu den größten Rednern des Jahrhunderts zählten und während '48—'49 durch unsere revolutionäre Rhetorik die fürstlichen Throne Deutschlands in ihren Grundfesten erschüttert hätten!

Diese gewaltsame Potenzirung unseres Redetalentes hatte gerade noch gefehlt, um mich der platonischen Verzweiflung vollends in die Arme zu treiben. Ich stützte mich auf meinen Stock und sah hülfesuchend und erbarmungswürdig auf Thieme hin, der jedoch die thronumstürzende Sentenz nicht sobald gelesen hatte, als er auch schon in ein frenetisches Gelächter ausbrach, in welches einzustimmen ich mich um so weniger enthalten konnte, als Thieme die fragliche Stelle als eine höchst originelle Ausgeburt einer amerikanischen Riesen-Phantasie interpretirte.

Nun gings zum Festplatz, oder Barbecue, wie sie es nannten, in einer Glaskutsche, in welcher Raum genug für eine zahlreiche Familie war; sie war mit vier prächtigen Rappen bespannt, die köstlich aufgeschirrt und drapirt waren; auf dem Bocke saß ein athletischer Rosselenker, die Zügel stramm anhaltend und die sich bäumenden Pferde wie Marionetten lenkend. Er trug enganschließende hirschlederne Hosen und Stulpstiefel, die bis über die Knie reichten; eine Reitjacke und Napoleonshütchen vollendeten seinen Anzug. — So außerordentlich vornehm war ich noch nie gefahren. — Gouv.

Chaſe und ein hoher Politiker von Marion nahmen eine Seite in der Kutſche ein, Thieme und ich ſelbſt die andere. Gemeſſenen und der hohen Herrſchaften würdigen Schrittes bewegte ſich unſer Geſpann die Straße entlang, dem Feſtplatze zu; unmittelbar vor uns her ſchwankte ein grünbezweigter Wagen, auf welchem die Blechinſtrumental-Bande von Marion ſich entwickelte. Sie beſtand aus achtzehn Mann, den Trommelſchläger mit eingerechnet. Plötzlich gab dieſer letztere ein Trommelſignal ſo laut, daß die Pferde ſich bäumten und die Luft erzitterte; ſofort brach die Blechmuſik los; ſie bliesen wild und unbändig in die Mittagſonne hinein, daß Einem Hören und Sehen verging — als wollten ſie die Mauern Jericho's umblaſen, während ſie damit doch nur fertig brachten, mir meine paar memorirten Rede-Gedanken aus dem Gehirne zu verſcheuchen.

Ich duckte mich in eine Ecke der Kutſche, um nicht von außen geſehen werden zu können. Es kam mir in meiner nervöſen Aufgeregtheit und aufgeſcheuchten Phantaſie vor, als ſollte ich zum Richtplatz geſchleppt werden, wegen des unbefugten Attentats, eine unqualifizirbare Stumprede auf einen unſchuldigen Volkshaufen loszulaſſen.

Eureka! Land! Wir waren endlich im grünen Haine, auf dem Feſtplatze angekommen; Repräſentanten aller Altersſtufen und Frauen hatten ſich bereits in hellen Haufen eingefunden; Männer, Jünglinge und Jungfrauen allzumal; die zahlreichen Kinder bildeten das Hauptcontingent und beruhigten mich darüber, daß unſere Landsleute in Marion noch in den Bahnen ihrer Voreltern wandelten, und von der Malthus'ſchen Populations-Theorie noch nicht angekränkelt waren.

Zwei Rednerbühnen waren zwiſchen den Baumgruppen errichtet, wovon die eine der deutſchen Zunge gewidmet war; im Hintergrunde, einige hundert Fuß von der Bühne entfernt, hing ein gewaltiger Ochſe, den man dort geſchlachtet und über einem mächtigen Feuer geröſtet hatte, mit den Hinterbeinen an dem untern Aſte eines Eichbaums aufgehängt.

Freund Thieme war ein vorzüglicher Volksredner, und wo immer das ſittliche und äſthetiſche Element in den Inhalt ſeiner Rede ſpielte, warm und eindringlich. Mit gewiſſenhaftem Ernſte und wahrheitsgetreu behandelte er jeden Gegenſtand, über den er ſich ausſprach. Kein trivialer oder cyniſcher Hauch ſtreifte ſeine Reden, — ſeiner ideal angelegten Natur widerſtrebte alles Unſchöne, Vulgäre und Gemeine. Seine Reden kamen aus der Tiefe ſeines Herzens, und gewählt waren die Worte, in die er ſie kleidete.

Es war ſelbſtverſtändlich, daß er zuerſt das Roſtrum beſteigen und ſprechen ſollte. Ich hatte mich unter das Auditorium zerſtreut, um den Eindruck ſeiner Rede zu beobachten.

Die Zuhörer, aus mehr als tauſend Menſchen beſtehend, ſtanden oder ſaßen in amphitheatraliſcher Weiſe vor der Bühne; ſie ſchienen jedoch mehr deshalb gekommen zu ſein, um die weißen Elephanten zu *ſehen*, als zu hören, denn während der ganzen Thieme'ſchen Rede war von großer Aufmerkſamkeit wenig zu verſpüren, obgleich der Redner in überzeugenden und begeiſterten Worten zu ihnen ſprach. Es herrſchte ein fortwährendes Räuſpern, Kichern und Flüſtern, oft ſogar laute Unterbrechung. Kein Laut der Zuſtimmung oder des Widerſpruchs wurde hörbar, noch war irgend ein Symptom wahrzunehmen, daß man der Rede aufmerkſam gefolgt, oder daß damit

der geringste Eindruck erzielt worden wäre; höchstens daß man kichernde Bemerkungen über die äußerliche Erscheinung des Redners, über seinen Bart, seine Hände oder Augen heraushören konnte.

Ich fühlte empört über diese Stumpfheit des Publikums, und sofort reifte in mir der Entschluß, mich dafür zu rächen.

Nach einer kleinen Pause, während welcher die Blechinstrumente auf zwerchfellerschütternde Weise verarbeitet wurden und das Publikum von dem gebratenen Ochsen beliebige Stücke abschnitt und verzehrte (auch Salz, Senf und Brod war in Masse vorhanden) — betrat ich, grollend wie Achilles, die Rednerbühne. Das Rezept der Rede, die ich zu halten gedachte, brauchte ich nicht mehr, da ich mich genügend überzeugt hatte, daß, um Aufmerksamkeit zu erzwingen, drastische Mittel angewendet werden müßten. Hier war die Frakturſprache am Platze; ein Abraham a Santa Clara wäre hier der passendste Redner gewesen, der mit Donnerworten seine Zuhörerschaft aufzurütteln pflegte.

Durch einige kräftige Sentenzen gelang es mir, Aufmerksamkeit zu erzwingen. — Anfänglich meiner Philippika schüttelten die Zuhörer die Köpfe, wie Schafe wenn's hagelt, nach und nach aber ließen sie, mit offenem Munde und offenen Ohren, den Sturm über sich wegbrausen, und waren gegen das Ende hin froh und dankbar, so glimpflich davon gekommen zu sein und nicht noch eine derbere Lektion erhalten zu haben.

Als ich in patriotischer Entrüstung von der Rednerbühne herabstieg, erscholl mir ein „Hurrah" aus Vieler Kehlen entgegen, wozu überflüssiger Weise die Blechmusikanten und Trommelschläger einen so martialischen Tusch fügten, daß der Boden erzitterte.

Ich war stolz auf meinen Erfolg, den ich bescheidenerweise weniger der Klassität als der hahnebuchenen Derbheit meiner Ansprache zugute schrieb.

Um meine Geschichte plaisirlich enden zu lassen, will ich noch hinzufügen, daß sehr viele Zuhörer nach Schluß der zweiten Rede es für angemessen erachteten, sich händedrückend zu entschuldigen und uns dabei mitzutheilen, daß die Störungen während der ersten Rede durch politische Parteigänger künstlich veranlaßt worden wären, welche fürchteten, daß durch solche öffentliche Reden die Deutschen dem Parteijoche entfremdet und zum Uebertritt in die Antisklaverei-Reihen verleitet würden.

Sämmtliche Candidaten der Whig-Freesoil-Partei wurden erwählt, mit einer Mehrheit von achtzehntausend Stimmen. Chase erhielt nur eine knappe Mehrheit von eintausend Stimmen, blieb also 17,000 Stimmen hinter seinen Mit-Candidaten zurück — es war dies das negative Votum jener fanatischen Nativisten, welche mit Chase's Nomination unzufrieden waren, weil er ihren nativistischen Bestrebungen nicht huldigte. Ohne die Unterstützung der Jungdeutschen wäre Chase nicht erwählt worden. Mit seiner Erwählung zum Gouverneur von Ohio öffneten sich für ihn die Pforten zur Beschreitung seiner glänzenden Laufbahn, welche ihn auf den Parnaß genialer Staatsmänner führte.

XXXVII.

Die erste Stammkneipe in Cleveland.

Es war ein Ereigniß, als William Richter, der gutmüthige Sachse, der Menschheit in Cleveland die Anzeige machte, daß er die erste Lagerbierwirthschaft in einer gemüthlichen einstöckigen Bretterbude an Ontariostraße eröffnet habe. Freudiges Aufsehen machte diese Kunde und mit hoher Befriedigung wurde die neue Institution von den trunkbeflissenen Germanen, den alten und jungen, und speziell von den noch kürzlich Eingewanderten begrüßt, die an dem bisher üblichen Gesöff von "Present Use", "Stock Ale" und "Ginger Pop" kein Genüge finden konnten. Lagerbier vom Zapf im Lande der Schnäpse, welch trinkfreundliches deutsches Gemüth mußte dadurch nicht heimathlich angeweht werden?

Bald war die Lagerbierschenke das populärste und besuchteste Unterhaltungs-Lokal in der Stadt. Nicht blos die Durstigen fanden als Gäste sich dort ein, sondern mehr noch alle solche, die es liebten im Kreise froher Menschen ihre freie Zeit zu verplaudern und geistige Anregung zu geben und zu empfangen. Nach gutem deutschem Brauche entwickelte sich bald ein „Stammtisch", an welchem die fortgeschrittensten Geister und urwüchsigsten Bummler zum Früh- oder Spät-Schoppen sich als Stammgäste einfanden, mit einer Regelmäßigkeit, welche der besten Sache würdig gewesen wäre. Die Achtundvierziger Einwandererströmung war damals noch im Gange und lieferte zu solchen Stammtischen ein Material, das pikant und farbenreich genug war, um als Anziehungspunkt für lustige Gesellen sowohl, wie für solche philiströsen Menschenkinder zu dienen, die periodisch das Bedürfniß verspürten, sich im Bereiche daseinsfroher Menschen ihre verkümmerten Seelen etwas aufthauen zu lassen und zu erfrischen. Schon die sächsische Redseligkeit und geschmeidige Beweglichkeit Williams ließ in dessen Lokal die philiströse und langweilige Stimmung nicht aufkommen; wegen seiner Zuthunlichkeit und liberalen Allüren mochte man ihn allgemein gut leiden, ganz besonders aber war er beliebt wegen seiner liberalen Auffassung vom Creditsystem; es kam nämlich vor, daß seine regelmäßigen Kunden die unregelmäßigsten Zahler waren und daß William gegen solche sehr zartfühlend und rücksichtsvoll war und nicht im entferntesten daran dachte, deren Durst und Credit zu beschränken.

Unter sothanen günstigen Umständen entwickelte sich des guten William Geschäft schon in den ersten Monaten zur hohen Blüthe, und man sagte ihm nach, daß er „Geld mache wie Heu", zu welchem Gerede er selbst die Veranlassung gab durch ungewöhnliche Ausgaben, die er sich gestattete, und welche Neid und Mißgunst gegen ihn wachriefen. William erfreute sich noch eines „ledigen" Daseins und konnte sich den Luxus erlauben, extravagante Passionen und Neigungen zu kultiviren; er war keiner von den Sparern, welche jeden gewonnenen Groschen in die Spar-Schatulle zurücklegen und ängstlich verschließen, oder die sich alles am Munde absparen und im Auf-

häufen des leidigen Dollars ihr Herzensgenüge finden. Mit seiner großen Verausgabungsfähigkeit und seinem Mangel an Sparsinn wäre es bei seiner „Ledigkeit" vielleicht noch ganz gut abgelaufen, wenn nicht in dieser schnöden Welt so viele und so mannigfache Umstände aufzutreten pflegen, die den Menschen das Leben verbittern. Auch bei dem guten aber unvorsichtigen William trat nach sechsmonatlichem flotten Betriebe seiner „Lager"-Werkstätte ein solcher Umstand ein. Es trat nämlich an einem glühenden Julitage, wo Niemand „nichts" Böses ahnte, plötzlich Vater Benz von Pittsburg in Erscheinung; im Sommerlichte hob sich seine kurze, aber recht gedrungene Figur wie eine schwarze Wolke ab.

Mit diesem Vater Benz, seligen Angedenkens, hatte es nämlich eine eigene Bewandtniß. Er war der erste Brauer und Verpflanzer des Lagerbieres auf amerikanischen Boden; vielleicht auch der erste, der im dunklen Drange es ahnte, daß das „Lagergebräu" eine hohe „Kultur-Mission" zu vollbringen habe. Aus der Quelle dieses Vater Benz bezog unser William den schäumenden Stoff, mit dem er hier in seiner Schänke den Durst der Durstigen unter reißendem Zulauf stillte. Meister Benz war schon mitten der dreißiger Jahre aus dem Schwabenland nach Amerika gekommen, und nachdem er Jahre lang den Waschkessel zum Bierbrauen gebrauchte, arbeitete er stetig und unverdrossen weiter, bis er im Laufe der Zeit sich zum wohlbestallten Besitzer einer Lagerbierbrauerei und dazu gehöriger Felsenkeller emporgeschwungen hatte. Seiner ganzen Gesinnung und Denkweise nach gehörte er zu der bessern Klasse der „Altdeutschen", war konservativ, altklug und hausbacken bis zum Excesse, sträubte sich gegen alles Neue und Moderne, weil es in seinem harten Schädel nicht Eingang finden konnte. Die Jungdeutschen mochte er nicht leiden; sie waren ihm zu vielwisserisch, zu vorwitzig und zu unpraktisch, und manche mochten wohl über seine früheren Bierprodukte oft den Mund verzogen haben.

Aber ein biederer Deutscher war er doch; reichlich ausgestattet mit einfach gesundem Menschenverstande und mit der Klugheit des schwäbischen Naturells. Beides kam ihm hier zu Gute; von allem, was ihm nicht praktisch schien, und von allen Unternehmungen und Projekten, die ihm nicht materielle Vortheile, nicht Nutzen und Gewinn versprachen, hielt er sich fern; vor „Ismen" und Phantasie-Gebilden wie vor ungreifbaren Idealen hatte er ein Grauen. Im geschäftlichen Leben aber war er der verständige, nüchterne und kluge Mann, dem man kein X für ein U vormachen konnte. Sein wirthschaftliches Vorwärtskommen verdankte er, wie er selbst oft genug betonte, all jenen negativen Tugenden und positiven Charaktereigenschaften.

Aus seinen Lebenserfahrungen hatte er eine bürgerlich gesunde Weisheit geschöpft und in seinem Wesen crystallisirt. Er war ein Philosoph der Nüchternheit; die Empirik war seine Lehrmeisterin.

Vater Benz war nach Cleveland gekommen, um mit William, seinem besten Kunden, „Geschäftliches" zu besprechen oder vielmehr, um diesem den finanziellen Standpunkt klar zu machen; und da er nicht so ohne Weiteres mit der Thür ins Haus fallen wollte, so ersuchte er mich als „angehenden Rechtskundigen" ihn zu William zu begleiten, der ja mein Freund sei und ungeheuer große Stücke auf mich halte. Um mich in die Sache einzuweihen, übergab er mir einen kalligraphischen Auszug aus seinem Hauptbuche, worauf William mit einem „Saldo" figurirte, das mich im Interesse

der Freundschaft gruseln machte. Ich durfte jedoch mein Erstaunen über die Schuld Williams nicht verrathen, wollte ich Sympathie für ihn bei dem Gläubiger wachrufen.

Die Stammgäste waren recht animirter Stimmung, als ich mit Benz in's Richter'sche Bierlokal eintrat. Herzlich begrüßten sie alle den Erzeuger des Stoffes, dem sie so zugethan waren. Die jovialen Leute, die hier versammelt waren, gefielen dem guten Mann, der nicht unempfindlich war gegen das Lob seines Bieres. Keiner der Anwesenden hatte auch die blasseste Ahnung, daß William so tief in der Kreide bei dem Manne stand. William that, als könne er vor Freude über die Ehre des Besuchs des Freund Benz sich gar nicht fassen, und ließ sich herbei, uns Beide in sein hübsches Nebenzimmer zu führen, wo Vater Benz, ohne viel Umstände zu machen, sofort seine Unzufriedenheit mit der Richter'schen Geschäftsmethode kund gab und auf Deckung seines Guthabens bestand.

Diese zwei Leute, so verschieden in Charakter und Ansichten, unterhandeln zu sehen, war ein Genuß. Das Aufeinanderstoßen der modernen und alten Anschauungen und der daraus sich entspinnende Kampf spielte sich hier in prägnanter Weise ab.

Es bestanden keine Differenzen über die Größe der Richter'schen Schuld; keine Klagen wurden laut über die Qualität des Bieres — und doch waren beide Männer betreffs des Zahlens himmelweit in ihren Ansichten von einander verschieden. Als William sich rühmte, wie er während sechs Monaten das Lagerbier hier eingeführt und ihm viele Trinker und großen Absatz verschafft habe, sah Benz ihn erstaunt an und meinte, daß es kein Kunststück sei, fremde Biere zu vertrinken und zu vertrödeln, ohne dafür zu bezahlen; daß es auch leichter sei in diesem Lande sein Geld zu *verdienen*, als es zu ersparen und zu *erhalten*. Dem William schien die Antwort nicht ganz ohne, und um dem Vater Benz einen besseren Trumpf auszuspielen, griff er zu seinem Geschäftsbuch und zeigte, daß er vieles Bier an seine Stammgäste hinausgeborgt habe, durch welchen Nachweis er jedoch seine Sache nur noch verschlimmerte; denn Benz bedeutete ihm, daß ein ehrlicher Mann aus anderer Leute Leder keine Riemen schneiden sollte.

In seiner Aufregung über die dummen und naiven Entschuldigungen Williams wandte sich jetzt Benz an mich mit der Bemerkung, daß grüne Deutsche, so lange sie noch von mitgebrachtem deutschem Gelde etwas übrig hätten, oder noch Geld von der alten Heimath erwarteten, zur ernsten Arbeit nicht zu bewegen seien, und daß solche Leute wie Richter, erst verständig und praktisch würden, wenn sie für ihre vornehmen Passionen und Gelüste keine Hülfe und keine Abnehmer mehr fänden.

William räusperte sich mehrmals bei diesen Anzüglichkeiten; da aber das Saldo wie das Schwert des Damokles über seinem Haupte schwebte, so gab er klein bei, nur glaubte er noch hervorheben zu müssen, daß seine Stellung als Vertreter der berühmten Firma Benz, von ihm ein kostspieliges Auftreten verlangt habe, und daß es in „diesem Lande“ ohne Reklame und Großthuerei nun einmal nicht abgehe.

Das Saldo blieb vorläufig Saldo und mit dem Versprechen allmäliger Tilgung war die Unterhaltung beendigt. Bestimmt wurde noch, daß die künftigen Biere allmonatlich an eine hiesige Bank zu bezahlen seien. We-

niger freundlich als Benz die Stammgäste bei seiner Ankunft begrüßt, verabschiedete er sich jetzt von denselben, was diese aber nicht abhielt, ihm aufs Herzlichste eine recht glückliche Heimreise zu wünschen.

Meister Benz war zu seinen Penaten nach Pittsburg zurückgekehrt. — Er war um die Erfahrung reicher geworden, daß das neue Geschlecht für die alten Anschauungen kein Verständniß mehr habe, und daß man den jungen Most nicht in die alten Schläuche füllen könne.

Auch William hatte etwas von der altbackenen Weisheit des Meister Benz profitirt. Etwas weniger leichtfertig und lustig in den Tag hinein betrieb er von nun an sein Geschäft; verlegte sich stellenweise sogar etwas aufs Sparen und Zusammenhalten. Sein Bankbuch zeigte schon an, daß er auf dem Wege zu künftiger Wohlhäbigkeit sei. Da plötzlich vom heiteren Finanzhimmel kam ein Cyclon, der die wackligen Banken und Finanz-Institute wie Kartenhäuser umblies. Auch jene Bank, welche Richter's Ersparnisse und Ueberschüsse barg oder behüten sollte, lag unter Ruinen begraben. Es war ein Jammer, wie mit einem Schlage die Ersparnisse tausender fleißiger Menschen verschlungen wurden. Im Unglück zeigt der Mann, was männliches an ihm ist. William verzagte nicht ob des ihn unverschuldet betroffenen Verlustes. Seine Sparsamkeit steigerte sich und ließ ihn muthig in die Speichen des Schicksals greifen, dadurch, daß er den kühnen Schritt in die Ehe wagte. Nie hat er diesen tollkühnen Schritt bereut; denn von nun an, wo er für eine Familie zu sorgen hatte, kam er nicht mehr in Verlegenheit, seine überflüssigen Gelder einer Bank anvertrauen zu müssen.

XXXVIII.

Die gute alte Zeit.

Es ist seltsam. Die Gegenwart ist das einzig Wirkliche was der Mensch besitzt und gerade an ihr hat er beständig zu mäkeln und auszusetzen, mit ihr lebt er fortwährend im Kampfe und Unfrieden. Sein Gedächtniß kommt ihm dann freundlichst zu Hülfe und spiegelt ihm vor, wie ganz anders und wie viel besser es in der Vergangenheit gewesen. Darob ergreift ihn Wehmuth und flugs sucht er Trost in alten Erinnerungen. Dem Schreiber dieser Zeilen ist es gerade so ergangen; — die Erinnerungen an die „gute alte Zeit" lassen ihn nicht los, und der Versuch, Bruchstücke daraus zu schildern, drückte ihm die Feder in die Hand.

Von der „Gemüthlichkeit", der entschwundenen, und der „Einfachheit" der gewesenen, möchte er noch einmal reden. Vor dem Eintritt in das Maschinen-Zeitalter, und ehe der Emporkömmlinge Thun die soziale Atmosphäre durchsetzte, gab es jener Dinge noch in reichlicher Fülle.

Auf hiesigem Boden war es die anglo-sächsische Rasse, welche die Einfachheit, und die germanische, welche die Gemüthlichkeit angestammterweise zu ihren hauptsächlichsten Eigenschaften zählte.

Als Erbschaft seiner Vorfahren befolgt der anglo-sächsische Amerikaner noch eine gewisse antike, republikanische Einfachheit, ein einfaches und schlichtes Wesen, gepaart mit gesundem Menschenverstande und praktischem Sinne. Selbstvertrauen und Anspruchslosigkeit gingen damit Hand in Hand. Etwas nationale Ueberhebung abgerechnet, war ihm Philister-Eitelkeit fremd, er war ein guter und hülfreicher Nachbar, frei von Neid und Mißgunst, und in hohem Grade vertrauensvoll.

Es waren namentlich die Farmer und Landbebauer, die mir als Modell-Bürger erschienen, und denen, selbst wenn sie sehr wohlhabend waren oder öffentliche Aemter bekleideten, es nicht in den Sinn kam, klassenhochmüthig zu werden, oder das Arbeiten im Felde als etwas Unpassendes zu betrachten.

Ich vergesse nie, wie ich erstaunte, als ich Gouverneur Wood, den höchsten Beamten des Staates, wenn er von seinem Amtssitze nach der Farm kam und auf der Veranda seines Hauses in Rockport, mit einem einfachen Bauernkittel bekleidet, damit beschäftigt sah, Saatkartoffeln auszulesen und das Hühnerfutter zurecht zu machen und, wie meine Nachbarn, die wohlhabende Männer waren, die Landarbeiten verrichteten, ihre Kühe melkten und mit den Erzeugnissen ihres Bodens zu Markte fuhren.

Bei öffentlichen Versammlungen war es ein Vergnügen, zu sehen, mit welcher Ruhe und mit welchem Takte von diesen einfachen Leuten die Verhandlungen geleitet und die Maßnahmen beschlossen wurden, und man konnte bei solchen Gelegenheiten immer nur daran denken, daß man es mit würdigen Nachkommen der Väter der Republik zu thun habe.

Mehr noch wurde ich von der amerikanischen Einfachheit frappirt, als ich im zweiten Jahre meines unberufenen Hierseins zum ersten Male die Staatshauptstadt besuchte. Ich wohnte in einem bescheidenen Gasthause, woselbst auch mehrere Mitglieder der Gesetzgebung logirten.

Deutschem Gebrauche gemäß stellte ich vor dem Schlafengehen des Abends meine vom Columbus Straßenschmutz arg zugerichteten Stiefel vor die Thüre meines Zimmers, in der deutschen Einbildung, daß beim Anblick derselben der edle Hausknecht darüber herfallen werde, um sie zu wichsen und ihnen anständigen Glanz zu verleihen.

Am nächstfolgenden Morgen fand ich meine Stiefeln in statu quo ante, an derselben Stelle, wo ich sie am Abend hingestellt hatte. So etwas von hausknechtlerischer Rücksichtslosigkeit hatte ich im kultivirten deutschen Heimathslande nie vorher erfahren. Tief ergrimmt eilte ich mit besagten ungewichsten Stiefeln den Corridor entlang zu der Treppe, wo ein maskulines Menschenexemplar in Hemdsärmeln saß, das mit Stiefelwichsen beschäftigt war und das ich als den Hausknecht mir dachte. Ihn anschnauzend warf ich meine Stiefel ihm hin, die glanzbedürftigen beiden. "Hurry up, fauler Knabe," rief ich ihm zu. Bedächtig schlug er seine Augen auf, würdigte mich eines schmunzelnden Blickes, fuhr dann ruhig in seiner Beschäftigung fort, ohne auch nur im Geringsten seinen Mund zu verziehen oder Anstalten zum Zugreifen zu machen.

So geringschätzig behandelt zu werden, das wurmte mein grün-deutsches Gemüth, und sogleich rief ich den Kellner herbei, daß er Satisfaktion mir verschaffe. Der machte ein schlau-pfiffiges Gesicht, durchschaute meine

delikate Situation und zerhackte rasch den gordischen Knoten. Er flüsterte mir leise ins rechte Ohr, daß in diesem freien Lande für Jedermann es gebräuchlich sei, seine Stiefeln selbst und höchst eigenhändig zu wichsen; zum Ueberflusse fügte er zu meiner Belehrung noch bei, daß der vermeintliche Hausknecht kein geringerer sei als der Senator von Lukas County, ein Solon von nationalem Rufe.

Ein zweites Wunder von Volkes-Einfachheit sollte mir heute noch begegnen. Um das Gerichtsverfahren kennen zu lernen, trat ich in die Halle des Kriminalgerichts, wo gerade eine grausige Kriminalanklage zur Verhandlung kommen sollte. Der Hitze wegen waren die Rouleaux an den Fenstern herabgelassen; eine unheimliche Düsterheit herrschte im Saale, und eine mir unerklärliche Ruhe. Kein Publikum, keinen Richter und keine „Justizräthe" konnte ich gewahren, bis endlich es meinen sich anstrengenden Blicken gelang auf dem Geschworenen-Tische sechs Paar bestiefelte Füße zu entdecken. Ich erschrack, weil ich fürchtete in eine Richtstätte gerathen zu sein. In diesem Glauben wurde ich mächtig bestärkt durch die weitere Entdeckung, daß sechs menschliche Köpfe rücklings über den Rand einer gleichen Anzahl Stuhllehnen herabhingen. Zu meiner Beruhigung hörte ich glücklicherweise ein Schnarchen und, näher tretend, fand ich nun aus, daß die Köpfe und Füße von den Körpern nicht abgetrennt waren, sondern den sechs Geschworenen gehörten, welche in beliebter hakenförmiger Stellung ihr Mittagsschläfchen hielten, mit dem Sitzorgane auf dem Stuhle ruhend, die Beine aufwärts auf den Tisch gestreckt und das Obergestell vertikal an die Rückwand des Stuhles gelehnt, nur daß der Kopf rücklings über den Rand der Stuhllehne hinabhing.

Der Richter hatte im Nebenzimmer auch seine Siesta gehalten und nahm nun ganz ruhig und unbefangen seinen Richterstuhl ein. "Hear Ye, the Court is now open", rief der Sheriff gelassen aus, dann weckte er die Schläfer, die gemüthlich ihre schlaftrunkenen Köpfe und Beine mit ihrem übrigen Körper in Positur brachten, und sich gähnend auf der Geschworenen-Bank niederließen. Keinem Menschen, außer mir, imponirte der Hergang, der an einfacher Gemüthlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Wenn nicht an republikanischer Einfachheit, so waren die Deutschen doch an Gemüthlichkeit ihren amerikanischen Mitbürgern bedeutend überlegen, wie ich dies schon früher dargethan habe und größeren Beweises halber seien hier noch nachträglich einige zutreffende Episoden über deutsche Gemüthlichkeit erzählt.

David Schuh war der Typus eines deutschen Gemüthsmenschen, und ist es immer geblieben. Schon in den dreißiger Jahren hierher eingewandert, zählte er Anfangs der fünfziger Jahre schon zu den deutschen Veteranen. Seinem Berufe nach war er Pastor und obgleich er der Pastorenwürde Valet gesagt hatte, blieb doch der Titel sein Leben lang an ihm haften. Keine deutsche Persönlichkeit war bei ihren Landsleuten so populär und so beliebt wie Pastor Schuh, und keiner hat das in ihn gesetzte Vertrauen mehr verdient. Der englischen Sprache mächtig, diente er seinen Landsleuten als uneigennütziger Dollmetscher und Berather. Bei Streitigkeiten war es Schuh, der freiwillig das Schiedsrichteramt übernahm. Viele Jahre verbrachte er getreulich als „Coroner" und dann als städtischer Siegelbewahrer, das heißt als Verifikator von Maß und Gewicht.

Mit Hessenmüller, Wigmann und Anderen war Schuh einer der tonangebenden Führer der deutschen Demokraten, trotzdem seine kleine Gestalt ihn in dieser Rolle als putzig erscheinen ließ. Sein politischer Einfluß machte sich durch seine sanftmüthigen Manieren geltend. Die silberbeschlagene Tabaksdose kam Vater Schuh nicht aus der Hand, jedem ihm begegnenden Freunde oder Feinde reichte er zum Schnupfen sie dar und mit der Prise bewirkte er nenneswerthe Wunder der Versöhnung und Friedfertigkeit. Mit seinen Predigten hätte er schwerlich dies fertig gebracht. Wegen seiner ächt deutschen Gutmüthigkeit und seiner Anhänglichkeit an das Deutschthum hatte Schuh sich auch die Sympathie der Jungdeutschen erworben, er konnte sich jedoch über deren demokratische Ungläubigkeit nie ganz hinwegsetzen. Mit seinen wohlgemeinten Prisen vermochte er die schweren Meinungs-Differenzen nicht zu überbrücken, was uns jedoch nicht abhalten darf, seines humanen Wirkens treulich zu gedenken. Daniel Stephan's Beiträge zur Förderung deutscher Gemüthlichkeit verdienen auch dankbarer Erwähnung. Vom Landmanne hatte er sich zum Friedensrichter emporgearbeitet und in dieser Stellung sich allgemeine Anerkennung erworben. Ein guter Mensch wie er war, suchte er alle vor ihn kommenden Prozesse durch friedliche Vergleiche möglichst zum Abschluß zu bringen, hierdurch seine eigenen Gebühren verkürzend. Ließ die Hartnäckigkeit der streitenden Parteien einen mageren Vergleich dem fetten Prozeß nicht vorziehen, so mußte eben der Richter der Justiz ihren Lauf lassen und den casus obliquus gegen den einen oder den andern entscheiden, denn so weh ihm dies that, einem jeden der Litiganten konnte er doch nicht Recht geben.

Der „Verlierende" hatte allemal die Sympathie des mitleidigen Richters, und um diese zu bethätigen und den Schmerz des ersteren etwas zu lindern, pflegte Stephan unmittelbar nach seinem Urtheilsspruch die streitenden Parteien, deren Zeugen und Advokaten, sowie die Geschworenen zu einem Versöhnungs-Treat in dem nahegelegenen Wirthslokale einzuladen. Hier wurde dann der Prozeß nochmals, in privat-freundlicher Weise, ausgiebig durchgenommen und in letzter Instanz entschieden. Humaner und gemüthlicher konnte doch die Friedensrichterei nicht betrieben werden, wie dies hier geschah. Daß der biedere Stephan dabei nicht immer „auf seine Kosten kam" — ist wohl zu begreifen.

Das heiterste der Gemüthlichkeit leistete damals die Zunft unserer Wirthe. Das Gemüthliche mit dem Angenehmen und Nützlichen zu verbinden, gelang ihnen in der ingeniösesten Weise. Kollegialisch verkehrten die Wirthe miteinander, gegenseitiger Geschäfts- und Konkurrenz-Neid trübte ihre freundschaftlichen Beziehungen noch nicht, im Gegentheil war ein Jeder bestrebt dem Andern, wenn's Noth that, unter die Arme zu greifen.

Wenn das Geschäft langsam ging, so brachten sie dadurch etwas Leben in die Bude, daß, wie die berühmten Berliner Eckensteher Nante Strumpf, sich gegenseitig als Kunden in Nahrung setzten. Der gegenseitige Generalbesuch pflegte Jahre lang am blauen Montag stattzufinden. Die Wirthe hatten diese Besuche in ein System gebracht, damit keiner zu kurz komme oder übersprungen werde. Der modus operandi war wie folgt: Der A. nahm morgens zehn Cents in den Sack und besuchte den nächst wohnenden Collegen B., nahm bei diesem einen „Drink" und lud ihn zu einem „Treat" ein. Er zahlte dafür seine zehn Cents. B. fügte dieser Summe ein

Fünfcentstück hinzu, und beide besuchten dann den Collegen C., wo beide eins tranken und der letztere sich auch eins einschenken ließ. Dieser nahm für jene drei Drinks von B. fünfzehn Cents in Empfang, legte fünf Cents hinzu, um nun drei Mann hoch zum Collegen D. zu gehen, wo sich die Operation wiederholte. Etwa zwanzig Besuche wurden auf einem solchen Rundgang gemacht und jeder der Heimgesuchten schließt sich pflichtgemäß den Besuchenden an, so daß die Gesellschaft nach jeder Einkehr um ein Mitglied sich vermehrte und peu-a-peu zu der stattlichen Zahl von zwanzig oder mehr anschwoll. Der letzte, bei dem eingekehrt wurde, war am vortheilhaftesten daran, weil er der Einzige war, der seine Einnahme von den zwanzig Collegen nicht sofort wieder auszugeben hatte.

Es ist kein mathematisches Kunststück, es auszurechnen, daß bei der klugersonnenen Prozedur alle Betheiligten nicht blos ideale, sondern auch reale Vortheile hatten, von dem allgemeinen Geschäftsaufschwunge gar nicht zu reden, welcher dadurch bewirkt wurde.

Mit Ausnahme des Rädelsführers, dem es zehn kostete, hatte keiner der Rundgesellschaft mehr als fünf Cents zu verausgaben, und welche Genüsse hatten sie dafür?

Der erste hatte zwanzig Drinks oder Cigarren zu genießen, der zweite neunzehn, der dritte achtzehn, und so weiter abwärts. Die später eingetretenen kamen etwas magerer dabei weg — aber immerhin machten sie noch ein ganz nettes Geschäft.

Nehmen wir an, es sei die Zahl der Betheiligten bei der Auskehr auf zwanzig gewachsen, wovon jeder sein Quantum genossen hatte, so ergibt sich ein Total-Konsum von 210 Drinks oder Cigarren, für eine lächerlich kleine Ausgabe von fünf Cents per Kopf. Leider hat diese gemüthliche Praxis dem alles umwälzenden Zeitgeiste nicht zu widerstehen vermocht.

XXXIX.

Deutsch-amerikanische Parlamente.

Zu den Aufgaben, welche das liberale Deutschthum in der Sturm- und Drangperiode sich gestellt hatte, gehört auch der Versuch, eine Organisation der freisinnig-deutschen Elemente des Landes herbeizuführen, dieselben gewissermaßen unter einen Hut zu bringen. Zu dem Zwecke fanden alljährlich in einer der größeren Städte Versammlungen statt, die von den Delegaten radikal-fortschrittlicher Vereine und Gesellschaften beschickt wurden.

Diese Jahresversammlungen gehörten zu den interessantesten und charakteristischsten Erscheinungen jener gährenden Zeit. Die Spitzen des radikalen Fortschritts und der Wühlhuberei pflegten sich hierzu einzufinden,

oft hundert und mehr an der Zahl. Alle wichtigen Tagesfragen kamen hier zur Berathung; was im öffentlichen Leben faul und reformbedürftig schien, ward hier blosgelegt, die legislativen Schäden und Mißbräuche, wie die „constitutionellen Gebrechen" wurden unter die Loupe genommen und rücksichtslos aufgedeckt. Scheu vor dem Hergebrachten, wenn es veraltet schien, gab es hier nicht. Ueber das was bekämpft oder was angestrebt werden sollte, suchte man sich zu verständigen. Das Resultat solcher Verständigungen sollte in einem Aktions-Programm niedergelegt werden, dazu bestimmt, dem strebsamen Deutschthum als Richtschnur und Wegweiser zu dienen.

Kein wichtiges Thema gab es, welches hier in diesem kleinen Parlamente nicht wäre erörtert, und keine brennende Frage, welche nicht in eingehender Weise wäre diskutirt worden.

Ein Nichteingeweihter würde von dem Ernst der Verhandlungen den Eindruck bekommen haben, als sei diese Versammlung dazu berufen, gesetzgeberische Bethätigung zu entfalten. Neben vielem Unpraktischen, das hier oft zu Tage gefördert wurde, hatten diese Convente doch auch Ersprießliches und Wirksames auf dem Gebiete des Fortschrittes geleistet; manche Beschlüsse die hier gefaßt und manche Reformforderungen, die hier zum ersten Male gestellt wurden, sind bald darauf im Programme der großen Parteien aufgenommen worden, und mit mancher bahnbrechenden neuen Idee wurde von hier aus das öffentliche Leben befruchtet.

In diesen Parlamenten durfte man furchtlos mit den gewagtesten Reformvorschlägen kommen und seinem Denken und Fühlen, wie excentrisch es auch sein mochte, Ausdruck geben. Die extremsten Ansichten mochten rücksichtslos hier ausgesprochen und die phantastischsten Vorschläge gemacht werden. Wegen seines Radikalismus und der Verwegenheit seiner Gedanken brauchte Niemand sich Zwang anzuthun.

In den Versammlungen, wo Männer wie Karl Heinzen, Doktor Greiner, Theodor Kaufmann und verwandte Geister das Hauptwort zu führen pflegten, konnte man voraussetzen, daß von Geltendmächung philiströser, conservativer oder gar reaktionärer Gesinnungen keine Rede sein werde.

Es war in einer dieser Versammlungen, welche in Cleveland stattfand, wo Karl Heinzen in das Aktionsprogramm die Abschaffung der Präsidentschaft aufgenommen wissen wollte, weil diese constitutionelle Einrichtung eine solche sei, die sich mit einer consequenten Demokratie nicht vertrage; nach seiner Ansicht sollte die National-Vertretung in einer Körperschaft ohne Senat bestehen, deren Mitglieder direkt vom Volke zu erwählen seien. Dieses Repräsentanten-Haus müßte sich seinen Vorsitzer oder Präsidenten wählen, und dieser so Erwählte sollte, während der Amtsdauer jener Körperschaft, der oberste Executiv-Beamte der Nation sein, ohne Veto-Gewalt und ohne Amtsverleihungs-Befugnisse. Nach Heinzens Argument wäre der Präsident, wie die Verfassung ihn vorsieht, eigentlich nur ein „König im Frack".

Ohne die Logik der Heinzen'schen Beweisführung zu bestreiten, konnte die selbstconstituirte Versammlung solch eine radikale Rekonstruktionsforderung in ihre Platform nicht aufnehmen, andere wollten sie nicht von vorn-

herein jeder praktisch-politischen Wirksamkeit entsagen und nicht auf näher liegende und erreichbare Bestrebungen verzichten. Doch fand die Idee "No President at all" in radikalen Kreisen viele Anhänger, die sich von Jahr zu Jahr mehrten.

Heinzen, der allgemein als der fähigste Vertreter radikaler Weltanschauung galt, sollte zu seinem Ergötzen erfahren, daß zwei der Mitglieder der Versammlung ihn an Reform-Kühnheit überragten. Die beiden Radikalissimi werde ich nie vergessen, die mit der kindlichsten Naivetät die radikalsten Ideen geltend machten. Ihnen gegenüber kam ich mir fast wie ein lammfrommer conservativer Heulmeier vor.

Der Doktor Sorge von Hoboken war der eine; ein liebenswürdiger Geselle wie er im Buche steht, aus seinen Mienen nichts Anarchistisches verrathend. Die soziale Frage war in Verhandlung und gelassen begann der Doktor mit folgenden ergreifenden Worten: „Meine Herren! Mein Standpunkt ist einfach der: „Ich bin gegen Alles Bestehende!" Tableau! Weiter konnte er mit seiner Ansprache nicht kommen, weil die ganze Zuhörerschaft in frenetisches Gelächter und in die ausgelassenste Heiterkeit ausbrach; des Doktors Standpunkt deckte die höchsten Anforderungen des Universal-Radikalismus und ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig; ihm war nichts zuzufügen; jedes zugefügte Wort würde die Deutung des allumfassenden Reformgedankens nur abgeschwächt haben. —

Nachdem das Auditorium von dem freudigen Schrecken und dem Beifallsklatschen sich erholt hatte, ergriff Bürger Hobelmann das Wort, der Adlatus von Fritz Hassaureck und dessen Cincinnati „Hochwächter". Der talentvolle junge Mann mag mit seinem Namen die Neigung „geerbt" haben, alles Unebene in der Welt glatt zu hobeln. Er war ein Gleichheitsschwärmer; allen Ecken und Kanten in der menschlichen Gesellschaft und allen Klassenunterschieden war er abgeneigt, und stets bereit, wo es Noth that, mit der ersten Silbe seines Namens zu interveniren. Den tiefgründlichen Standpunkt des Doktors Sorge hatte er noch nicht erreicht, trotzdem er bei seinen Freunden als eine hellflackernde Leuchte des Radikalismus galt. „Es kann so nicht weiter gehen", das war sein Standpunkt, über dessen philiströse Zahmheit der Doktor Sorge sich in's Fäustchen lachte.

Bürger Hobelmann empfand ziemlich, daß der Doktor an Wurzelkräftigkeit ihm über sei, daß er ihm aber das Feld nicht räumen dürfe. Er stellte und begründete einen Antrag für die totale Abschaffung des Geldes. Solange das Geld in der Welt die allesbeherrschende Rolle spiele, so argumentirte Bürger Hobelmann, könnte von einer durchgreifenden Sozialreform keine Rede sein. Das Geld sei eine dämonische Erfindung, die als Reizmittel zum Verderben der Menschheit diene.

Geistreich wies er nach, daß die Besitzer von Geld, einen zu großen Vorsprung über die geldlosen Mitgeschöpfe hätten, wie groß auch der sittliche Mehrwerth der letzteren sein möchte. Die Klassenunterschiede und Klassenkämpfe verdankten ihre Entstehung dem Gelde, sowie die Kluft zwischen Arm und Reich. Die Jagd nach dem Gelde, so meinte der Antragsteller, wäre jetzt zur obersten Beschäftigung einer unklugen Menschheit geworden, und die Erde zum Jagdreviere und Tummelplatz für die Erbeutung von Geld.

Mit seinen Anti-Geld-Theorien waren die Zuhörer ziemlich einverstanden, ebenso mit seinen Argumenten; nur Fritz Kapp, der des eventuellen Geldprotzenthums verdächtig war, protestirte energisch gegen das summarische Weghobeln des lieben Geldes. Obgleich die meisten Convents-Mitglieder durch die Abschaffung desselben nicht hätten sonderlich geschädigt werden können, stimmten sie doch gegen Hobelmann's Antrag, weil er ihnen doch etwas „inopportun" erschien.

Fritz Hassaurek betonte stets in solchen deutschen Konzilien die Nothwendigkeit des Kampfes gegen Romanismus und Papismus, gegen den Klerus und die Klerisei, wie er sich auch in seinem „Hochwächter" deren Bekämpfung zur speziellen Aufgabe gemacht hatte. Kardinal Beddini, als er Cincinnati besuchte, hatte mit dem anti-papistischen Einflusse des „Hochwächter" eine unliebsame Probe zu bestehen. Sehr zahm und versöhnlich ist Hassaurek später geworden, und die ihm näher standen, hatte er mit dieser Zahmheit nicht überrascht. Karl Heinzen hatte die Natur des Hassaurek'schen Radikalismus wie auch den „Patriotismus" anderer Radikalen frühzeitig erkannt und richtig durchschaut.

Auch die Frauen-Emanzipationsfrage, die damals noch neu war, wurde in der Sitzung gestreift; mein lieber Freund Kaspar Butz, der mit seinem weich-poetischen Gemüthe für das Ewig-Weibliche und Schöne erglüht, hatte warme Worte zu Gunsten einer „maßvollen" Frauen-Emanzipation gesprochen; der herzgute, aber in praktischen Dingen oft sehr unpraktische Mensch, ahnte nicht, welche raschen Fortschritte die Emanzipationsbestrebungen machen, und welch großen Trubel das "new woman" der menschlichen Gesellschaft im Allgemeinen, und den Ehemännern im Besonderen noch machen würde.

Unser genialer Carl Goepp, Philadelphia-Angedenkens, setzte in der Convention, welche in Wheeling stattfand, seine berühmte Resolution durch, wonach unser liebes Deutschland, um seine Fürsten und Herrscher bequem los zu werden, ganz einfach von der großen amerikanischen Republik annektirt werden sollte. Ein Pronunciamento wurde nach Annahme des Beschlusses erlassen, worin das freiheitsliebende amerikanische Volk von dem Beschlusse in Kenntniß gesetzt und aufgefordert wurde, sich zur Höhe der Situation aufzuschwingen und die beschlossene Maßregel zu vollziehen.

Um zu zeigen, daß bei solchen deutsch-amerikanischen Reform-Versammlungen auch dem Humor sein Recht werde, theile ich hier zum Schlusse meiner heutigen Skizze einen Vortrag mit, der von einem Mitgliede gehalten wurde.

„Optimistische Gedankenspähne.

Die Geschichte ist der Spiegel der Menschheit; wer zeitlich hineinblickt und die Bilder auf sich wirken läßt, die daraus hervorleuchten, wird vor Hochmuth und Eitelkeit bewahrt bleiben. Der weise Salomo würde wahrscheinlich seine berühmten Sprüche der Weisheit nie verübt haben, wenn er jenen Spiegel vor sich gehabt hätte. Sein pessimistisches Axiom, „Alles ist eitel", wäre dann gewiß nicht mit so energischer Bestimmtheit von ihm aufgestellt worden. Schade nur, das des Salomo Weisheit, ähnlich wie bei den meisten Weisen, — erst mit seinen weißen Haaren zum Durchbruch kam, also in einer späten Lebensperiode, wo er selbst nicht mehr viel praktischen Nutzen davon

haben konnte. Hätte er in seinen jüngeren und kräftigeren Jahren die Lehren der Geschichte mit dem Ernste berathen, wie er es später that, so würde er sich viele Täuschungen und weltschmerzliche Anwandlungen erspart, und nicht nöthig gehabt haben, bis an seinen Lebensabend zu warten, um dann auszufinden, daß „alles eitel sei".

Zur Charakterisirung eines zuspätklugen Menschen haben die Deutschen ein treffendes Sprichwort; es sagt: „Er macht den Stall zu, nachdem die Kuh fort ist". — Ob dieses weise Sprichwort schon zu Salomo's Zeiten erfunden war, ist geschichtlich nicht festgestellt, allein es trifft auf ihn gerade so gut zu, wie auf Millionen seiner Nachkommen bis zum heutigen Tage.

Mit dem Hinweis auf die Nothwendigkeit des Studiums der Geschichte, möchte ich jedoch nicht dahin verstanden sein, als sei damit beabsichtigt, den Leser zu pessimistischer Weltanschauung zu verleiten; im Gegentheile ist es nur darum zu thun, dieselbe zu bekämpfen, sogar auf die Gefahr hin, mir dadurch die Freundschaft der Verehrer des weisen Salomo zu verscherzen.

Der Ausspruch „alles ist eitel" ist vollständig falsch — und gerade das Umgekehrte ist wahr, denn *Nichts* ist eitel in der Welt, ausgenommen die *menschliche Eitelkeit*. Jedes Ding, das existirt hat seinen absoluten Zweck, und es ist nicht des Dinges Schuld, wenn die Menschen jenen Zweck nicht begreifen.

Erst dann, wenn der Mensch einmal von seinem hohen Rosse herabsteigt und begreift, daß er doch auch nur ein Ding, und zwar ein sehr zerbrechliches und vergängliches Ding ist, wird er seine unberechtigten Prätensionen fallen lassen und von seinem menschlichen Dünkel zur natürlichen Bescheidenheit zurückkehren.

Hätte Salomo diese einfache Wahrheit in seiner Jugend beherzigt, und nicht seine schönsten Lebensjahre mit Haschen nach und im Genusse von eitlen Nichtigkeiten erschöpft, es wäre ihm bei richtiger Würdigung des Lebens, der spätere Katzenjammer erspart geblieben.

Es ist ungeheuer bequem, nachdem man sein eigenes Leben durch leichtfertige und frivole Genüsse ruinirt hat, sich als Moralprediger, ja als Märtyrer aufspielen zu wollen; wer durch eigenes Verschulden geistig blasirt und physisch herabgekommen ist, hat weder Befähigung noch Berechtigung über die Nichtigkeiten und Miseren des Lebens zu klagen und Andern durch ihr hysterisches oder betschwesterliches Gewimmer die Lust am Leben zu verleiden.

Weder sind alle Dinge eitel noch ist das Leben nur ein Schatten. Ob unsere Welt, wie Schopenhauer meint, schlimmer ist als keine, und ob das Leben des Lebens nicht werth ist, wie andere Pessimisten behaupten — das ist nicht die Frage. Es genügt zu wissen, daß wir leben, und in der bestehenden Welt leben *müssen* bis an's Ende unserer Tage.

Ich will nun nicht behaupten, daß an der Welt nicht manches auszusetzen wäre, aber so schlimm, wie sie Schopenhauer und der Philosoph des Unbewußten machen, ist sie noch lange nicht, obgleich manche moderne "Improvements" darin wohl am Platze sein möchten. Zur Zeit als die Welt geschaffen wurde, war leider das Selbstbestimmungsrecht der Völker und das parlamentarische System noch nicht in Kraft — sonst würden jedenfalls sehr erhebliche „Amendements" bei der Weltschöpfungsverhandlung eingebracht worden sein. Man denke sich nur, was das für eine schöne Welt geworden wäre,

wenn bei deren Schöpfung unser Congreß in Washington ein entscheidendes Wort mitzusprechen gehabt hätte.

Während ich also mit der Welt, wie sie ist, im Großen und Ganzen ziemlich zufrieden bin, will ich doch nicht verhehlen, daß in einer Beziehung ich sie für unvollständig und mangelhaft halte. Es fehlen nämlich jene Einrichtungen im Innern der Erde, vermittelst welcher Erderschütterungen im größeren oder kleineren Maße, je nach Umständen, zu jeder Zeit hervorgebracht werden könnten. Ein jeder wird zugeben, daß die periodischen Erdbeben, welche hie und da in der Welt auftreten, unseren modernen Anforderungen nicht gewachsen und ihrer Seltenheit wegen, nicht im Stande sind, das Menschengeschlecht im Zaum zu halten, geschweige denn vor frevlem Uebermuth zu bewahren. Bei den paradiesischen Zuständen, wie sie unmittelbar nach Erschaffung der Welt bestanden, konnte man allerdings nicht voraussetzen, daß die verführerischen Schlangen sich so ungeheuer vervielfältigen, die Eva's sich so stark vermehren und die Menschen in wenigen tausend Jahren so sehr ausarten würden, wie dies thatsächlich der Fall ist.

Die alten Griechen hatten diesen Fehler bei der Welteinrichtung sehr bald erkannt und ihn dadurch gut gemacht, daß sie ihrem Zeus den Donner und Blitz zur beliebigen Verfügung stellten, um, wenn die Menschen es zu arg trieben, und nicht pariren wollten, mit seinen Blitzstrahlen und Donnerkeilen dazwischen zu fahren.

Den Prometheus, der es wagte, das Feuer vom Himmel zu stehlen, hat man zur Strafe für dieses Vergehen an den Felsen geschmiedet — heute würde man ihm auf jenen „smarten" Streich ein Patent verleihen. Hat ja der moderne Prometheus sich nicht mit dem Feuer begnügt, sondern alle Elemente in den Dienst der Menschheit gepreßt. Das Sonnenlicht und die Sonnenwärme werden zu tausenden von menschlichen Zwecken ausgebeutet; der Blitz ist unschädlich gemacht, und selbst die elementare Kraft der Elektrizität hat sich dem Menschengeiste beugen und zu Leucht- und Botendiensten sich hergeben müssen. Mit seinem Donnern und Blitzen könnte Zeus die heutige Menschheit nicht mehr schrecken, selbst wenn er, in Leidenschaft ergrimmt, die härtesten Schläge auf sie niederdonnern ließe. Das einzige Mittel deßhalb, welches im Stande wäre, die Menschheit in Furcht zu halten und an die Unsicherheit des Lebens zu mahnen, wird man in ziemlich kräftigen Erdbeben suchen müssen, obgleich es von Tag zu Tag mehr den Anschein gewinnt, als könnten auch selbst diese entbehrt werden, weil die modernen „Accidents" das Dezimiren der Menschen mehr als hinreichend besorgen. Man muß also der unorganischen Welt, als solcher, keinen Vorwurf machen wollen. Sie ist jedenfalls die beste, die wir uns denken können. Sie hat Raum und Produktionsfähigkeit genug für Alle, die darauf leben und für eine zehnfache Anzahl derselben. Ihre Gesetze sind unwandelbar — deßhalb gerecht und gleich für Alle. Gegen sie gibt es keine Auflehnung, kein Feilschen und Schachern, sondern nur Unterwerfung.

Daß das endliche Menschenlos unabänderlich durch das Naturgesetz festgesetzt ist, gibt dem Menschen weder einen Grund, die Welt zu verachten, noch den Werth des Lebens in pessimistischer Weise zu unterschätzen. Das menschliche Individuum darf sich nur nicht einbilden, daß die Welt für den Menschen *extra* gemacht sei, und es wird sich dann schon zurechtfinden, und seinen Lebenszweck erfüllen.

Wie diese Welt die beste ist, die wir uns denken können, so ist das Leben

das höchste. Wenn trotzdem das Leben Einzelner und Vieler ein elendes und freudloses ist, so trägt daran nicht die Natur, sondern die Unnatur die Schuld.

Die unnatürliche Steigerung der Genußsucht und der Ansprüche an's Leben — und die dadurch hervorgerufenen Laster der Habsucht, des Geizes, des Neides und der Mißgunst — sind in erster Reihe schuld an der Verbitterung, Trübsal und Unzufriedenheit der Menschen.

Darum, meine Freunde, wenn in dieser schnöden Welt nicht alles so geht, wie es gehen sollte und könnte, laßt uns vor Allem und ehe wir schimpfen, an eigener Nase zupfen und darüber nachdenken, wer denn eigentlich das Bier umgeschüttet hat. In der Regel werden wir den Missethäter in den Reihen derer finden, die in ihrer Nichtsheit doch eitel genug sind, sich für besser als ihre Mitmenschen zu halten, und die unter der pessimistischen Maske den gemeinsten Egoismus verbergen.

XXXX.

Goepp-Kinkel-Kossuth.

Der letzte Akt der Achtundvierziger Freiheits-Tragödie war zu Ende und der Vorhang gefallen. In der Pfalz und in dem Lande der braven Badenser hatten die letzten Szenen in dem Kampfe um deutsche Einheit und Freiheit sich abgespielt. Hier hatten, nach Sprengung des deutschen Parlaments die unverzagt gebliebenen Freiheitskämpfer sich zusammengefunden, um den letzten, wenn auch hoffnungslosen Gang mit dem Feinde zu wagen. Das „herrliche" Kriegsheer, unter der Führung des Prinzen von Preußen, hatte das große „Heldenstück" vollbracht, auch diesen letzten Widerstand zu überwinden, und das kleine undisziplinirte Volksheer zu besiegen.

Die „Ordnung" war hergestellt und das liebe Deutschland wieder einmal „gerettet"; aber keinen Winkel gab es dann, wo einer von den zehntausenden patriotischer Freiheitskämpfer sich hätte bergen können, welche bis zum Ende der Erhebung der freiheitlichen Sache mit selbstloser Hingebung treu geblieben waren. Nur das Exil blieb ihnen übrig, wollten sie Freiheit und Leben vor den Häschern und Schergen der Reaktion retten.

Wohin sich wenden? das war für sie jetzt die Frage. Frankreich's Lamartinische Eunuchen-Regierung bot keinen sicheren Schutz, und die Schweiz und England waren die beiden einzigen Länder in Europa, nach welchen die Flüchtlinge sich wenden konnten, wenn sie nicht vorzogen nach Amerika oder anderen außereuropäischen Staaten auszuwandern, wozu verständlicherweise die große Mehrheit sich entschloß. Nach der Schweiz flüchtete sich eine große Anzahl solcher, die da glaubten und hofften, daß die Rückkehr in ihre Heimath ihnen nicht sehr lange verschlossen sein werde, während London hauptsächlich von den hervorragenden Geistern der revolutionären Bewegung zum vorläufigen Asyle gewählt wurde. Mazzini und Garibaldi,

Ledru Rollin und Louis Blanc, Arnold Ruge, Carl Marx, Freiligrath, Kinkel und andere Koryphäen fanden sich hier unfreiwillig zusammen. Diese Männer, welche eine revolutionäre und agitatorische Vergangenheit hinter sich hatten und große Sympathie beim Volke besaßen, waren durch die Niederlage, welche die freiheitlichen Bestrebungen in Italien, Oesterreich und Deutschland erlitten hatten, noch lange nicht entmuthigt, und wiegten sich in dem Glauben, daß der Zündstoff der Unzufriedenheit nicht erloschen, sondern nur vorläufig gedämpft sei, und daß das Revolutioniren in ihrer Heimath nach kurzer Unterbrechung wieder „losgehen" würde. Auf Grund dieses kindlichen Glaubens setzte man „Revolutions-Ausschüsse" ein mit der Aufgabe, durch kräftige Agitation von außen die bedrückten unzufriedenen Völker aufzurütteln, und zur Beschleunigung des „Losbruches" aufzumuntern.

Um die berühmte deutsche Einigkeit sogleich bei der Organisation zu illustriren, hatten die deutschen revolutionären Vertreter nichts Eiligeres zu thun, als zwei Ausschüsse, statt des einen, in's Leben zu rufen, wovon der eine, etwas radikaler als der andere, mit etwas rascherem Tempo die agitatorische Arbeit betreiben wollte. — Die Einigkeit fing also mit der Uneinigkeit an.

Nach Organisation der Ausschüsse ergab sich als deren erste und wichtigste Pflicht, sich nach Geld umzusehen, das heißt: Geldmittel zu beschaffen, um damit die unvermeidlichen Kosten der Agitation zu bestreiten. Man war einsichtsvoll genug um zu wissen, daß die lautersten Absichten und die gescheitesten Pläne ohne Mitwirkung des schnöden Geldes sehr schwer zu verwirklichen sind.

Woher es nehmen, war die erste Frage, und keine müßige Frage ist dies gewesen. Aus eigenen Mitteln konnte selbstverständlich das Geld nicht beschafft werden. Auf die Patrioten zu Hause war in diesem Punkte auch kein Verlaß, da deren angestammte Herrscher schon dafür sorgten, daß die lieben Unterthanen keine Kapitalien ansammeln oder flüssig machen konnten. In London stak nun allerdings abscheulich viel Geld, aber es herauszubekommen war ein Ding der Unmöglichkeit, weil die kaltblütigen englischen Geld-Protzen in Geldsachen sehr ungemüthlich sind und gar kein Verständniß für „Investments" in Revolutions-Unternehmungen besitzen. Bei der herzlosen englischen Bank, obgleich sie X-Gelder besitzt, konnten die Ausschüsse auf keine Vorschüsse oder Darlehen rechnen, weil jenes conservative Institut nur an die Ausbeuter und nicht an die Befreier des Volkes ausleiht.

In diese finanzwidrige Lage versetzt blieb den verehrlichen Ausschüssen nichts übrig, als sich an das „größte und freieste Land der Welt", Amerika, zu wenden, um dort, wo die Dollars an den Bäumen wachsen und die Völker unbändig für Freiheit schwärmen, eine National-Anleihe in kleinen Beträgen von 5 Dollars auf die zu schaffende deutsche Republik zu effektuiren. Ein Volksanlehen, und kein Börsenunternehmen, sollte es sein, und jedes Darlehen sollte zugleich eine Kundgebung des Darleihers sein, daß dieser dem eventuell revolutionären Unternehmen sympathisch gegenüber stehe.

Und so wurde von dem radikalen Ausschusse Amand Goepp, und von dem gemäßigten, Gottfried Kinkel mit der Mission betraut, Amerika zu besuchen und für die Unterbringung des National-Anlehens unter ihren deutsch-amerikanischen Landsleuten zu sorgen.

Mit der Ernennung dieser Männer hatte man in London das Richtige getroffen, denn Beide standen in hohem Ansehen und hatten viele Freunde und Verehrer im hiesigen Lande. Amand Goepp war der erste, der auf seiner

Missionsreise den Boden Amerikas betrat; auch hier in unserem Cleveland, der angehenden Großstadt mit 20,000 Einwohnern, worunter ein Drittel Deutsche, genossen wir die Ehre seines Besuches. Der herzlichste Empfang wurde ihm zu Theil, namentlich von seinen hier ansäßigen Achtundvierzigern, welche noch mit einem Fuß in Deutschland standen, und, wie Kinkel und Goepp, an die Möglichkeit der Unmöglichkeit glaubten, daß mit etwas Nachhilfe es drüben im alten Vaterlande demnächst wieder „losgehen" werde. Aber auch solche, die nüchtern und verständig genug waren, solche Hoffnungen als kindisch zu betrachten, erfreuten sich an dem Besuche des braven Mannes und halfen eifrig mit, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen.

Er fand hier viele warme Freunde und Verehrer, wie er dies wohl verdiente.

Als Volksorganisator, als glänzender Redner und als Mitglied der provisorischen Regierung Badens hatte Goepp sich weit hinaus über Badens Grenzen ein hohes Ansehen erworben. Neben Hecker, Struve, Fickler, Sigel, Mögling, Itzstein und andern braven Badensern, welche zu ihrem bleibenden Ruhme an der Spitze der deutschen Einheits- nnd Freiheitsbewegung standen, zeichnete der junge Amand Goepp als der besten einer sich aus, der sich des höchsten Vertrauens seiner Landsleute erfreute, und sich dessen nie unwürdig zeigte.

Gottfried Kinkel, der einige Monate später als Goepp hier ankam, wurde von dem amerikanischen Jungdeutschthum ebenfalls auf die freundlichste und herzlichste Weise empfangen. In ihm wurde der Dichter-Patriot verehrt, der, um der Freiheit eine Gasse zu bahnen, die Leyer mit dem Schwerte vertauschte und in der einfachen Blouse an den badischen Freiheitskämpfen heldenmüthig Theil nahm. Seine klassische Beredsamkeit, verbunden mit dem Zauber seines liebenswürdigen Wesens, hatten ihn bald zum Liebling aller Deutschen gemacht, die in seine Atmosphäre kamen. Wo im hintersten Winkel des Herzens sich noch ein Fünkchen von deutschem Idealismus barg, da wurde es durch Kinkel's zündende Ansprachen zu hellen Flammen angefacht. Namentlich waren es auch die deutschen Frauen, welche Kinkel für die deutschländischen Zukunftskämpfe zu interessiren unternahm, und in deutschen Frauen-Versammlungen streute er die kostbarsten Perlen seiner sinnigen und poetischen Beredtsamkeit aus.

Durch das Feuer ihrer Vorträge und Reden haben sie in der Brust Vieler das Deutsch-Bewußtsein belebt und gestärkt, und bei manchen Verzagenden die verglimmenden Freiheitsfunken wieder angefacht und zum Leben erweckt.

Der Erfolg ihrer Mission, das nationale Anlehen betreffend, war, wie nicht anders zu erwarten, äußerst gering. Das Unternehmen war in der Theorie wie in der Praxis verfehlt, und Karl Heinzen hatte Recht, als er in seinem „Pionier" es energisch bekämpfte. Er wollte, wenn einmal Geld beschafft werden sollte, dieses zu einer systematischen Propaganda und zu Aufklärungs-Zwecken benutzt sehen; nicht zu revolutionären Emeuten und Putschen, und *zu mehr als solchen* waren damals, nach '48—'49, die von der Reaktion unterdrückten Völker nicht reif und in keiner Weise vorbereitet oder prädisponirt.

An Gottfried Kinkel kann ich nicht denken, ohne daß das unvergeßliche Bild eines *ähnlichen* Mannes vor meine Seele tritt. Ich meine unsern lieben und verehrten Schünemann-Pott. Auch an ihm war alles innere

Weſen rein und edel. Bei ihm gab es keinen Dualismus zwiſchen der praktiſchen und reinen Vernunft, keinen Zwieſpalt im Denken und Handeln; keinen zwiſchen Glauben und Thun. Die Ethik, der Humanismus, waren zu Fleiſch und Blut in ihm geworden. Er ſprach nur, wovon er überzeugt war; das Wahre, Gute und Schöne waren ſeine Ideale, nach deren Verwirklichung er muthvoll und zaglos ſtrebte. Seine Redekunſt war bezwingend, ſeine Diktion fließend und poetiſch ſeine Proſa.

Als spiritus movens frei-religiöſer Gemeinden und als Wander-Prediger, hat Schünemann-Pott für die Aufklärung und Veredlung des Menſchengeſchlechts unermüdlich gewirkt, in der Förderung ethiſcher Kultur hat er ſich hohe Verdienſte erworben; und wohl verdient ſein Name neben dem Gottfried Kinkels genannt zu werden.

Der dritte Beſuch von hervorragenden Männern wurde den Amerikanern von Ludwig Koſſuth in '52 gemacht. Kein römiſcher Triumphator iſt je von ſeinen Römern begeiſterter empfangen worden als Koſſuth von dem amerikaniſchen Volke. Von der hohen politiſchen Bedeutung der deutſchen Erhebung wußten die größeren Maſſen des Volkes hier wenig — über Ungarns Heldenkämpfe dagegen waren ſie hier wohl unterrichtet.

Dieſe hatten hier allgemeine Bewunderung gefunden, und für die Ungarn eine Sympathie erzeugt, wie ſie größer und wärmer nicht ſein konnte. Koſſuth's Name war in Aller Munde; in Paläſten wie in Hütten wurde ſeiner mit Verehrung gedacht, und er als ein ungariſcher Waſhington betrachtet.

Man wußte, daß Koſſuth als Haupt der ungariſchen Volkserhebung ſein Volk mit ſeinem patriotiſchen Geiſte belebt und die ungariſche Revolutions-Armee zu ihren heroiſchen Kämpfen und Siegen begeiſtert hatte, und fühlte ſich gedrungen, ihm bei ſeinem Beſuche die tiefempfundene Anerkennung zu bezeugen. Von nah und fern waren die Zehntauſende von Männern und Frauen hierher gekommen, um den berühmten Staatsmann und Volkshelden, den im Bildniß ſie alle kannten, zu bewillkommnen und ſeiner Anſprache vom Balkon des Weddellhauſes zu lauſchen. Die dicht gedrängte Volksmenge jubelte ihm begeiſtert zu als er ſein Erſcheinen machte, und eine glänzende Rede, obgleich Fremdling, in engliſcher Sprache hielt. Der ſtürmiſche Applaus, welcher der Rede folgte, wollte kein Ende nehmen, und von Mittags bis ſpät in die Nacht blieben die Straßen und öffentlichen Plätze von Menſchenmaſſen belebt.

Koſſuth war von einer großen Zahl von Stabs-Offizieren und Adjutanten begleitet, die in ihrer pittoresken militäriſchen Uniform, mit Degen an der Seite, einen imponirenden Eindruck machten. Mit Entzücken ruhten die Blicke des ſtark vertretenen Frauengeſchlechtes auf den elaſtiſchen magyariſchen Männergeſtalten, welche ſo beſchnürt und goldbordirt und mit ihren ſtrotzenden Schnurrbärten ihren Gebieter umſtanden. So ein neues und reizendes Bild hatten ſie hier im urwäldlichen Weſten noch nie vorher geſehen. "How nice and funny" das war.

Im Verlaufe der ungariſchen Revolution war Koſſuth bekanntlich zum Gouverneur der öſterreichiſch-ungariſchen Reichshälfte gemacht worden. Nach Niederwerfung der Erhebung mit Hülfe ruſſiſcher Soldateska, ſuchte Koſſuth, unter dem Schutze des Halbmonds, ein Aſyl in der Türkei, von wo er nach längerem Aufenthalte mit ſeinen Begleitern auf einem amerika-

nischen Kriegsschiffe sicheres Geleite nach den Vereinigten Staaten erhielt, trotz Oestreich's heftigsten Einsprüchen. Und zum großen Ruhme der damaligen demokratischen Regierung unter der Präsidentschaft des Franklin Pierce, sei es gesagt, daß Staats-Sekretär Marcy die Kossuth'sche Regierung, als eine de facto anerkannt hatte. Einen Conflikt mit Oestreich nicht scheuend, hatte sie, trotz Oestreich's heftigem Widerspruch und Protestes, nicht nur Kossuth sondern auch Kosta und andere ungarische Flüchtlinge unter amerikanischer Flagge aus der Türkei nach Amerika gerettet, und sie vor dem östreichischen Galgen bewahrt. Lag doch die Gefahr nahe, daß Rußland und Oestreich von der Türkei die Auslieferung ungarischer Flüchtlinge mittelst Einschüchterung erzwingen würde.

Zur Zeit als Kossuth seinen Besuch in Amerika machte, um der Regierung und dem amerikanischen Volke für ihre Sympathie und konkrete Hülfeleistung zu danken, war Ungarn längst schon „pazifizirt" und der grausen Herrschaft des achtzehnjährigen österreichischen Kaiserknaben, unterworfen. Dessen ungeachtet wurde er hier immer noch als Gouverneur von Ungarn empfangen und begrüßt, offiziell von den öffentlichen Behörden als das ungarische Staatsoberhaupt anerkannt. Die Verehrung für Kossuth, den großen Patrioten und Staatsmann, war größer als je, seit man erfahren, daß im Sommer 1849 nach Kapitulation der ungarischen Armee, die Häupter der Bewegung und hunderte der edelsten Patrioten und tapfersten Männer Ungarns von der wuth- und racheschnaubenden Hyäne von Brescia und den östreichischen Henkern standrechtlich erschossen, hingerichtet und an dem Galgen von Arad gehängt worden waren. Ob dieser alles spottenden barbarischen Grausamkeiten ging ein Schrei der Entrüstung durch die ganze civilisirte Welt.

Wie in allen Städten Amerikas, so wurde auch hier Kossuth von unseren Behörden offiziell empfangen und mit seiner Begleitung gastlich bewirthet. Deputationen von Körperschaften und Vereinen machten ihm die Aufwartung, ihn ihrer Liebe, Hochachtung und Werthschätzung versichernd. Die hiesigen Ungarn, worunter die braven Moritz und David Black, boten ihm ihre patriotischen Dienste an, und die Deutschen ließen durch eine Deputation dem Gouverneur ihre Glückwünsche darbringen und eine Adresse überreichen, worin sie die Solidarität aller nach Freiheit ringenden Völker betonten. Als Wortführer der Deputation war mir vergönnt, aus Kossuth's eigenem Munde die Hoffnung aussprechen zu hören, daß die Vereinigten Staaten-Regierung der Sache Ungarns sich annehmen möchte. Daß ein so weltkluger Mann sich einer solchen Hoffnung auch nur für einen Augenblick hingeben konnte, erschien mir räthselhaft; denn von einer Repräsentativ-Regierung offizielle Einmischung in europäische Händel zu verlangen, hieße, das Absurdeste und Unmögliche für möglich halten.

Eine weitere Absicht, die Kossuth mit seinem amerikanischen Besuche verbunden hatte, war die: Durch Beschaffung von Geld mittelst eines ungarischen National-Anlehens die Wiederaufnahme des Kampfes gegen die Habsburger Herrschaft zu ermöglichen. Es war dies ein Plan von ebenso abenteuerlicher, phantastischer und unzweckmäßiger Natur, als jener, zu dessen Verwirklichung Goepp und Kinkel hierhergekommen waren. Alles Geld Amerikas hätte damals nicht ausgereicht, die Wiedereinführung der Kossuth'schen Regierung zu erzwingen; war ja nach 1849 die heilige

Allianz in neuer Form wieder aufgelebt und Rußland, Oesterreich und Preußen gegen jedwelche Anfechtung ihrer Herrschaft gerüstet.

Wie in allen Städten, die er besuchte, so wurde Kossuth auch in Washington ein glänzender Empfang vom Präsidenten und Congreß wie von den städtischen Behörden und der Bürgerschaft zu theil; wenn aber Kossuth ernstlich daran glaubte, daß ihm staatliche Unterstützung und Hülfe zugesagt würde oder auch nur versprochen werden könnte, so hatte er in diesem Glauben sich selbstverständlicherweise bitter getäuscht. — Er kehrte nach Europa zurück, von der Illusion befreit, daß andere Völker zu Ungarns Gunsten in das Rad der Weltgeschichte eingreifen würden. Wie so viele andere Patrioten, so hatte auch Kossuth sich der Macht der Thatsachen zu unterwerfen, um von der Zukunft des Geschickes eine günstigere Wendung zu erwarten. Daß der Kampf von 1849 nicht umsonst geführt war und das vergossene Blut nicht umsonst geflossen, das sollte eine nahe Zukunft schon lehren.

Kossuth lebte von nun an zurückgezogen in Turin. Nie mehr betrat er das von ihm so heißgeliebte Land. Auch in der Verbannung blieb er der Abgott seines Volkes und eine moralische Großmacht in seinem Vaterlande, welche dem Kaiser Franz Joseph viele Angst und Sorge bereitete.

Ludwig Kossuth war kein Revolutionär in des Wortes weitester Bedeutung; über den magyarischen Magnaten ist er nie hinausgekommen; zu dem Verständniß der Solidarität der Völker und der revolutionären Geister ist er nie gelangt — aber als Patriot, im edelsten Sinne des Wortes, wird Ludwig Kossuth's Name in der Geschichte von Keinem überstrahlt werden.

XXXXI.

Eine Finanz-Krisis.

In wirthschaftlicher und geschäftlicher Beziehung waren die fünfziger Jahre zwar keine glänzenden, doch zu den eigentlich mageren dürfen sie auch nicht gezählt werden. Nahrungssorgen brauchte Niemand zu haben, der den Trieb in sich hatte, durch Arbeit seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Bescheiden waren zwar die Löhne, noch bescheidener aber die Preise der Lebensmittel, und wo beides zusammentrifft, da ist wenigstens gegen das Knurren des Magens gesorgt, wenn auch die Befriedigung höherer menschlicher Bedürfnisse dabei leer ausgehen muß. Wo immer die arbeitenden und ackerbautreibenden Klassen der Menschheit nur Hungerlöhne oder Hungerpreise für ihre Erzeugnisse erhalten — da fehlt der normale Pulsschlag in der menschlichen Gesellschaft. — Vorübergehend ist solcher Zustand er-

träglich, auf die Dauer kann er nur Unheil und soziales Elend erzeugen, indem er den Drohnen der Gesellschaft zu gute kommt und soziale Mißstände und Plutokratie gebiert.

Doch unter den bescheidenen Erwerbsverhältnissen war in unserem Cleveland eine wackere Bürgerschaft emporgewachsen, die sich gewisser Wohlhäbigkeit und Selbstständigkeit erfreute. Das Handwerk und der Kleinbetrieb hatte noch einen goldenen Boden und ermöglichte es dem rüstigen und strebsamen Menschen sich sorglos mit seiner Familie durch's Leben zu schlagen, durch Sparsamkeit allmählich ein eigenes Geschäft und eigenes Heim zu gründen, und damit den Grund zu späterer Wohlfahrt zu legen. Unsere deutschen Landsleute, zu ihrer Ehre sei es gesagt, waren nicht die letzten, welche darauf bedacht waren, sich wirthschaftlich und geschäftlich empor zu arbeiten und vor allem vom Miethsherrn sich unabhängig zu machen.

Ein eigenes Heim zu besitzen und unter eigenem Dache zu schlafen, darauf war vor allem der Deutschen Sinn gerichtet, und zur Verwirklichung dieses Gedankens wurden keine Mühen und persönlichen Entbehrungen gescheut; ob gut oder schlecht die Zeiten, ob kärglich der Verdienst und knapp die Mittel — das Ziel nach eigenem Besitz einer Heimath blieb unverrückt; und so kam es, daß schon inmitten der fünfziger Jahre die Deutschen alle übrigen Nationalitäten im eigenen Hausbesitz überragten, mehr noch im Besitze wohlgepflegter freundlicher Gärtchen.

Bei aller Bescheidenheit ihrer ökonomischen Hilfsmittel waren damals die Menschen, weil sie keine Nahrungssorgen drückten, noch zufrieden; das Streben nach Verbesserung ihrer ökonomischen Lage beherrschte auch sie, doch waren ihre Ansprüche an's Leben noch mäßig und bescheiden, ihre Sitten noch einfach und in Genüssen genügsam; sie verstanden auch noch sich nach den bestehenden Verhältnissen zu richten und, wenn's Noth that, sich nach der Decke zu strecken. Wie zu allen Zeiten, so haben auch in jener Zeitperiode die Leute über ihre „Moleste" und über ihr Schicksal geklagt und manchmal gejammert; aber da sie noch nicht die großen Rosinen im Kopfe hatten, so waren sie, wenn sie das B e s t e nicht haben konnten, doch wieder auch mit dem G u t e n zufrieden. Die Atmosphäre, die sie umgab, zwang die Menschen noch nicht durch Entfaltung von Tand, Luxus und Extravaganz sich flitterndes Ansehen zu verschaffen; schon die Nothwendigkeit sorgte dafür, daß man nicht in solche Versuchungen gerieth; die Zweckes Freimachung eines Heim alljährlich wiederkehrenden Zahlungst rmine controllirten den Hang zu unnöthigen Ausgaben.

Doch wie einfach auch im Großen und Ganzen die Verhältnisse lagen, an unverschuldeten Intermezzos und Widerwärtigkeiten, welche in den Lebensgang eingreifen, fehlte es keineswegs. Der Klügste und Vorsichtigste vermag sich ihnen nicht zu entziehen.

So war es in jener, gleichsam noch harmlosen Zeit, das Geld, oder vielmehr die A r t des Geldes, welches den Menschen viel Kummer und Sorgen bereitete, sowohl solchen, die es hatten, als jenen, welche darnach strebten. Mit Ausnahme von Scheidemünze, war kein Metallgeld im Kleinhandel und Alltagsverkehr. Ein Vorurtheil gegen vulgäres Silber, dessen Glanz und edle Eigenschaften ja damals noch von unseren größten Dichtern besungen wurden, herrschte zwar nicht, aber dennoch war der

Dollar unserer „Daddies", wie überhaupt jeder Silberdollar im bürgerlichen Handel und Wandel so unsichtbar, wie die Prägstücke des aristokratischen Goldes. Papiergeld war die Losung, das heißt papierne Geldversprechungen, die man „Bank Bills" oder Banknoten nannte.

Unser Ohio, wie fast jeder andere Staat der Union, hatte seine Geldnoth, der er durch Geldnoten abzuhelfen bemüht war. Unter gewissen Garantien und Bedingungen, ertheilte die staatliche Autorität gewissen Corporationen das Privilegium, Banknoten bis zu einem gewissen Maximal-Betrage zu drucken und in Cirkulation zu setzen, und andere banküblichen Geschäfte zu thun. Diesen so ausgegebenen Banknoten, oder Zahlungsversprechen, wurden von unseren weisen Gesetzgebern, im Widerspruch mit den Vorschriften der Bundesverfassung, der Charakter von Geld verliehen, und als solches kursirten sie und bildeten den Hauptbestandtheil unserer „currency" bis nach dem Kriege. Außer den Noten unserer sogenannten Staatsbanken, die volles Vertrauen besaßen, zirkulirten im Staate und in den Geschäftscentren noch viele Noten von Bankinstituten anderer Staaten, die man allerdings als gesetzliches Zahlmittel nicht anzunehmen brauchte, die der Geschäftsmann aber, seinen Kunden zu Gefallen und ausgeschäftlichem Interesse, oft nicht zurückweisen durfte. Für die außerstaatlichen Noten wurden von den heimischen Bankinstituten, wenn sie solche überhaupt annahmen, ein größeres oder kleineres Agio berechnet, je nach dem Stande des Credits, den die auswärtige Bank hatte. Die Höhe dieses Agio zu kennen, erforderte es tägliches Studium des an Schwankungen reichen Curses. Größer und wichtiger jedoch war die Aufgabe des Geschäftsmannes, alltäglich sich zu unterrichten, wie es mit der Solvenz der unzähligen Bankinstitute stehe, und wie viele derselben vielleicht am vorhergehenden Tage zusammengekracht. War man dann nach dem Frühstück darüber im Reinen, so ging's an's Examiniren, ob und welche neue Notenfälschungen (counterfeits) ihr Erscheinen gemacht; denn was damals schon, trotz unentwickelter Technik, im Fälschen und Nachahmen von Banknoten geleistet wurde, braucht sich betreffs Ingeniösität und Qualität vor der Nachwelt nicht zu schämen. Mit der Loupe mußte jeder Geschäftsmann bewaffnet und mit der lithographischen Kunst gründlich bekannt sein, wollte er nicht riskiren, im Laufe weniger Wochen von falschen, werthlosen oder minderwerthigen Banknoten zugedeckt zu werden. Musterkarten von allen diesen Dingern mußten an den Wänden des Geschäftssanktums als abschreckende Beispiele prangen, und darauf durften die Noten-Exemplare von Banken nicht fehlen, welche als Wildkatzen-Institutionen berüchtigt und gefürchtet waren; es waren diese Wild Cats-Produzenten geheime Fälscher- und Schwindler-Banden von der Spezies der Mondschein-Destillateure.

Man merkt es wohl, wie außerordentlich schwierig es war für den kleinen Geschäftsmann und jeden einfachen, in Papiergeldsachen unerfahrenen Menschen — sich vor dem Angeschwindeltwerden mit werthlosen papiernen Versprechungen zu hüten. Waren ja doch viele der Noten so perfekt nachgemacht, daß selbst professionelle Experte in Bankgeschäften die nachgemachte Note nicht von einer echten zu unterscheiden vermochten. Für den Unkundigen, durch theures Lehrgeld gewitzigt, war es zur Regel geworden, daß er zweifelhafte Noten, ehe er sie an Geldesstatt annahm, von der Bank

prüfen ließ, bei welcher er seine Depositen machte, und daß auch der kleinste Geschäftsmann alltäglich seinen letzten Papierdollar zur Bank brachte, um die folgende Nacht durch die Angst vor „Wildkatzen“ nicht in seinem Schlafe beunruhigt zu werden. Doch wie vorsichtig Jemand auch sein mochte, ganz ungerupft kam er doch nicht davon, denn im Laufe der Jahre pflegte sich eine recht nette Auswahl von „Bildern“ (wie viele Deutsche die „bills“ nannten) anzusammeln; statt Münzsammlungen, wie man sie im alten Vaterlande trifft, hatte man hier „Bilder-Gallerien“, um das Andenken an die kostspielige Zeit der Staatsnoten-Herrschaft zu bewahren.

Die Schwankungen und Unsicherheiten eines vielstaatlichen und vielköpfigen Papiergeldes, welche beständig den Erwerb und das Eigenthum und die materiellen und geschäftlichen Interessen bedrohten und auch die genügsamsten Menschen nie zur behaglichen Ruhe kommen ließen, erschöpften jedoch die ökonomischen Drangsale nicht; man hatte sich mit der Zeit an das Unvermeidliche gewöhnt und auch daran, daß das Gold wie das Silber eigentlich nur Chimäre sei. Da kam, im tiefsten wirthschaftlichen Frieden, die Windsbraut von 1857 über das Land gezogen und warf Alles vor sich nieder. Es war die Krisis, die man die finanz-wirthschaftliche Nemesis heißen sollte. Sie kam und wird immer wieder als Rachegöttin kommen, wenn das Maß finanzieller und volkswirthschaftlicher Versündigung voll ist. Sie ist eine logische Rächerin und durch menschlichen Aberwitz läßt sie sich nicht spotten. Verrottet war die „Ohio Trust Company“ und ihre Mitsündiger und Verbündeten; ihre unbezähmbare Gier nach reichem und raschem Gewinne, nach dem „Machen“ und Aufhäufen von Millionen, hat sie in den Abgrund der Ueberspekulation gestürzt und viele verwandte, wie auch schuldlose Finanz-Institutionen mit in den Abgrund gezogen. Schnell gefolgt sind ihr viele Geschäfte, und darunter waren solche, wie gewöhnlich die ersten, die lange schon auf Sand gebaut und zum Zusammenbruch reif genug waren.

Weit hatten sich die Folgen jener Krisis, die in Ohio ihren Ausgangspunkt hatte, über das Land hin verbreitet, Bestürzung und Elend nach allen Seiten hin erzeugt; sie war ja gekommen wie der Dieb in der Nacht, die ahnungslose Geschäftswelt überraschend und Tausende von wirthschaftlichen Existenzen mit einem Schlage vernichtend.

Selbstverständlich blieben ihre bösen Wirkungen auch in Cleveland nicht aus. Geschäfte brachen zusammen und wurmstichige Banken schlossen ihre Thüren, wohlwissend, daß sie dem Andrange von Gläubigern und Depositoren keinen Widerstand zu leisten vermochten. Ein panischer Schrecken entstand bei der Bevölkerung wie ihn kein sterbliches Auge vorher in der soliden und guten Stadt gesehen; ja die größere Anzahl der Leute und namentlich auch unsere Deutschen, hatten von einer Finanz-Krisis vorher nie etwas gehört.

Es währte auch nicht lange, daß sich eine tausendköpfige Menge von Männern und Frauen auf der Superiorstraße, vor der Kanal Bank, in größter Aufregung zusammenfand, meistens Arbeiter und kleinere Geschäftsleute, welche mit ihren Bankbüchern lärmend, tobend und drohend auf die verkrachte Bank anstürmten, um ihre deponirten Gelder zurück zu fordern oder vielleicht gewaltsam zurück zu erobern. Ein Jeder versuchte unter den Ersten der Eindringenden zu sein und bei diesen Versuchen ent-

stand ein Schieben, Stoßen und Drängen, das aller Beschreibung spottet. Jammer und Verzweiflung sprach aus den Mienen und Geberden der sich hier Drängenden, und Ursache lag genug dazu vor. Hatten doch die meisten der hier Versammelten oft ihr Alles, was sie an Geld und Gut besaßen, und was sie seit Jahren sich abgehungert und abgespart, dieser Bank übergeben, um jetzt mit einem Schlage darum betrogen zu sein. Alles Stoßen und Drängen, alles Jammern und Weinen half jedoch nichts — die Bank war und blieb für immer geschlossen.

Niemand, der je eine derartige „Panik" erlebt, wird in seinem Leben die ergreifenden oder auch die tollen und oft tragi-komischen Szenen vergessen, welche bei Anstürmen auf Depositen-Bankgeschäfte sich abspielten. Kaum hatte sich die Aufregung vor der einen Bank etwas gelegt, weil jeder Ansturm als fruchtlos sich erwiesen hatte, so zeigte sich vor einem zweiten, gegenüber liegenden Bankgebäude eine nicht minder aufgeregte Volksmenge, welche hoffte, durch schnelles Eingreifen ihre Depositen, oder einen Theil derselben, noch retten zu können. Jene „Bank", die hier ihren Sitz hatte, stand bisher in hohem Vertrauen; ihre Solvenz war dennoch durch die allgemeine Krisis stark erschüttert. Schon war die Menge zum Vordrängen und Anstürmen bereit; auf Spieße hatte man die Bankbücher gesteckt, um auf diese Weise sie eher dem Kassirer vor die Nase zu stoßen. Wie das Kapitol in Rom einst durch die Gänse, fast ebenso wunderbar sollte diese Bank, wenn auch auf andere Weise, vor dem Zusammenbruch gerettet werden.

Pat Milligan, eine kräftige, herkulische Gestalt von sechs Fuß und drei Zoll Höhe, ein echter Sohn Irlands und ein biederer Geselle, war der anerkannte Führer und Vertrauensmann der irländischen Bevölkerung; er selbst, wie seine Landsleute, hatten zumeist ihre Ersparnisse in dieser Bank deponirt, und an ihrer Spitze erschien er nun vor dem Portale des Banklokals, und beim Oeffnen derselben war er der erste, dem es vergönnt war, dem Kassirer sein Bankbuch wie einen geladenen Revolver auf die Brust zu setzen und sein Guthaben von 500 Dollars zu verlangen, mit der Drohung la bourse ou la vie. Vor den Fenstern und vor den geöffneten Thüren reckten sich gespannt und neugierig die Köpfe — zu sehen, wie es dem braven Milligan ergehe, von dem man wußte, daß mit ihm kein Spaß zu machen war.

Was sah man da plötzlich so Wunderbares und Unerwartetes geschehen? Man konnte und wollte seinen Augen nicht trauen. Liebenswürdig und freundlich, wie es immer seine Art gewesen, und als existire Krisis und Panik gar nicht für ihn, nahm der Kassirer Pat Milligan's Buch in Empfang, rechnete geschäftsmäßig dessen Guthaben aus und zählte ihm mit jovialer und graziöser Geberde 25 Goldstücke @ zwanzig Dollars in die kolossale Fläche seiner schwieligen Hand, daß es nur so glitzerte und klirrte. Die Zuschauer, die dicht gedrängt hinter Pat standen, reckten die Hälse, das goldene Wunder zu schauen. Sie spitzten die Ohren ob des melodischen Klanges und rissen die Augen weit auf wegen des herrlichen Glanzes der Goldstücke. Wollte man banal und unpoetisch sich ausdrücken, so würde man sagen, die Leute waren „ganz weg" vor Staunen und Entzücken.

Auch unser Milligan war „baff“ vor Erstaunen und Rührung. Stumm sah er auf die Goldstücke in seiner Hand; er hatte gefürchtet, seine 500 Dollars nie wieder zu sehen, und nun — horrible dictu — lagen sie strahlend vor den Blicken seiner Augen, in höchst greifbarer Realität. Doch auf einmal regte sich ein merkwürdiges Gefühl in seiner Seele, eine elegische Weichheit und eine sentimentale Anwandlung überfiel ihn, seine Pupillen erweiterten sich; er mußte sein Mißtrauen gegen die Bank wieder wett machen — und er reichte dem verblüfften Kassirer die Goldstücke mit den ergreifenden Worten zurück: „So, as you have the money, then I don't want it“; nahm sein Bankbuch, drückte dem Kassirer die Hand und verließ schweigend die Stätte.

Hurrahs schallten dem edlen Proletarier aus allen Kehlen entgegen, und dann zerstreute und verlief sich die Menge in Frieden. Das Mißtrauen war geschwunden und die Bank war gerettet — sich noch viele Jahre lang des Vertrauens des Publikums würdig erweisend.

* * *

Die 57er Finanzkrisis hatte Tausenden von Menschen tiefe wirthschaftliche Wunden geschlagen und viel Elend erzeugt. Gerade die fleißigsten, die ehrlichsten und sparsamsten Leute wurden davon am härtesten betroffen; nun hatten sie von neuem im Schweiße ihres Angesichts zu arbeiten und zu kämpfen, um die Verluste und Nachwehen zu überwinden. Nur die schoflen, betrügerischen und gewissenlosen Elemente pflegen aus dem Elende, welches Krisen und „Paniken“ erzeugen, materielle Vortheile zu gewinnen, und sich in solchen Zeiten der Kalamität wohl zu befinden.

XXXXII.

Adam, wo bist du?

Der Sturm, welcher naturgemäß das Auftreten der „Krisis“ von 1857 begleitete, hatte nach mehrtägigem Wüthen nachgelassen, und die Aufregung der Menschen hatte sich etwas gelegt. Soweit man bis jetzt die Wahlstätte überblicken konnte, hatte der Sturm große Verheerungen angerichtet, viele wirthschaftliche Existenzen umgeweht und nicht wenig Elend erzeugt. Das zugefügte Unheil zu überwinden, machten sich nun die ehrlichen Leute zur Aufgabe, es zu nützen und daraus Vortheil zu ziehen, war den gemeinen Naturen vorbehalten. Nirgends besser lernen wir den wahren Charakter im Menschen kennen als im Unglück; der *Starke* erhält sich darin aufrecht, der *Schwache* sinkt zur Stufe tiefster Verkommenheit herab. Diese Wahrheit hatte auch unsere wirthschaftliche Krisis bezeugt.

Wie die Schlachtenbummler im Kriege, so traten auch während der Krise Menschen-Exemplare auf, denen das unglückliche Ereigniß nicht zu frühe kam; die es als Retter aus der Noth begrüßten.

Einer, der zu dieser Klasse gehörte, war unser spezieller Landsmann Adam R. Wie Hans Sachs war er seines Zeichens ein Schuster, aber nicht zugleich auch ein Dichter wie dieser, ein Mann in den besten Lebensjahren und von recht anspruchloser Statur. Besondere Kennzeichen hatte er keine, man möchte denn sein rothes Haupthaar und seinen noch rötheren Knebelbart als solche gelten lassen.

Was ihn vor anderen Menschen nicht gerade vortheilhaft auszeichnete, das war sein Mundwerk und sein kreischendes Sprachorgan, und eine Zunge, die scharf und schneidig war „wie ein Schwert." Ob in Affekten oder nicht, ob in Disput oder freundlicher Unterhaltung begriffen, unwillkürlich *schrie* er die Worte heraus; und war er einmal mit seinem großen Mundwerk gehörig im Gange, so konnte kein anderer Mensch mehr neben ihm zu Worte kommen. Daß die landesgebräuchlichen Fluchworte dabei mechanisch mit unterliefen, ist wohl richtig, aber böse waren sie nicht gemeint; blos als dekorative Redefiguren waren sie aufzufassen.

Jahre lang hatte er sein Handwerk mit leidlichem Erfolg betrieben — da regte sich plötzlich die Einbildung in ihm, daß er eigentlich für einen einfachen Schuster und für einen Schüler des heiligen Crispin zu gut sei; zu etwas Besserem glaubte er das Zeug in sich zu verspüren. Von diesem Wahne einmal gepackt, kam eine unerträgliche Unruhe über ihn, ein heftiger Widerwillen gegen das ehrbare Handwerk stellte sich bei ihm ein. Verfehlt schien ihm von nun an seine schusterliche Laufbahn. Die Ahle, die Kneipzange und der Pechdraht, seine bisherigen treuen Begleiter, widerten ihn an. Das Schurzfell, das pechduftend seine Brust und seine Lenden schamvoll zu bedecken pflegte, erschien ihm jetzt als das Symbol menschlicher Erniedrigung, als ein Verunglimpfer des reizendsten Theiles seiner Körpergestalt.

Der Dämon des Hochmuths saß dem armen Adam im Nacken und ließ ihn nicht los. Er sann auf Mittel und Wege aus der schusterlichen Sphäre in höhere Regionen zu gelangen. Ein Kaufmann, ein "Dealer in boots and shoes" wollte er werden, seine Ambition gipfelte darin. Dem Kühnen ist das Schicksal immer gewogen, und unser Adam, dem es an Keckheit nicht fehlte, sollte es bald gelingen, sein Ziel zu erreichen.

Mit dem Lederhändler Cook war Adam seit Jahren geschäftlich befreundet und diesen machte er mit seinen Absichten und Schmerzen bekannt, ihm sein Anliegen zur gefälligen Berücksichtigung unterbreitend. An keine bessere Adresse konnte er sich wenden, denn Herr Cook war ein herzensguter Mann und einer jener biederen, damals nicht seltenen Geschäftsleute, welche nicht blos für ihre eigenen Vortheile, sondern auch für das Interesse und geschäftliche Fortkommen ihrer Kunden besorgt waren.

Wie gerade Herr Cook dazu kam, an unserem Adam Wohlgefallen zu finden, ist unerklärlich geblieben, denn dieser hatte außer seiner „Schwarte" wenig liebenswürdige Eigenschaften; war vorlaut in seiner Rede, brutal in seinem Gebahren und nichts weniger als vertrauenerweckend in geschäftlichem Verkehre. Nur großes Selbstvertrauen trug er zur Schau, und mit

diesem mag er Herrn Cook imponirt haben. Doch, was die Ursache auch sein mochte — Mister Cook traute dem Adam, und wie man hierzulande zu sagen pflegte — „er setzte ihn auf" — das heißt: er borgte ihm für achthundert Dollars werth Schuhe und Stiefel, womit dieser seinen Laden einrichten und beginnen konnte. In sechs gleichen Monatsterminen sollte die Abzahlung der Schuld, wofür Adam seine Handschrift ausgestellt hatte, erfolgen. — Adam meinte, daß er höchst wahrscheinlich schon vor ihrer Fälligkeit die große Kleinigkeit abzahlen werde und diese Meinung fand bei Herrn Cook ein zustimmendes Lächeln, was unserem Adam wohlthat. Sein Vertrauen auf seine rasche Abzahlungsfähigkeit war um so rührender, als er, außer einem Hause, das unbezahlt war und zum Ueberfluß noch seiner Frau gehörte, kein Vermögen, und an Baargeld keine fünf Dollars besaß.

Die Schusterbank mit Handwerkszeug wurde nun weggeräumt, und die verflossene Werkstätte zu einem Verkaufsladen hergerichtet. Die geborgten Stiefel- und Schuh-Waaren nahmen ihren Platz in ihren Gefächern ein, und die Eröffnung des neuen Geschäftes fand statt. Ein großes Schild über dem Eingangsthore zeigte der vorübergehenden Menschheit dies an. Die Metamorphose war eingetreten, der Schuster war zum „Kaufmanne" geworden, und hübsch ladenschwenglich trat Adam jetzt auf; er hatte den neuen Stand passend und conventionell herauszubeißen, sein Gesicht in ernstere Falten zu legen und seinen Mienen einen entsprechenden Ausdruck zu verleihen. Bei Auswahl seiner Gesellschaft mußte er auch von jetzt an anspruchsvoller sein, als er dies früher im schusterlichen Zustande gewesen war.

Das neue Geschäft ließ sich leidlich und zufriedenstellend an; mit jedem neuen Tag ging es besser; die Schuhe und Stiefel, denen man nicht ansah, daß sie geborgt waren, gingen reißend ab, das zeigten bald die großen Lücken in ihren Reihen.

Es vergingen drei Monate in zufriedenstellender Weise. Adam lebte ganz seinem neuen Stande gemäß, nahm regelmäßig seinen Frühschoppen in der Stammkneipe und fehlte selten bei der Kegelpartie des Abends. Er konnte jedoch nicht so recht froh sein, weil ihm mit jedem neuen Tage klarer wurde, daß seine Geschäftsführung einen „Haken" haben müsse. Und darin irrte er sich nicht — denn die klaffenden Lücken in den Schuhreihen und die leeren Stiefelgestelle thaten ihm kund, daß die verkauften Schuhe und Stiefel sich nicht von selbst wieder ersetzten, und daß sein Waaren-Vorrath höchst bedenklich zusammenschmolz, ohne daß er ein Aequivalent dafür aufzuweisen habe. Und nun fiel ihm auch ein, daß bei seinem Gläubiger, Herrn Cook, schon zwei fällige Monats-Termine unbezahlt geblieben waren, und daß der Schuldschein in dessen Händen noch so intakt sei, wie er bei seiner Ausstellung gewesen.

In solch unangenehme Gedanken vertieft, saß eines Tages Adam, seinen Kopf in beide Hände gestützt, vor seinem leeren Geldschranke. Melancholisch schauten die Reste seiner Stiefeln und Schuhe von ihren Gestellen auf ihn nieder. Die Vision überkam ihn, als streckte eine gespenstige Hand sich durch das Schlüsselloch der Thür, mit seinem achthundert Dollars-Schuldschein zwischen den Fingern. Und seltsam, da hörte er auf einmal den lauten Ruf: „Adam, where are you?" Und bald darauf, es dauerte nicht so lange als man „Amen" sagt, stand vor Adam in leibhaftiger Ge-

stalt sein Wohlthäter und Gläubiger. Es war dies Herr Cook, mit dem Schuldschein in der Hand und freundliche Zahlung begehrend. Adam's wunderbare Vision war leider zur Wahrheit geworden. Entweichen konnte er dem Cook'schen Besuche nicht mehr. Trotz seiner Zerstreutheit war er doch klug genug, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Freundlich reicht er Herrn Cook die Hand, betheuerte seine Freude über den ehrenvollen Besuch und fragte nach seinem Begehr! „Ich brauche Geld, lieber Adam," antworte Herr Cook, „und bin gekommen, den fälligen Termin zu holen."

„Geld ist eine schöne Sache, wenn man es hat," antwortete Adam, „unglücklicher Weise habe ich aber keins und bedauere, heute damit nicht dienen zu können, werde aber demnächst, wenn nichts dazwischen kommt, für die Zahlung des fälligen Betrages sorgen." Mit dieser Vertröstung ließ der gute Herr Cook für heute sich abfinden und verabschiedete sich höchst freundlich mit der Versicherung, bald wieder vorzusprechen.

Adam war nun wieder allein, mit Gedanken und mit seinem leeren Kassenschrank und seinen melancholischen Stiefeln. In tiefes Nachdenken verfiel er, und leise fragte er sich, wie er Herrn Cook, den er jetzt einen Wucherer nannte, von sich abschütteln könne, denn von Bezahlen könne doch bei seinem Vermögens- und Kassenbestand, und solange er kein Geld aus der Erde zu stampfen vermöge, absolut keine Rede sein.

Er sann und sann und kratzte sich hinter den Ohren. Tief saß er in der Patsche und der Dämon raunte ihm höhnisch in die Ohren: "Nec sutor ultra crepidam." — „Warum bist du Schuster nicht bei deinen Leisten geblieben?"

Da trat ein Ereigniß ein, welches für Adam's ungemüthlichen Geldzustand wie gerufen kam. Die Finanzkrisis war plötzlich gekommen und der Sturmlauf auf die Depositenbanken begann. Auf dem Geldmarkt und im Geschäfte ging alles drunter und drüber. Nun hatte zwar unser Adam keinen Cent auf irgend einer Bank und auch keinen in seiner Schatulle, doch that er so entsetzlich bestürzt, als ständen Millionen für ihn auf dem Spiele. Mit wenig Wolle und viel Geschrei, stürzte er sich in die Volksmenge, sein rother Knebelbart funkelte in den Strahlen der Sonne. Er haranguirte die Leute und trieb sie an, zum Sturmlauf gegen die Bank-Institute zu schreiten. Bei solchen Bankbrüchen und Finanzkalamitäten, so jammerte er, könnten die ehrlichen Leute nicht mehr bestehen. Es ahnte Niemand des Schlauen Zweck, der darin bestand, als „Opfer" der Krisis zu erscheinen und um in Gesellschaft mit Vielen in die Fluthen der Panik sich zu stürzen, und von ihnen sich seine Schulden abwaschen zu lassen.

Diese interessante Schuldentilgungsmethode entsprach ganz Adam's Geschmacke und Wesen, sie wollte aber bei dem guten Meister Cook nicht verfangen. Die Praxis war schon alt, daß Solche, welche durch Ueberspekulation und Ueberproduktion die finanzielle Krisis herbeiführen, stets die ersten sind, welche beim Eintreten solcher ihre Schätze rechtzeitig in Sicherheit bringen. Aber das Adam'sche Schuldenabschüttlungs-Manöver war für Herrn Cook zu plump, um erfolgreich zu sein. Herr Cook bestand deßhalb auf seinem Scheine um so mehr, als er hörte, daß Adam über die Leute sich lustig mache, welche dumm genug wären, Gelderspar-

nisse zu machen und zu riskiren, von „Banken und Wucherern“ darum betrogen zu werden.

Er säumte nun nicht lange und suchte Adam wieder auf, ihn an seine Zahlungspflicht mahnend, dieser war jedoch vorher schon so vorsichtig gewesen, den Cook'schen Drängeln dadurch zu begegnen, daß er sein ganzes Vermögen, das aus fragmentarischem Schuh- und Stiefelvorrath bestand, an einen guten Freund zu „überschreiben“. Seine Zahlungen brauchte er nicht einzustellen, weil er die Praxis des Zahlens nie eingeführt hatte.

Herr Cook war verstimmt über die recht beunruhigende Situation, in der er sich befand, konnte aber immer noch nicht daran glauben, daß Adam seinem Wohlthäter gegenüber als Schelm sich erweisen werde. Freundlich, wie immer, verlangte er von Adam gefällige Zahlung, und erhielt von diesem gelassen die folgende Antwort:

„Mein werther Herr Cook, die miserable Krisis hat mich überfallen. Geld zum Zahlen wäre eine schöne Sache, leider habe ich es aber nicht und weiß auch nicht, wie ich welches bekommen soll. Werfen Sie die eine Hälfte Ihrer Forderung ab, und ich will dann die andere Hälfte abwerfen; wir sind dann wieder quitt und bleiben gute Freunde. Meine Kundschaft werde ich Ihnen dann auch später bewahren, dabei aber Ihnen nicht wieder gestatten, durch C r e d i t g e b e n mich in neues Unglück zu stürzen.“

Das fehlte noch, daß man dem Schaden noch den Spott hinzufügte, daß Adam dem Herrn Cook noch Vorwürfe machte, weil dieser in edelmüthigster Weise ihm Schuhe und Stiefel geborgt hatte. Das war zu viel. Seine Ruhe und Kaltblütigkeit waren erschöpft, das Blut wallte in ihm auf, und sein christliches Temperament bezwingend, schleuderte er dem Adam die schneidigen Worte entgegen: “You are a consummate scoundrel. Dein Namensvater und Stammvater Adam, von der Eva und der Schlange verführt, hat allerdings trotz himmlischen Verbotes vom Baum der Erkenntniß Aepfel gestohlen, im Vergleiche mit Dir, war er jedoch ein Ausbund von Ehrlichkeit.“

Exit Herr Cook. Beim Weggehen warf er einen so verächtlichen Blick auf Adam, daß dieser vor Scham hätte erröthen müssen, wäre er nicht längst schon gegen Anwandlung solcher Gefühle abgestumpft gewesen. In Geldsachen hörte bei ihm die Feinfühligkeit auf.

Nach Hause zurückgekehrt, versenkte Herr Cook den Adam'schen Schuldschein in den Orkus der kreditgebenden Kaufleute, das heißt: er ließ sein Guthaben auf dem modernen Konto von “profit and loss” für immer verschwinden.

Und Adam? Er kam mittelst seiner Methoden nach und nach zu etwas Mitteln, ja zu etwas Wohlhäbigkeit. Zum glücklichen Genusse derselben konnte er nicht kommen; die Erinnerung des Verraths und der Undankbarkeit gegen seinen Wohlthäter und Freund ließ ihn nicht los — und oft in Stunden der Einsamkeit wie im Traume glaubte er eine Geisterstimme fragen zu hören:

„Adam, wo bist Du?“

XXXXIII.

Lincoln.

a) Seine Nomination.

Bei einem sich selbst regierenden Volke und unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts ist es eine der komplizirtesten Aufgaben, die Atome von dem, was man Volksmeinung nennt, unter einem Brennpunkt zu sammeln, zu verdichten und zusammenzuschweißen, um aus dem auf diese Weise erzielten Aggregate den sogenannten „Volkswillen" in plastischer Form darzustellen. Je ausgedehnter das von solchem Volk bewohnte Land und je verschiedenartiger dessen klimatische und meteorologischen Verhältnisse, desto mannigfacher sind des Volkes Interessen und umso schwieriger die Lösung jener Aufgaben. Es ist den politischen Parteien anheim gegeben, der schwierigen Arbeit sich zu unterziehen. Mit den verschiedenen Menschenklassen zu verkehren, sie in ihrem Thun und Denken zu beobachten und die öffentliche Presse auszuhorchen, das sind einzelne der Hülfsmittel zur Gewinnung eines Urtheils von dem, was man „Volkswille" oder öffentliche Meinung nennt.

Zur Vereinfachung des Prozesses haben unsere erfinderischen und erfindungsreichen Politiker eine Partei-Maschine erfunden, deren Mechanismus das genialste und kunstvollste ist, was in der Technik Menschenwitz je erdacht. Wie Aeolus einst die Winde auffing und sie in lederne Schläuche zu beliebiger Benützung einschloß, so extrahirt die Partei-Maschine die Partikeln aus der herrschenden Geistesströmung, ballt und knetet sie zusammen, und der Maschinist prägt den Parteistempel auf das gewonnene krystallisirte Produkt. Die Qualität des Produkts ist oft gering, doch ist daran das gebrauchte Rohmaterial schuld, weil dies auch minderwerthig gewesen.

Nie hat die Partei-Maschine präziser gearbeitet als im Wahlkampfe von 1860; neu und unverbraucht, war sie von erfahrenen Ingenieuren geleitet, hinter welchen die enthusiastischsten Partei-Anhänger als Assistenten standen. Der „Volkswille" war durch die Maschine dargestellt und damit der schwerste Theil der Vorarbeit vollendet — und es erübrigte nur noch, daß durch die Vertreter der Partei jener Volkswille in einer zu berufenden National-Convention zum Ausdruck gelange, und der richtige Kandidat aufgestellt, der mit der Ausführung und Vollstreckung desselben betraut werden sollte.

Der National-Convent, von dem ich die Ehre hatte ein Mitglied zu sein, trat im Frühsommer in Chicago zusammen. Es war der erste dem ich beiwohnte, und ich muß gestehen, daß er einen imponirenden und überwältigenden Eindruck auf mich machte. Es war so etwas Eigenartiges und Appartes, das sich hier dem Auge und dem Sinne darbot. Für eine Versammlung, die aus der Initiative einer Volkspartei hervorge-

gangen, kam sie mir fast zu vornehm, zu aristokratisch vor, bis mir einfiel, daß ich es hier nur mit „Souveränen", und nicht mit „Unterthanen" zu thun hatte.

Die Halle war auf das Zweckmäßigste eingerichtet und in geschmackvoller Weise geschmückt mit Guirlanden, Flaggen und Emblemen. Die Gallerien, welche die Halle amphitheatralisch umfaßten, waren von vielen tausenden von Männern und Frauen dicht besetzt. Die Delegaten, etwa achthundert an der Zahl, hatten im Parquet ihre Sitze eingenommen.

Die politische Lage des Landes war zu jener Zeit eine sehr ernste und höchst gespannte, und Glück oder Unheil, ja die Zukunft des Landes lagen in dem Schooße dieser Versammlung, in dem, was sie thun oder lassen werde. Ein Blick auf die hier tagenden Volksvertreter ließ erkennen, daß diese sich ihrer Verantwortlichkeit und patriotischen Pflicht wohl bewußt waren. Die hellen Augen und intelligenten Gesichter, denen man hier begegnete, genügten, um den Eindruck hervorzurufen, daß die Elite der republikanischen Partei hier versammelt war. Keine Abzeichen von Vermögens- oder Standesunterschied machten sich bemerkbar, weder in äußerer Erscheinung noch in Haltung und Thun; gab es hier ein Erster, so war es doch nur ein princeps inter pares. Die hier versammelten Delegaten waren in großer Mehrzahl dem Bürger- oder Bauernstande angehörig und für das Rostrum professionell nicht geschult, und bewunderungswürdig war es, was sie bei den Verhandlungen an rhetorischer Tüchtigkeit und parlamentarischem Geschick hier leisteten, welche Gewandtheit in sprachlichem Ausdruck und argumentativer Schärfe sich manifestirte und welche ursprüngliche Gedankenfrische sich kundgab.

Die Diskussion war scharf, die Reden klar und verständlich, und die parlamentarische Leitung fähig und musterhaft; man glaubte es hier nur mit erfahrenen Parlamentariern zu thun zu haben.

Unter den Rednern des Tages thaten sich auch zwei Jungdeutsche hervor: Carl Schurz und Fritz Hassaureck, welche mit Georg Schneider und Grimm als Delegaten dem Convente beiwohnten. Schurz stand schon damals wegen seiner rednerischen Begabung bei Deutschen und Amerikanern in hohem Ansehen und mit seiner logischen und gedankenreichen Rede in klassischem Englisch, fand er ungetheilten und stürmischen Beifall. Mit ihr machte er gleichsam sein Debut als Politiker und Staatsmann in spe. Von spezifisch deutschen Bestrebungen, vulgo „Deutschthümelei", hielt Schurz sich vorsichtig fern, weil man solche in den maßgebenden politischen Kreisen nicht gerne sah, und bei Verfolgung einer politischen Karriere zu befürchten hatte, durch prononzirtes deutsches Wesen sich zu schaden.

Auch Fritz Hassaureck erzielte mit seiner gut einstudirten Rede, die weniger akademisch als populär und verständlich war, einen schmeichelhaften Erfolg, was ihm um so wohler that, als er damit fertig brachte, daß Schurz auf der politischen Arena nicht zu großen Vorsprung über ihn erlangte. Egoismus, Ehrgeiz und Eitelkeit sind leider auch bei politischen Strebern nicht selten vereint.

Mehrere Tage dauerten die Verhandlungen, bis man zur Annahme eines Parteiprogramms gelangte und zur Nomination des Kandidaten für die Präsidentschaft schritt.

Wie nun auf einmal die Physiognomie der Versammlung sich änderte, war wunderbar anzusehen; alles räusperte, reckte und streckte sich, was im Bereiche der Halle athmete. Es kam ja für Alle die Hauptsache jetzt: — die Wahl des Bannerträgers der Partei, *des Mannes*, welcher als Kandidat für die oberste Würde des Landes ernannt, und dem amerikanischen Volke zur Erwählung empfohlen werden sollte. Welche Summe von Interesse, Ehrgeiz und patriotischer Empfindungen spielen bei solch wichtigen Ernennungen mit? Es waren ja nur Menschen, nicht Götter, die hier versammelt waren, von denen jeder seine egoistischen Triebe, seine Schwächen und Tugenden, seine persönlichen Wünsche, Absichten und Neigungen mitgebracht hatte.

Wie sollte man sich da wundern, daß eine ungewöhnliche Beweglichkeit sich einstellte und eine nervöse Aufregung und Unruhe die Gemüther ergriff. Eine Stunde verlief, ehe die Wellen der Aufregung sich gelegt, und mit den Vorschlägen und der mündlichen Abstimmung begonnen werden konnte. Es ist Sitte und selbstverständliche Praxis, daß die Kandidaten von ihren vornehmsten und einflußreichsten Freunden vorgeschlagen werden durch Ansprachen, worin die Vorzüge, Verdienste und Ansprüche des vorgeschlagenen Kandidaten hervorgehoben und in dithyrambischer Weise verherrlicht werden. Das höchste, was der Vorschlagende an Rhetorik und geistreichen Wendungen zu leisten vermag, wird bei solchen Ansprachen verwendet. Von *einer* glücklichen Sentenz in dieser Ansprache hängt oft der Erfolg des Bewerbers im Wettstreit ab. Neue Kandidaten-Vorschläge begannen, und alles was ich bis jetzt in einer politischen Versammlung an Aufregung gesehen und an Jubelgeschrei und Applaus-Stürmen gehört, hielt keinen Vergleich aus mit dem, was hier mein Zwerchfell erschütterte. Ein jeder Vorgeschlagene hatte natürlich seine Anhänger unter den Delegaten wie unter dem Auditorium, und beim Ausrufen seines Namens erbebte die Halle von dem Hurrahgeschrei, dem Füßegetrampel und Händegeklatsch seiner Freunde und Anhänger. Auf Tischen und Bänken stehend schwangen die entzückten Menschenkinder Hüte, Fähnlein und Flaggen wild in der Luft, wirbelten sich wie im Veitstanze um sich selbst herum. Die Frauen, noch erregter als die exaltirten masculini generis, schwenkten unter oft nicht gerade graziösen Geberden ihre Taschentücher und Bänder und warfen mit verschwenderischen Händen Blumensträuße und Bonbons unter die Delegaten.

Oft über eine halbe Stunde hielt dieser Karneval an, ehe die nöthige Ruhe zur Fortsetzung der Verhandlungen wieder eintrat. Selbst die Besonnensten und Kühlsten wurden von der Aufregung angesteckt und, ehe sie es wußten, rasten sie wie Unbändige im Chorus mit, denn wo alles liebt, kann Karl allein nicht hassen, das heißt: Wo Alle sich wie verrückt geberdeten, konnte doch der Einzelne nichts besseres thun, als mit den Wölfen zu heulen.

Drei Kandidaten wurden dem Konvent zur Nomination vorgeschlagen: Salomon P. Chase von Ohio, William Seward von New York und Abraham Lincoln von Illinois. Allgemein wurde Seward als der logische und stärkste Kandidat der Republikaner betrachtet; sowohl wegen seiner großen Fähigkeiten, als wegen seiner staatsmännischen Erfahrungen und Leistungen

genoß er ein hohes Ansehen; eine fruchtbare politische Vergangenheit lag hinter ihm und ließ von seiner Administration das Beste erwarten.

Salomon P. Chase, der frühere Gouverneur von Ohio und einer der Lieblingssöhne dieses Staates und insbesondere auch des liberalen Deutschthums, wurde von den Delegaten seines Staates befürwortet und vorgeschlagen, subsidiarisch sollte Seward das Ohio Votum bekommen. Seine Aussichten, nominirt zu werden, waren nicht glänzend, weil das starke Whig-Element in der republikanischen Partei seinem Liberalismus und seinen demokratischen Antezedentien keine Sympathie entgegenbringen konnte. Dieses Element wünschte einen conservativen Mann an der Spitze der Regierung, der mehr in Einklang mit den Traditionen der verflossenen Whigpartei stand. Fast ausnahmslos sympathisirten die deutschen Republikaner mit Chase oder Seward, und Lincoln, obgleich sie ihn hochschätzten, wurde diesen Männern gegenüber nicht sehr ernst genommen, weil er als Politiker zu neu war und keine politischen Erfahrungen oder Leistungen hinter sich hatte.

Wir politisch ungeschulten Deutschen wußten damals noch nicht, daß auch in Republiken das „Mittelgut" die gesuchteste und verkäuflichste Waare sei, und daß für Staatsmänner mit ausgesprochenen Charakteren und mit genialen, ihrer Zeit vorgreifenden Ideen, kein Majoritäts-Votum zu erlangen sei. Nicht daß wir Lincoln als Mittelgut hielten, jedoch gegenüber Persönlichkeiten wie Seward und Chase, mußten wir *seine* Bewerbung als verfrüht erachten.

Abraham Lincoln war im Bunde der Kandidaten der dritte. Wie konnte er, der westliche Neuling, gegen seine berühmten Mitbewerber aufkommen? Mitleid überschlich mich, daß er seinen drängenden Freunden gestattete, ihn in Verbindung mit Seward und Chase als Ebenbürtigen zu nennen. Mein Mitleid sollte bald als zu großmüthig und überflüssig sich erweisen — denn es kam ganz anders, als Staatsmänner und Laien sich träumen ließen. Ein politisches Meteor war mit Lincoln am westlichen Horizonte aufgetaucht, das alle Kalkulationen der Politiker verwirren und zu Schanden machen sollte.

Abraham Lincoln von Illinois, der Sohn einfacher und unbemittelter Eltern, der vom Kanalbootsjungen und Riegelspalter, den Beschäftigungen seiner Jugendjahre, sich durch Talent und *eigene* Kraft zum Lehrer und dann zum Advokaten heraufgearbeitet hatte, und dazumal noch außerhalb seines Staates wenig oder gar nicht bekannt war, hatte als Anhänger der republikanischen Partei im vorausgegangenen Jahre, in einer obschwebenden Illinois Staatswahl den demokratischen Gouverneurskandidaten Stephan A. Douglaß zum Rede-Duell herausgefordert. Herr Douglaß war der anerkannte Führer der Demokratie, und als deren gefeiertster Redner und Staatsmann anerkannt. Das Wagniß, mit dem großen Douglaß anzubinden und mit ihm einen Rede-Wettkampf zu bestehen, war geeignet, die Gesinnungsgenossen Lincolns zu erschrecken, wußte man von ihm und seinen Fähigkeiten doch zu wenig, um dem Kampfe mit Vertrauen entgegensehen zu können.

Der Redekampf, der wochenlang dauerte und über den ganzen Staat Illinois sich hinzog, endigte zur freudigen Ueberraschung der Republikaner des ganzen Landes, mit dem Siege Lincolns und mit der Niederlage von Douglaß. David hatte den Goliath mit der Schärfe seiner Dialektik und mit den zermalmenden Keulen seiner Beweisführung überwunden, und groß

war darob der Jubel in den Reihen der Republikaner. — Man las und studirte jetzt die Lincoln'schen Reden; über das ganze Land hin wurden sie verbreitet, in Hütten wie in Palästen. Einfach und klar, verständig und verständlich, so gründlich und überzeugend waren diese Reden, und von einem so humanen Geiste durchweht, daß sie wie Sphärengesang auf die Herzen der Leser einwirkten.

Wie mit einem Zauberschlage gewann dadurch Lincoln die Liebe und Verehrung seines Volkes. Die berühmten Junius Briefe und Cicero's Philippika haben ihrerseits gewiß nicht mehr Eindruck auf die Volksseele gemacht, als diese Lincoln'schen Reden auf seine Landsleute machten. Für längere Zeit waren sie das ausschließliche Tagesgespräch, und machten Lincoln zum Liebling seiner Partei, ohne daß man jedoch daran gedacht hätte, ihn für die Präsidentschaft auszuersehen.

Die Nominationsvorschläge waren beendigt, die Ruhe war hergestellt und das Ballot begann. Die einzelnen Staaten wurden alphabetisch vom Sekretär der Versammlung aufgerufen. Die Vorsitzer der verschiedenen Staats-Delegationen begannen das Votum ihrer Delegation laut und deutlich abzugeben. Bei diesem Vorgang war es mäuschenstill in der Halle, eine Nadel hätte man können fallen hören. Die Anwesenden verschlangen jedes Votum mit Augen und Ohren und nach Verkündigung des Resultats einer jedesmaligen Abstimmung brach ein betäubender Jubel in den Gallerien los, von dem man nicht sagen konnte, welchem der Kandidaten er eigentlich gälte.

Nun folgte Ballot auf Ballot — ohne Entscheidung zu bringen; eine halbstündige Pause trat dann ein, um den Delegaten Gelegenheit zum Eingehen neuer Kombinationen zu geben. Bislang war es Seward, der den Reigen anführte, ihm dicht an den Fersen folgte Chase; der arme Lincoln humpelte mit der niedrigsten Stimmenzahl gar traurig hinterdrein.

Um die Pause gemüthlich auszunützen, lud College Fritz Hassaurek mich zu einem guten Glas Rheinwein ein; mein Nachbar David K. Carter, der sich bereits heiser geredet hatte und der Erfrischung durch einen „Bittern" bedurfte, schloß sich uns an. Wir scherzten über Lincoln's Nachhumpelei, und darüber, daß Seward oder Chase nominirt werden würden, waren wir drei „Staatsmänner" ganz einig. Hassaurek, der etwas vom delphischen Orakel an sich hatte, bemerkte zu unserer Beruhigung, daß ja ein Blinder sehen könne, wie in der Convention „der Hase läuft".

In die Halle zurückgekehrt, fanden wir ein neues Ballot im Gange, das zwar resultatlos verlief aber zu unserer unliebsamen Ueberraschung zeigte, der Hassaurek'sche Hase müsse einen anderen Weg eingeschlagen haben. Bei Verkündung des Ballots ergab sich nämlich die Thatsache, daß von unserem Chase sich verschiedene Stimmen abgebrockelt und zu Lincoln hinüber geschlängelt hatten. Die Folge dieses Stimmenwechsels war, daß hierdurch Lincoln unseren Lieblings-Kandidaten Chase überflügelt hatte. Es wuchs damit der Muth und Eifer der Lincolniten, die Popularität ihres Helden nahm von Minute zu Minute zu und drohte unüberwindlich zu werden. Chase's Freunde verzagten und fanden es angezeigt, seinen Namen zurückzuziehen.

Mit Chase's Rücktritt aus dem Wettstreite verblieben nur noch Seward und Lincoln auf dem Kampfplatze, und lag zwischen diesen beiden die Entscheidung. Bei dieser Situation stieg die Aufregung auf das Höchste. Ein

jeder der Delegaten mühte sich ab, durch Ueberredung einen oder den anderen Collegen für seinen Kandidaten zu gewinnen. Bei dem nächsten Gange erfolgte die Entscheidung noch nicht; keiner hatte die erforderliche absolute Majorität erhalten. Seward war Lincoln nur noch wenige Stimmen voraus.

Ein weiteres Ballot erfolgte, es war das letzte und entscheidende. Mit zwei Stimmen Mehrheit hatte Lincoln über Seward gesiegt.

Der Sturm des Applauses, welcher nach Verkündigung des Resultats die Halle durchbrauste, war begleitet von dem Donner der Kanonen, welche außerhalb des Gebäudes aufgepflanzt waren. Mehrere Stunden später schon war der Name Abraham Lincoln, vom elektrischen Drahte beflügelt, in alle Theile des großen Landes getragen.

b) Die Wahlcampagne.

In den mittleren und östlichen Landestheilen war man anfänglich über Lincoln's Erwählung zum Bannerträger der republikanischen Partei etwas verdutzt und darüber verstimmt, daß er, als verhältnißmäßig unbekannte Größe, seinen Mitbewerbern vorgezogen wurde. In den breiteren Massen des Volkes fand seine Ernennung begeisterte Zustimmung, schon deßhalb, weil er ein Proletarierkind gewesen und vom armen Jungen sich durch eigene Kraft zu dem was er war, emporgearbeitet hatte. Einen Mann aus der unteren Sphäre des Volkes auf die höchste Staffel der politischen Leiter emporsteigen zu sehen, das imponirt und schmeichelt den demokratischen Instinkten eines Volkes.

Die Phantasie war auch alsbald lebhaft damit beschäftigt, romantische Legenden zu erfinden und mit dem Leben Lincoln's die wunderbarsten Episoden in Verbindung zu bringen. Einen veritablen „Märchenprinz" hatte die Volksphantasie sehr bald aus ihm gemacht. Und auch die anfänglich Unzufriedenen sollten bald von der Lincoln-Begeisterung gepackt werden, denn von Tag zu Tag mehrten sich die Anzeichen von dessen intellektueller und sittlicher Bedeutung.

Und so kam es, daß nach Verlauf einiger Wochen die Republikaner einig darüber waren, daß eine bessere Nomination, als die Lincoln's, durch den Convent nicht hätte gemacht werden können. Nach dieser Erkenntniß schlossen sich rasch die Reihen, um auf der politischen Arena den Kampf für die Erwählung ihres Kandidaten aufzunehmen.

Inzwischen hatten auch die demokratischen Gegner ihre präsidentschaftliche Nomination gemacht. In ihrer regulären National-Convention, welche in Baltimore stattgefunden hatte, wurde Stephan A. Douglaß nominirt, und dieser dem Manne, der ihn im Rede-Duelle besiegt hatte, gegenüber gestellt. Douglaß war seit vielen Jahren der geniale Führer der demokratischen Partei gewesen, hatte sich aber in letzterer Zeit mit dem extremen Prosklavereiflügel überworfen, weil er sich der frechen Forderung dieser Fraktion widersetzte, daß den Sklavenhaltern das Recht zustehen sollte, mit ihren Sklaven in den freien Territorien sich anzusiedeln. Die Convention stellte sich in ihrer Mehrheit auf die Seite von Douglaß und faßte Beschlüsse in diesem Sinne, und die Folge war, daß jene extreme

Fraktion, zumeist aus südlichen Sklavenhaltern und deren Helfershelfern bestehend, welche an die Beherrschung der demokratischen Partei gewöhnt waren, auf die Baltimore-Platform „spuckten" und die Nomination von Douglaß perhorreszirten. Damit war eine verhängnißvolle Spaltung in der demokratischen Partei eingetreten, die dadurch erweitert und verschärft wurde, daß die Gegner der Douglaß-Nomination in Charleston, S. C., eine Rumpf-Convention abhielten und einen Gegenkandidaten in der Person von John C. Breckenridge aufstellten.

Mit dieser Spaltung war, wie man allgemein glaubte, die Niederlage der demokratischen Partei und ihrer Kandidaten in Voraus besiegelt, da voraussichtlich keine der beiden Fraktionen stark genug war, die vereinten Republikaner zu besiegen.

Im Hinblick auf diese Zersplitterung des Feindes konnten die Republikaner mit froher Zuversicht in den Wahlkampf eintreten. In Abraham Lincoln hatten sie den self-made man, der die wärmste Sympathie des Volkes besaß und für den man mit Vertrauen und Lust in's Zeug gehen konnte. Sentimentale Naturen schwärmten für ihn. Dichter und Sänger stellten sich in den Dienst seiner Sache. Die jüngeren Leute traten in „Riegelspalter"-Clubs und militärisch uniformirten Gesellschaften zusammen, um mit glänzenden Paraden und Fackelzügen die Volksmenge aufzumuntern und für die Erwählung Lincoln's zu begeistern.

Die deutschen Republikaner standen auch diesmal wieder im Vordertreffen, von ihrer Presse kräftig unterstützt. Bei ihrer Agitation für Lincoln kam ihnen der Zwiespalt im gegnerischen Lager sehr zu statten. Manche der „Alten", die früher unzugänglich waren, ließen jetzt mit sich reden, wie sie sahen, daß die südlichen „Feuerfresser", weil sie mit ihrem frechen Verlangen nicht durchdringen konnten, davor nicht zurückscheuten — ihrer *eigenen* Partei, die so lange ihren Interessen sich dienstbar erwiesen, den Stuhl vor die Thüre zu setzen.

Der Wahlkampf war nichtsdestoweniger immer noch heftig und leidenschaftlich genug; die Demokraten ließen es auch nicht an den größten Anstrengungen für Douglaß fehlen, den sie seit Jahren als ihren besten Führer liebten und verehrten und unter dessen fähiger Leitung sie schon so manche ruhmvolle Siege erfochten hatten. Den Braven thut's weh, berühmte Feldkameraden bei Gefahr im Stiche zu lassen.

c) Wahl.

Der Wahltag war gekommen. Es war ein schöner Novembertag, und alles was da „kreucht und fleucht" war früh morgens auf den Beinen. *In* und *vor* den Wahllokalen drängten und quetschten sich die Herren der Schöpfung zu vielen Hunderten, diskutirend, streitend und lärmend, als trüge ein Jeder den Atlas auf seinen Schultern. Man glaubte vor einer Jahrmarktsbude zu stehen, wenn man das aufgeregte und buntfarbige Treiben ansah, das hier sich entwickelte. Die professionellen „Ticket Peddlers" oder Stimmzettel-Makler, welche für die Kandidaten der verschiedenen Parteien „arbeiteten", machten sich unangenehm und führten das große Wort, das nicht selten in Thaten umgesetzt wurde. Sobald ein neu ankommender Stimmgeber sich näherte, überfielen sie ihn, drückten

ihm den Stimmzettel in die Hand und ließen nicht eher von ihm ab, bis der Zettel in der Wahlurne verschwunden war. Widrig war der Eindruck, den diese gemeinen Methoden des Stimmenfangs machen mußte, und glücklicher Weise ist später durch Einführung des australischen Systems dieser entwürdigende Unfug völlig beseitigt worden.

Mit dem Hinweis auf diese und verwandte häßliche Wahlerscheinungen, ist oft von wohlmeinenden Leuten das allgemeine Stimmrecht als problematisch angefochten worden, namentlich von solchen, die in Wahlkämpfen mit ihrer Partei unterlagen, sich selbst und ihre Parteigenossen für die Vernünftigeren haltend, legten sie das unliebsame Wahlresultat der „Dummheit" der Massen zur Last. Ihrem Aerger mußten sie Luft machen, ohne zu bedenken, daß nach dem Ausspruch des Philosophen: „alles was da ist, vernünftig ist!"

„Alles was ist, ist vernünftig". Nach diesem philosophischen Ausspruch müßte eine Wahlniederlage gerade so vernünftig sein wie ein Wahlsieg, doch braucht man nicht so weit zu gehen, um das allgemeine Stimmrecht zu vertheidigen. Auf die Schutztriebe und Instinkte der mündig gewordenen Menschen ist das Stimmrecht zugeschnitten, mit der Vernunft hat es wenig zu thun; sagt ja der Dichter schon:

„Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth."

Und wenn das Stimmrecht oft unvernünftige Resultate erzeugt, so mag man sich mit dem Philosophen trösten, der da sagt:

„Des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu genießen,
Ist Tugend und Begriff, Vernunft und Zärtlichkeit."

Wenn das allgemeine Stimmrecht oft das Gute will aber das Böse schafft, so leistet es dafür völligen Ersatz durch die Stärkung und Aufrechthaltung des menschlichen Selbstbewußtseins und dadurch, daß es auch den tiefstehendsten Menschen vor dem völligen Verluste der Menschenwürde bewahrt; es bildet den Grundpfeiler der Demokratie und eine Waffe, sich bis zu einem gewissen Grade gegen menschliche Unterdrückung und modernes Helotenthum zu wehren. Alle Schäden des allgemeinen Stimmrechts wiegen dessen Wohlthaten nicht auf.

Mit ihm ist den civilisirten Völkern Gelegenheit gegeben, ihren Wünschen und Absichten öffentlichen Ausdruck zu geben und ihre Differenzen auf friedlichem Wege an der Wahlurne zu schlichten, blutige Kriege und Kämpfe vermeidend.

Trotz mancher Rohheiten und Brutalitäten, die hier und da zwischen den Anhängern der verschiedenen Parteien vorkamen, verlief doch der wichtige November-Wahltag im Allgemeinen ruhig, nur nach dem Schlusse des Ballots und während der Zählung der Stimmen, stieg die Aufregung bis zum Siedepunkt.

Der Abend kam, die Würfel waren gefallen, und schon am nächsten Tage waren die Wahlberichte aus dem ganzen Lande eingelaufen, die den Sieg der Republikaner ankündeten. Eine absolute Majorität der Lin-

coln-Elektoren war erwählt, und mit diesem Resultate begann ein neuer Abschnitt in der amerikanischen Geschichte.

Das allgemeine Stimmrecht, unterstützt von der Parteimaschine, hatte diesmal das Richtige getroffen und den guten Instinkten keine Unehre gemacht. Die verkörperte Vernunft hätte es bei dieser Wahl nicht besser zu machen vermocht.

d) Zwischen der Wahl und dem Amtsantritt.

Bald nach dem Siegesjubel der Republikaner stellte ein dumpfes Gefühl engster Besorgniß und trüber Ahnungen bei dem Volke sich ein. Es wetterleuchtete an dem südlichen Himmel und deutliche Anzeichen gaben sich kund, daß die Sklavenstaaten dem Ergebniß der Wahl sich widersetzten und die Wahl Lincoln's nicht anerkannten.

Schon im Laufe der nächsten Monate nahmen jene Anzeichen greifbare Gestalt an. Unter Führung und der geistigen Urheberschaft des Jefferson Davis und verwandter fanatischer Seelen, bereitete sich eine formidable Bewegung vor, welche die Losreißung der Sklavenstaaten aus der Union zum Ausgangspunkte und zum Endzwecke hatte. Alle friedlichen Anstrengungen der hervorragendsten Patrioten des Landes konnten dem verrätherischen Beginnen der südlichen „Feuerfresser" keinen Einhalt gebieten; rasch auf einander folgten die Sezessions-Ordinanzen, und vor dem Eintritte Lincoln's in sein Amt, waren die Sklavenstaaten, mit Ausnahme der Grenzstaaten Delaware, Kentucky und Missouri, welche ein starkes unionfreundliches Element hatten, in den südlichen Bund der „conföderirten Staaten" eingetreten. Im Hafen von Charleston, S. C., hatte schon das Sternenbanner der Rebellenflagge weichen müssen. Der Verrath war zur offenen Rebellion geworden, und leider sei es gesagt, daß eine nicht kleine Anzahl auch nördlicher Bürger mit der Rebellion sympathisirten und selbst patriotisch-entartet genug waren, ihr Vorschub zu leisten.

Ein *drohendes* Unheil beunruhigt und ängstigt den Menschen weit *mehr* als das aktuelle Eintreten desselben. Dräuende Wolken, Unheil verkündend, hielten das Volk in besorgter und ängstlicher Stimmung. Die vier Monate zwischen der Erwählung und Inauguration Lincoln's waren eine Zeit der Unsicherheit und großer Besorgniß. Der Gedanke an „Bürgerkrieg" ließ auch die muthigsten Seelen erschauern. Doch der vierte März nahte; mit ihm mußte der Bann sich lösen und die Unsicherheit über das Kommende weichen. Ende Februar hatte Lincoln seine Reise von seiner Illinois-Heimath nach dem Kapitol angetreten.

Die ganze loyale Bevölkerung des Nordens begleitete ihn im Geiste, und war ängstlich besorgt vor einem Attentate, weil die südlichen Rebellen gedroht hatten, Lincoln's Reise durch Baltimore zu verhindern. So groß war die Besorgniß, daß sich ganze Schichten der Bevölkerung dazu erboten, den Erwählten an seinen Bestimmungsort zu geleiten.

Hier in Cleveland, wo der erwählte Präsident auf seiner Durchreise sich aufhielt, wurde er am Euclid Bahnhof empfangen, und als Mitglied der Empfangsdeputation hatte ich die hohe Genugthung, Herrn Lincoln zu sehen und seinen Händedruck zu empfangen. Es war das erste- und letzte-

mal, daß ich ihn ſah, doch ſteht heute ſein Bild noch lebhaft vor meiner Seele. Aus ſeinen tiefliegenden dunklen Augen ſtrahlte eine Fluth von Menſchenliebe und von Gefühlen der Dankbarkeit, für die ihm bewieſene Hingebung und Sympathie. Seine Blicke, die eine humorvolle heitere Seele verriethen, waren heute, wo er einer verhängnißvollen Miſſion entgegen ging, von einem Zuge wehmüthiger Empfindung überſchattet. Wohl hat Keiner an jenem Abend dem verehrten Manne in das Antlitz geſchaut, der nicht den Eindruck empfangen hätte, es werde unter Abraham Lincoln's Regierung dem Lande und Volke kein Schaden geſchehen.

Der Bahnhof war bei Lincoln's Ankunft von einer nach Tauſenden zählenden Menſchenmenge umſtellt und alle Straßen, durch welche der Zug zum Hotel ſich bewegte, waren dicht mit Menſchen überfüllt; ſie waren gekommen, den geliebten Mann ihrer Wahl zu ſehen und zu begrüßen, vielleicht nur einen Blick von ihm zu erhaſchen; nicht die gewöhnliche Neugierde hatte ſie hergeführt, es zeigte dies ſchon ihre ernſte und gemeſſene Haltung. Gedämpft war ihr Jubel, freundlich und rückſichtsvoll der eine gegen den anderen, als ein „Volk von Brüdern" mußten heute die Verſammelten dem Beobachter erſcheinen.

Nur eine Nacht verweilte Lincoln in Cleveland, um des Morgens früh von hier aus ſeine Reiſe fortzuſetzen. Während der Nacht blieb ſein Hotel von tauſenden von Menſchen umſtanden und bewacht, die am Morgen ihm das Geleite zum Bahnhofe gaben, von wo aus er ſeine Reiſe fortſetzte, um am folgenden Tage im weißen Hauſe einzutreffen.

Mit Ausnahme eines bübiſchen Verſuches, ſeine Durchreiſe durch Baltimore zu verhindern, verlief die Reiſe ohne Unfälle oder Anfechtungen irgend welcher Art.

Es war kein Triumphzug dieſe Reiſe, wie eine ſolche einem heimkehrenden Sieger bereitet zu werden pflegt, ſie war eine Darbringung und Kundgebung von Volksſympathie, ſo großartig, ſo tief und gewaltig, wie ſie einem Sterblichen ſelten zu Theil wird. Wer dieſes Ereigniß erlebt und mitgemacht hat, wird *nie* vergeſſen was es heißt, das volle Vertrauen und die volle Liebe eines Volkes zu beſitzen.

Was war es denn eigentlich, ſo mag man fragen, was Lincoln, *ehe* er ſeine Fähigkeiten im Amte erwieſen hatte, ſo raſch zum Liebling ſeiner Landsleute gemacht hatte? Kein Biograph, der die magnetiſche Macht Lincoln's perſönlich nicht erfahren, wird dieſer Frage völlig gerecht werden können. Seine Perſönlichkeit war nicht imponirend, auch ein Genie war er nicht, trotz ſeiner hohen Begabung. Mit ungewöhnlichen Geiſteskräften ausgerüſtet, konnte er doch mit Schätzen großen Wiſſens nicht glänzen. In ſeiner großen Einfachheit beſtand ſeine Größe, in ſeiner Natürlichkeit, der Zauber ſeines Weſens. Seine intellektuellen und ſeeliſchen Anlagen, wurzelnd auf dem Boden ſeiner innerſten Natur, konnten in ſeinem Denken und Fühlen, wie in ſeinem Handeln ſich nur *wahr* und naturgemäß äußern

Herz, Seele und Verſtand waren bei ihm harmoniſch verſchlungen und kein Dualismus zerriß das Band. Wiſſen und Gewiſſen waren bei ihm identiſch.

Seinen Naturanlagen nach konnte er nichts anderes sein als was er gewesen — ein ganzer Mensch, ein ganzer Mann, der sich seines Zusammenhangs mit der Menschheit bewußt war und in der Wohlfahrt seiner Mitmenschen seine eigene nur erblicken konnte. In der Erkenntniß dieses Lincoln'schen Wesens liegt der Schlüssel zur Erklärung der Liebe, Verehrung und Anhänglichkeit, welche ihm vor und nach seiner Erwählung von seinen Landsleuten bezeigt wurden. Wenn seine Menschenliebe und die Einfachheit seines Wesens ihm die Herzen seiner Mitbürger gewonnen, so werden diese erhabenen Vorzüge es auch sein, welche in der Geschichte seinen Namen verewigen.

* * *

Das Kapitel über Lincoln kann ich nicht schließen, ohne zu erwähnen, daß ohne die Spaltung in der demokratischen Partei, die Erwählung Lincoln's schwerlich erfolgt sein würde. Es war diese Spaltung gerade das Werk jenes extremen Flügels der Proſklaverei-Demokraten, welche das größte Interesse daran hatten, Lincoln's Wahl zu verhindern. Die Ironie der Geschichte, mit negativen Mitteln positive Zwecke zu erreichen, hat sich auch hier bewährt. Nicht nur hatten die Proſklaverei-Fanatiker ihren Gegnern negativ zum Siege verholfen, sie fügten auch einen wahnwitzigen Mißgriff hinzu, indem sie sich der Wahl Lincoln's widersetzten und zum Mittel der Rebellion und Sezession griffen. Wie ihr widerspenstiger erster Schritt die Erwählung Lincoln's ermöglichte, so führte ihr schlimmerer zweiter Schritt zur Emanzipation ihrer Sklaven, welche Emanzipation nicht stattgefunden hätte, wenn man sich südlicherseits dem Wahlresultate unterworfen haben würde. Lincoln war ein konservativer und friedliebender Mann, der, ohne provozirt und von den rebellirenden Sklavenstaaten hierzu gezwungen worden zu sein, den Status des Sklaverei-Instituts nicht angetastet haben würde. *Nur als Kriegsmaßregel* ist die Emanzipations-Proklamation erlassen worden, und so lange hatte Lincoln, trotz beunruhigendem Rebellenerfolge, damit gezaudert, daß beim Volke wie bei der Unions-Armee, eine starke Opposition sich gegen ihn und seine zaudernde Administration bildete, mit dem Zwecke, ihn zu energischerem Handeln anzutreiben. Als geschichtliche Thatsache steht fest, daß die Proſklaverei-Fanatiker unwillkürlich und indirekt den Sturz der amerikanischen Sklaverei herbeigeführt haben; und daß sie es thaten, beweist die Wahrheit des Sprichworts: Quem deus perdere vult, dementat prius, das heißt: Wen die Götter verderben wollen, den strafen sie zuerst mit Blindheit, — d. h. mit Fanatismus.

XXXXVI.

Dem Sieger — die Beute!

Neben der republikaniſchen National-Convention, welche im Frühſommer 1860 zu Chicago ſtattfand, hatte ſich eine Conferenz von Vertretern des radikalen jungdeutſchen Amerikanerthums etablirt. Aus den verſchiedenen Landestheilen waren ſie zuſammengekommen, um ſich über die Anforderungen zu verſtändigen, welche an den National-Convent geſtellt, und dort direkt oder indirekt geltend gemacht werden ſollten. Das deutſch-fortſchrittliche Element durfte, ohne unbeſcheiden zu ſein, mit ſeinen Forderungen und Wünſchen hervortreten, und auf deren Berückſichtigung beim Entwurfe der Platform dringen, weil es zum Aufbau der republikaniſchen Partei ſehr viel beigetragen, und weil Letztere wenig Ausſicht auf Erfolg im bevorſtehenden Wahlkampfe gehabt haben würde, wenn die Deutſchen ihr nicht energiſch zur Seite geſtanden wären.

Die Politiker waren mit dieſer Thatſache wohlbekannt und wußten den Werth der deutſchen Bundesgenoſſen zu ſchätzen; auch waren ſie klug genug, ſich ihren deutſchen Genoſſen gefällig zu erweiſen und deren Forderungen, ſoweit ſolche den Partei-Tendenzen nicht offenbar widerſtrebten, nach beſten Kräften zu vertreten.

Zu dieſem deutſchen Zweig-Convente hatte ſich eine Ausleſe der eifrigſten und rührigſten Geſinnungsgenoſſen eingefunden, die ſich ihrer freiheitlichen Leiſtungen wohl bewußt waren. Zumeiſt waren es Vertreter jener deutſchen Preſſe, welche im Lager der jungen republikaniſchen Partei ſtand.

Eine andere Luft wehte, als dies bei derartigen früheren Verſammlungen der Fall war. Man begegnete hier neuen Perſönlichkeiten, die *nie* vorher an „deutſchthümlichen" Beſtrebungen ſich betheiligt hatten und deren „Liberalismus" ſehr fragwürdig ſchien; und in der That ſollte es ſich bei den Verhandlungen zeigen, daß im Lager des Liberalismus ſich eine Wandlung vollzogen habe. Gar Manche, deren Egoismus ſtärker war als ihre radikale Geſinnung, waren im Laufe der letzten Jahre, und ſeitdem ſie ſich der republikaniſchen Partei angeſchloſſen hatten, ſehr zahme Zweckmäßigkeits-Politiker geworden.

Auf radikaler Seite hatte man wohl erkannt, wie die „Zähmung der Widerſpenſtigen" durch Anwendung des *Patronage*-Syſtems herbeigeführt und der Parteiſervilismus gefördert werde; und man entſchloß ſich, jenem Syſtem auf den Leib zu rücken und mit der ernſten Agitation dagegen in der gegenwärtigen Verſammlung zu beginnen.

Sofort wurde dann ein Antrag geſtellt, daß der National-Convent erſucht werden ſolle, in ſeinem Parteiprogramm ſich gegen die Fortdauer des herrſchenden Syſtems, — dem Sieger gehört die Beute — zu erklären, weil ein ſolches Syſtem, und datire es auch von Andrew Jackſon her, eine demoraliſirende Wirkung auf Volk und Politik ausüben müſſe, und die Prä-

sidentenwahl zu einem Kampfe um die Beute herabwürdige. Der Antragsteller kritisirte und geißelte das System auf einschneidende Weise und fand mit seinen Argumenten allgemeine Zustimmung. Er sagte unter Anderem:

„Will man auch ganz von den undemokratischen präsidentschaftlichen Befugnissen der Aemterverleihung absehen, so sollte doch das Dogma „to the victors belong the spoils" keine Rechtfertigung finden.

„Es reizt die Selbstsüchtigen zu unlauteren politischen Intriguen und Kombinationen, und schafft ein Heer von Aemter-Aspiranten, welche der Fahne folgen, die ihnen Aussicht auf persönliche Vortheile und Begünstigungen eröffnet. Unter ihnen entwickelt sich, bis in den kleinsten Wahldistrikt, ein professionelles Drahtzieher-Element, das bei seiner politischen Emsigkeit kein anderes Motiv als das nach Befriedigung persönlicher Selbstsucht kennt und das durch Machinationen jeder Art den ehrlichen Ausdruck des Volkswillens hindert und fälscht. Es hat die politischen Parteien zur unskrupulösen, wenn auch unfreiwilligen Corruptions-Maschine gemacht und ehrlichen Leuten die Lust an politischer Pflichterfüllung verleidet.

„Es hat nicht nur das politische Parteileben korrumpirt, es zwingt auch den Präsidenten, die unpassende Rolle eines Parteigängers zu spielen; es zwingt ihn, die Aemter an die Anhänger seiner Partei zu vertheilen und die politischen Gegner aus dem Amte zu entfernen, will er Frieden haben mit den Wortführern der Partei, die ihn erwählt.

„Auch die Würde des obersten Beamten der Republik, die nicht angetastet werden sollte, wird durch das verderbliche Patronage-System in hohem Grade geschädigt. Es nöthigt den Präsidenten zum Schachern und Unterhandeln mit tausenden von Politikern und Aemter-Aspiranten, und je gewissenhafter und gerechter er bei seinen Anstellungen verfährt, desto mehr Feinde, Widersacher und Verläumder wird er sich erwerben, weil in der Regel gerade die unwürdigsten und unfähigsten Applikanten die rachsüchtigsten und boshaftesten sind, wenn ihre vermeintlichen Ansprüche nicht Berücksichtigung finden.

„Die grausame Maxime, „dem Sieger gehört die Beute", die bis jetzt nur bei kriegführenden Armeen zur Verwendung kam, auf die Parteikämpfe eines freien Volkes übertragen zu wollen, ist eine große Anomalie, eine Versündigung gegen die öffentliche Moral.

„Den Ausgang eines friedlichen Wahlkampfes zwischen Bürgern desselben Landes auf dieselbe Stufe mit dem Ausgang einer Schlacht zwischen feindlichen Heeren zu stellen, daß heißt: der Gerechtigkeit und Vernunft Gewalt anthun, und einen Ostrazismus herbeiführen, für den es keine Entschuldigung gibt.

„Die Idee, daß die Anhänger einer unterliegenden Partei von der siegenden geächtet und von Ansprüchen auf öffentliche Aemter ausgeschlossen werden sollen, ist widersinnig. Der erwählte Kandidat einer Partei ist mit dem Momente seiner Erwählung nicht mehr Parteimann, sondern der Beamte für das ganze Volk, sowohl derer, die für als gegen ihn stimmten. Umgekehrt gäbe es keine freie Meinung, keine Meinungsverschiedenheit und keine freie Wahl mehr. Die Aechtung und Unterdrückung einer wählenden Minderheit ist absoluter Despotismus.

„Die Ausnützung des Patronage-Systems, um Freunde und Helfer zu belohnen und politische Gegner zu bestrafen, kann nicht verfehlen, in der Zukunft dieser Republik Faktions- und Parteibestrebungen zu erzeugen, welche friedliches Zusammen- und Nebeneinanderleben unmöglich machen.

„Es ist nicht das geringste der Uebel der Aemter-Verleihungsgewalt, daß ein Präsident mittelst der verlockenden Spenden, die ihm zur Verfügung stehen, seine eigene Partei zu persönlichen Zwecken und Plänen dienstbar machen kann."

In einer Versammlung von Deutsch-Delegaten durfte man nicht fürchten, daß der gestellte Antrag irgend welchen prinzipiellen Widerspruch finden werde und er fand ihn auch nicht, aber zum Erstaunen Vieler erhoben einzelne Stimmen Einwand dagegen, daß ein dahinzielender Beschluß dem tagenden republikanischen National-Convent zur Berücksichtigung unterbreitet werden solle.

Man machte von dieser Seite geltend, daß die junge republikanische Partei vor einer wichtigen Wahlkampagne stehe, in welcher sie nur dann siegreich sein könne, wenn ihre Anhänger in geschlossenen Reihen dem Feinde entgegentreten würden, daß es aber hieße, einen Feuerbrand zwischen die republikanischen Streitkräfte werfen, wollte man ihnen die Aussicht auf ausschließlichen Besitz der Aemter verderben. Aus Klugheits- und Zweckmäßigkeitsgründen dürfte man deßhalb der Convention nicht zumuthen, Stellung gegen das bestehende Beutesystem zu nehmen und hiermit sich in's eigene Fleisch zu schneiden und ihren Wahlerfolg zu gefährden.

Diese Opportunisten gaben zu bedenken, daß man im Leben, und namentlich im politischen Leben, den bestehenden Umständen Rechnung zu tragen habe und sich ihnen anpassen müsse, um die Erreichung gesteckter Ziele zu ermöglichen; und daß man zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen eine kleinere Wahrheit verschweigen müsse, um einer größeren zum Siege zu verhelfen, daß man ein kleineres Uebel ertragen müsse, um ein größeres zu verhindern.

Diese Anpassungspolitik fand bei dem radikalen Elemente der Versammlung, welche an Prinzipien unter allen Umständen festhalten wollte, kein Echo; sie wiesen auf die geschichtliche Thatsache hin, daß die Nichtbeachtung oder Verläugnung anerkannter Grundsätze der menschlichen Gesellschaft immer nur Unheil bereitet habe. Wollten die Radikalen für Gegenwart und Zukunft Wohlthätiges leisten, so hätten sie über und außerhalb der politischen Parteien zu stehen und dürften im Streben nach momentanen Vortheilen ihre Kräfte nicht vergeuden.

Man sah, der Zwiespalt zwischen den beiden Richtungen war da, Zweckmäßigkeitsmenschen auf der einen Seite, „Prinzipienreiter", wie man sie nannte, auf der anderen.

Die Aussichten auf die Erwählung eines republikanischen Präsidenten waren gut, und für Patrioten, sowohl als für Beutespekulanten lag nichts näher, als deren Kandidaten zu unterstützen und für die letzteren, welche auf spätere Anerkennung und Ablohnung ihrer Parteidienste rechneten, war es noch ganz besonders angezeigt, jedes störende Element aus der Wahlkampagne fernzuhalten und sich durch Servilität die besondere Gunst der maßgebenden Persönlichkeiten zu erwerben. Den „Amerikanern" gegenüber

mußte man, um als loyal zu gelten, von deutsch-radikaler Gesinnung nichts verlauten lassen.

Die Mehrheit der Conferenz-Mitglieder ließ sich durch die zaghaften Zweckmäßigkeitspolitiker von ihrem Vorhaben nicht abbringen; es wurde der Antrag zum Beschlusse erhoben, und wenn er auch gerade im jetzigen Augenblicke noch keine praktische Wirkung erzielte, so sollte er doch bald die politische Entwicklung ergreifen, denn schon nach anderthalb Jahrzehnt erfolgte die Passirung des sogenannten Pendleton-Gesetzes, welches die Civil-Service Reform einführte und den schlimmsten Auswüchsen des Beute-Systems ein Ziel setzte.

Die „patriotischen Motive" Jener, welche aus Zweckmäßigkeitsgründen den Antrag zu opponiren vorgaben, sollten sehr bald erkannt werden. Abraham Lincoln wurde erwählt, und kaum hatte er sein Amt angetreten, als auch schon mehrere jener Opponenten mit dem Klingelbeutel im weißen Hause erschienen, um sich für ihre uneigennützig-„patriotischen" Leistungen in der Wahlkampagne, ablohnen zu lassen. Mehrere derselben erhielten die Bestallung als Consuln ins Ausland, in welcher Stellung sie verblieben, solange sie nicht durch andere Patrioten verdrängt wurden. Doch hatte es ihnen im Auslande so gut gefallen — daß sie nach Ablauf ihrer Amtsperiode nie mehr nach Amerika zurückkehrten. Das einzige Gute bei der Sache war, daß sie das Amt, welches sie durch Beutegeiz ergattert hatten, auch durch dasselbe wieder verloren.

XXXXV.

Zur Einwanderungsfrage.

Eine Studie.

Der Menschengeist hat im Laufe des Jahrhunderts große Triumphe gefeiert und auf den Bahnen der Weltgeschichte mächtige Schritte nach vorwärts gethan. Mit den Waffen der Wissenschaft hat er althergebrachte Vorurtheile besiegt, Kulturhinderniſſe beseitigt und den Menschen wieder aus den Nebelwolken auf die Erde zurückgeführt.

Kein Wunder, daß das Aufdämmern der Wahrheit und die blendenden Strahlen wissenschaftlicher Erkenntniß von den Augen Jener schmerzlich empfunden wird, deren Selbstinteresse es ist, die Menschen im Dunkeln und in Abhängigkeit zu erhalten; und daß wir, wohin in der Welt wir auch blicken, die reaktionären Elemente mit der Sysiphusarbeit beschäftigt sehen, der Wissenschaft zum Trotze den Fortschritt menschlicher Aufklärung zu stauen und den Zeiger der Weltuhr nach rückwärts zu wenden.

Der Gedanke, an dem menschlichen Urrechte der Freizügigkeit rütteln zu wollen, ist eine jener Erscheinungen. Nicht sein Auftauchen ist es, was uns frappirt, sondern der demüthigende Umstand, daß er in dem freiesten und modernsten der Staaten Befürworter findet.

I.

Zuerſt wenden wir uns der Frage zu, ob einem Staat überhaupt rechtliche Autorität innewohnt, friedlicher Einwanderung ſein Gebiet zu verſchließen.

Lex naturae — suprema lex. Staatliche Geſetze und Anordnungen, welche in Widerſpruch mit den Naturgeſetzen erlaſſen, ſind unverbindlich, wirkungslos und nichtig.

Das Wander-, Umzugs- und Anſiedlungsrecht des Menſchen iſt das natürlichſte aller Menſchenrechte, wie es das natur-nothwendigſte iſt; ſo wenig wie Luft und Licht, wie das Recht zu Leben und Sterben, kann es ihm verkümmert werden.

Ohne die Erde wären keine Menſchen. Sie iſt die abſolute Vorbedingung menſchlichen Daſeins. Als Mutter und Erzeugerin der Menſchen muß ſie naturgemäß auch deren Ernährerin, ergo das Gemeingut derſelben ſein. Aus dem Mitbeſitze der Erde entſpringt die Nothwendigkeit des Genuſſes derſelben, weil ohne deren Erzeugniſſe menſchliche Ernährung und Erhaltung undenkbar iſt, und weil der Menſch, ſelbſt wenn er es wollte, auf Geltendmachung ſeiner Lebensinſtinkte nicht verzichten kann.

Leben zwingt zur Selbſterhaltung, und dieſe iſt wieder naturnothwendig bedingt durch Ausnützung der von derſelben dargebotenen Lebensmittel. Einmal ohne ſein Zuthun geſchaffen, muß der Menſch leben weil er lebt. Bewußte Selbſtvernichtung iſt in der ganzen organiſchen Welt undenkbar, und wenn ausnahmsweiſe bei Menſchen Selbſtvernichtung vorkommt, ſo iſt dieſe unnatürliche Erſcheinung auf pathologiſche Seelen- oder Geiſteszuſtände zurückzuführen; auch ein Privilegium, das nur der mit Vernunft begabte Menſch hat. Bei dem Menſchen, als animaliſchem Weſen, iſt Selbſtmord ausgeſchloſſen.

Aus dem kindlichen Verhältniß, in welchem der Menſch mit der Muttererde ſteht, leitet ſich naturgemäß die Forderung her, daß letztere die gleiche mütterliche Fürſorge allen ihren Kindern zuwende und keines derſelben ſtiefmütterlich behandle oder unverdient und ſchuldlos der Vernichtung weihe.

Das Wenige, was wir von den nomadiſchen Zuſtänden unſerer Urahnen wiſſen, iſt Andeutung dafür, daß es den lieben Erdenkindern, ſo lange ſie noch liebevolle Anhänglichkeit an ihre zeugungsfrohe Mutter hatten und von derem zarten Gängelband ſich leiten ließen, leidlich wohl erging und ihnen keine Urſache gegeben war, ſich über ſtiefmütterliche Ungerechtigkeit und über ihr Menſchenloos zu beklagen; mit ſtetiger Zunahme der Kinderzahl jedoch und mit dem Entſtehen egoiſtiſcher Gelüſte wurden dem Völkchen, einmal flügge geworden, die Jagd- und Weidegründe zu enge und das Nomadenleben zu einſam. Die Fortwanderung begann. Neue Gründe wurden aufgeſucht, Häuſer und Dörfer erbaut, Gemeinden und Städte gegründet. Der Begriff des Privateigenthums entſtand, breitete ſich aus und nahm Beſitz von den Gemüthern, denen er bislang fremd geweſen. Mit ihm Hand in Hand ging die Herrſchſucht und Habgier. Die Gemeinſamkeit des Bodens hörte auf, das Raub- und Eroberungsſyſtem begann. Das größte und fruchtbarſte Bodenſtück zu ergattern war das Streben der Einzelnen, wobei damals wie heutzutage, der Stärkere und Schlauere den Löwenantheil davontrug. Eine derartige Entwicklung lag ſicher nicht in den mütterlichen Abſichten; aber analog der modernen Zeit, war deren Autorität nicht groß und weitreichend

genug, die Kinder, nachdem sie dem Gesichtskreise der Mutter entschwunden waren, vor Entartung zu bewahren und von einer Zerstückelung des allgemeinen Besitzstandes abzuhalten.

Glücklicherweise jedoch konnten diese und ihre Nachkommen, ob sie von Adam oder dem sintfluthlichen Noah entstammten, das Lebensprinzip der Mutter Erde nicht zerstören ohne sich selbst zu vernichten. Um den größeren oder kleineren Besitz mochten sie beliebig sich streiten; das ungeschriebene, in dem Centrum der Erde wurzelnde Recht zum Leben und Sterben auf der Erde, konnten sie nicht ausrotten.

Einen absoluten Eigenthumsanspruch von Seiten einzelner Menschen oder Völker auf einen Theil dieser untheilbaren Erde, wie klein dieser auch sei, kann es deßhalb nicht geben, und eine Verzichtleistung von Seiten der ganzen übrigen Menschheit könnte einen solchen Anspruch nicht gut machen. Der denkbar beste Grundeigenthumstitel begründet kein Recht für den Eigenthümer, das betreffende Stück Erde willkürlich zu zerstören, zu verwüsten oder zu menschlichem Gebrauche untüchtig zu machen. Ob durch Eroberung, Kauf oder Verjährung erworben, immerhin ist der Besitzer nur als Verwalter und legitimer Nutznießer des von ihm besitzenden Grundstückes zu betrachten, und nur auf von ihm oder seinen Vorfahren darauf gemachte Verbesserungen und Einrichtungen, kann er ein absolutes Eigenthums- und Verfügungsrecht in Anspruch nehmen; und selbst in Ausübung des Besitz- und Genußrechtes ist er staatlichen und communalen Beschränkungen unterworfen.

Der Besitzer, Verwalter oder Nutznießer von Grund und Boden, sei er eine Privatperson oder ein Gemeinwesen, kann also wegen Mangels eines absoluten Eigenthumstitels, friedlichen Menschen das legitime Betreten des Bodens, oder die Benützung öffentlicher Verkehrswege und Anlagen und den Verkehr mit den Bewohnern nicht verwehren. Naturrechtlich ist der Mensch, wenn auch nur ideell, als Mittheilhaber der Erde zu betrachten; und sollte jede Scholle derselben vergriffen sein und im bona fide Besitz seiner Mitmenschen sich befinden, so hat er für seinen Antheil jenen Ersatz von der besitzenden Menschheit zu fordern, welcher in moderner Sprache mit „Recht auf Arbeit" bezeichnet wird, der aber richtiger „Recht auf Nahrung" heißen sollte, ein Recht, welches selbst den Thieren nicht abgesprochen werden kann.

Das Aufsuchen dieser Nahrung bedingt die Wanderfreiheit eines jeden Erdenmenschen; dieser Freiheit gegenüber sind die sogenannten Staatengrenzen nur fiktive, imaginäre Linien. Die Erdengrenze allein ist's, welche ihm zu überschreiten versagt ist.

II.

An zweiter Stelle soll festgestellt werden, daß der Congreß der Vereinigten Staaten, weniger noch als die Gesetzgebung eines anderen Kulturstaates, zu der Erlassung eines Einwanderungsverbotes befugt ist. Unähnlich dem autonomen Staatswesen, hätte die Bundesgesetzgebung, als solche, außer den naturgesetzlichen, auch constitutionelle und positiv-staatsrechtliche Hindernisse zu überwinden, ehe sie zu einer gesetzgeberischen Maßregel schreiten könnte, welche mit den Grundgesetzen und Rechtsprinzipien des Landes im schroffen Widerspruch steht. Die Machtsphäre des Congresses ist eine scharf begrenzte; sie ist in der Bundesverfassung bezeichnet; weitere Befugnisse als jene, welche

ihm durch den National-Compakt gewährleistet und expressis verbis delegirt sind, besitzt er nicht; mit Ausnahme solcher, welche naturgemäß jenen inhäriren und zwecks Ausführung derselben erforderlich sind. — Unter diesen constitutionellen Befugnissen wird man sicherlich eine solche, wie die zur Erlassung eines Einwanderungsverbots, nicht herausconstruiren wollen; der Ursprung der Verfassung, der Inhalt den sie trägt und der Geist der sie durchweht, schließt jede derartige Möglichkeit aus; eine Befugniß von jener Tragweite wäre im Widerspruch mit dem innersten Wesen der Verfassung und den grundlegenden Absichten derselben.

Man müßte in der That eine geringe Meinung haben von dem freiheitlichen Geiste jener großen Zeit, in welcher die Verfassung entstand, und von der staatsmännischen Einsicht jener großherzigen Patrioten, welche das Werk vollbrachten, wollte man die Möglichkeit zugestehen, daß damals auch nur ein Gedanke dieser Art hätte auftauchen können. Man würde auch dem Scharfblicke und der praktischen Einsicht der damaligen Vertreter der Einzelstaaten wenig gerecht werden, wollte man für möglich halten, daß sie der Uebertragung einer solchen Machtbefugniß an den Congreß möchten zugestimmt haben; einer Autoritätsübertragung, kraft welcher, wenn unklug gehandhabt, die einzelnen Staaten in ihren besten Interessen gefährdet und in ihrer gedeihlichen Entwicklung hätten gehindert werden können. Ist aus der Verfassung die Autorität des Congresses zur Dekretirung eines horizontalen Einwanderungs-Verbots nicht abzuleiten, so ist eine solche geradezu negirt durch die Unabhängigkeitserklärung. Sie ist die Grundlage der Republik, auf ihr erhebt sich ihr stolzer Bau, von ihrem Geiste sind alle nationalen und staatlichen Gebilde durchweht und belebt. Unter ihren Verheißungen wurde die Unabhängigkeit erkämpft, mit ihr ist der neue Volksstaat entstanden und als Leitstern in die Menschheitsgeschichte eingetreten. Sie bildet das Rückgrat unseres ganzen Staatslebens, das nicht erschüttert werden darf, sollen nicht die von ihm ausstrahlenden Nerven und die mit ihnen zusammenhangenden Organe zerrüttet werden.

"We hold these truths to be selfevident, that All Men are endowed by their creator with certain inalienable rights, that among these are: life, liberty and the pursuit of happiness — —"

Allen Menschen, nicht einzelnen Categorien, ist das unveräußerliche Recht auf Leben und Freiheit und das Streben nach Glück verkündet und gewährleistet! Es ist das hohe und unsterbliche Verdienst der Väter des amerikanischen Freistaates, diese Wahrheiten aus dem Schutte von Jahrtausenden befreit, zum Leben erweckt und der ganzen Menschheit als neues Evangelium offenbart und verkündet, und mit dieser weltgeschichtlichen That der Entdeckung des Columbus die echte und höchste Weihe verliehen zu haben.

Sollte es nöthig sein, den Trägern der Prohibitions-Idee diese offenbarten Wahrheiten in's Gedächtniß zurückzurufen, um ihnen anschaulich zu machen, was es bedeutet, diese Wahrheiten zu ignoriren und auch nur eines jener Menschenrechte unter die Füße treten zu wollen, als seien sie von Ideologen erdacht worden, als seien sie nur Wortgepränge oder Gebilde schwärmerischer Phantasten? Oder will man sie, nur als Metapher, ähnlich der Menschenliebe, und nur in platonischem Sinne deuten und gelten lassen?

Obsta principiis! Vermeide den ersten Schritt auf Abwege — so möchte man Jenen zurufen, die sich mit dem Gedanken an die Möglichkeit eines Einwanderungsinterdikts versöhnen möchten. Amerikas Ruhm und weltgeschicht-

liche Bedeutung besteht nicht darin, daß es das größte und reichste, sondern daß es das freieste und gerechteste Land ist. Das Zerbrechen irgend eines Gliedes an der Kette der Menschenrechte würde uns die Sympathie der Völker entfremden und sich verhängnißvoll erweisen für die Gegenwart und Zukunft des Landes. Mit dem Freizügigkeits- und Ansiedlungsrechte würde einer der glänzendsten Sterne aus dem amerikanischen Sternenbanner verschwinden.

III.

Zum Dritten sei die Frage erörtert, ob vom nackten Interessen- und Utilitätsstandpunkte aus eine Verbotsmaßregel entschuldigt werden könnte.

Gereichte die Einwanderung von der Ankunft der „Mayflower" bis zur heutigen Zeit dem Lande zum materiellen Vortheile? Dem gesunden Menschenverstande widersteht es, die Frage einer Antwort werth zu halten. Angesichts des gegenwärtigen Kulturzustandes der Ver. Staaten und im Hinblick auf deren ursächliche und geschichtliche Entwicklung klingt die Frage ebenso parador, als wenn man fragen wollte, ob die Entdeckung Amerikas zum Vortheil und Segen der Menschheit gereichte.

Von Einwanderern entdeckt, von Kulturvölkern besiedelt, ist Amerika zu dem geworden, was es heute ist. Seine materielle und geistige Größe ist das Werk von Einwanderern und deren Nachkommen, welche wiederum aus der Kultur ihrer alten Heimath und der antiken Welt Bildungsmaterial schöpften. Ueber die ganze Weite unseres Continents sprechen die Steine, duften die Blumen, zwitschern die Vögel, säuseln die Lüfte und brausen die Orkane das Lob der Einwanderung. Seine Dörfer, Städte und Farmen zeugen für ihre Leistungen und Vollbringungen. Sie war, und sie ist, für des Landes Gedeihen so unerläßlich wie die Luft, das Licht und die Wärme.

Ob dieses Volkselement, ob jenes, ob diese Einwanderungsperiode oder jene mehr oder weniger zur Entwickelung beigetragen, könnte nur von Belang sein, wenn es sich um eine Partnerschip und nicht um ein ganzes Volk handelte. Keine Statistik und kein menschlicher Scharfsinn vermöchte auch die Frage zu beantworten. Die Einwanderung ist ein fortlaufendes unfertiges Gewebe, complizirt und verschlungen, dessen unzählige Fäden und Einschläge nicht einzeln dem Auge bloßgelegt zu werden vermögen, und was dieses Gewebe als Ganzes geleistet, das ist das einzige was zu wissen uns frommt.

Im Allgemeinen wird diese Anschauung keinem Widerspruch begegnen, doch anders ist es mit dem Nativisten sans phrase, der sich in seiner Kurzsichtigkeit etwas darauf zu gute thut, zu behaupten, daß das Einwanderungs-Material der jüngeren Zeiten *minderwerthiger* sei, als jenes der früheren, und daß es an Kulturwerth jenem ihrer Voreltern nicht gleiche, auch daß die jüngere Emigration einen bedeutenden Prozentsatz kulturbedürftigen und assimilationsunfähigen Elements in sich schließe. Prüfen wir diese Behauptung auf ihren Werth, so finden wir, daß sie den Thatsachen widerspricht.

Es ist schwer zu bestimmen, was man unter jüngerer Einwanderung versteht, und nehmen wir an, es sei damit jene der letzten sechs Jahrzehnte gemeint. Die Einwanderer dieser wie der früheren Perioden, sind die Kinder ihrer Zeit. Ihren Kulturwerth niedriger zu schätzen als jenen von Einwanderern früherer Perioden, hieße einfach ein stetiges Vorwärtsschreiten der menschlichen Entwickelung leugnen zu wollen. Ist aber das menschliche Kultur-Niveau unbestreitbar ein höheres geworden, so kann der Kulturstandpunkt des modernen Durchschnitts-Einwanderers nicht niedriger sein als jener von früheren Einwanderern.

Dem Angehörigen aus den Regionen der upper-ten, welcher geneigt ist, den Werth des Menschen nach dessen äußerer Erscheinung und dessen Reichthum zu messen, mag das einfache und dürftige Aussehen der Mehrheit der Einwanderer zu hochmüthiger Geringschätzung derselben verleiten; er braucht jedoch nur seinen eigenen Stammbaum zu überblicken und seine Ahnenreihe vor seinem geistigen Auge vorüberziehen zu lassen, um schnell sich zu überzeugen, daß er keine Ursache zum nativistischen Hochmuthe hat, und daß die Durchschnitts-Qualität der modernen Einwanderer hinter jener aus früheren Zeiten nicht zurücksteht. Ist es doch leider nur allzuhäufig der Fall, daß Emporkömmlinge mit oder ohne persönliches Verdienst, durch Nachahmung aristokratischer Allüren das Stigma einer niederen Herkunft wegwischen wollen; und sie sind es besonders, welche so viel über die „Paupers" zu sagen haben.

Die Liebe zu seinem Geburtsland ist gewiß eine der edelsten Empfindungen des menschlichen Herzens, aber unedel wäre es, darauf Hochmuth oder Vorrechte gegen andere seiner Mitmenschen, welche auf anderer Scholle und in anderer Zone geboren sind, gründen zu wollen. Würde eine solche Geburtsscholle an und für sich schon zum Hochmuth berechtigen, so müßte die Verdrängung der Indianer als ein Civilisations-Verbrechen bedauert werden, da ihnen, vor allen, die Priorität auf Geltendmachung des Geburtsprivilegiums zustand.

Fürwahr! Die Einwanderung während der letzten sechs Jahrzehnte braucht im Vergleich mit irgend einer früheren nicht zu erröthen. Sie ist treulich Hand in Hand gegangen mit der Bevölkerung des Landes, hat vollen Antheil an dessen Errungenschaften auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit. Keiner Klasse von Einwohnern steht sie nach an Begeisterung für persönliche Freiheit und an Frohgenuß des Lebens. Als Zeugniß ihres Verständnisses für ökonomische Unabhängigkeit spricht der überall sichtbare Wohlstand der vielen Einzelnen, ihre Integrität in Handel und Wandel und ihre geachtete Stellung in der Welt des Handels und der Finanzen.

Mit solchen Ausnahmen, wie sie allerzeit vorgekommen, ist der jüngere Durchschnitts-Einwanderer nicht weniger wie früher, eine werthvolle Begünstigung des Landes und ein unschätzbarer Zuwachs zu seiner dünnen Bevölkerung. Geistig und körperlich gesund kommt er, weil ihm die heimathliche Scholle zu enge oder der Verhältnisse Druck zu schwer gewesen, zu unseren Gestaden, um sich mit eigenen Mitteln und durch eigene Arbeit eine freiere und bessere Heimath zu gründen. Er kommt nicht als „Pauper", der Geschenke erwartet, oder als Bettler, der Almosen heischt, sogar auf billiges Mitleid verzichtet er. Mit sich bringt er Alles was Natur ihm ver-

liehen und Erziehung ihm beigebracht, und die Kraft und Luſt zur Arbeit, das Streben nach menſchenwürdiger Exiſtenz und die Fähigkeit, die Segnungen der Freiheit zu verſtehen und zu würdigen. Alle Brücken hinter ſich abgebrochen, bringt er auch den Trieb mit, ein tüchtiger Bürger des Landes zu werden, das alles einſchließt, was er beſitzt, was er erſtrebt und erhofft. Auch ſeine Mutterſprache bringt er mit, die er tief in ſeinem Herzen bewahrt und liebe Gewohnheiten der alten Heimath, die ihn tröſtlich begleiten, welch' alles ihn nicht abhält ein pflichttreuer Bürger ſeines Adoptivvaterlandes zu werden.

Es geziemt ſich nicht, den Werth von Menſchen nach Dollars und Cents zu berechnen, da es ſich aber um den Nachweis handelt, ob unſerem Lande materielle Vortheile durch die Einwanderung erwachſen, ſo mag hier die ziffermäßige Werthbeſtimmung eine kurze Stelle finden.

Die National-Oekonomen Europas beziffern den Verluſt an Arbeitskraft, welche der Staat durch die Auswanderung erwachſener Staatsangehöriger erleidet, auf Eintauſend Dollars per Perſon, eine Schätzung, die nicht zu hoch gegriffen iſt. Was für jenen Staat ein Verluſt iſt, bedeutet für den Staat, wohin der Einwanderer ſich wendet, einen Gewinn. Nun iſt aber der Arbeitswerth und Arbeitslohn dreimal ſo hoch als jener in europäiſchen Ländern; und mit Rückſicht auf dieſes beſtimmende Verhältniß darf hier der Werth der Arbeitskraft eines erwachſenen geſunden Menſchen auf das Dreifache, das iſt auf dreitauſend Dollars, angeſchlagen werden. Die Durchſchnittszahl alljährlich einwandernder Perſonen, über 20 Jahre alt, beträgt 150,000, und multiplizirt man dieſe Summe mit 3000 — ſo erhält man als Reſultat 45 Millionen; und 45 Millionen Dollars, in Form von menſchlicher Arbeitskraft, ſtellen den Gewinn dar, um welchen der amerikaniſche National-Reichthum alljährlich in Folge der Einwanderung ſich vermehrt, wozu noch wenigſtens fünf Millionen kommen, welche nach offiziellen Angaben alljährlich an Geld von den Einwanderern eingeführt werden. Dabei iſt nicht zu überſehen, daß dieſe Millionen von Arbeitskraft und Geld Amerika gewiſſermaßen in den Schoß fallen, indem es, um eine triviale Redewendung zu gebrauchen, keinen Finger darum krumm zu machen braucht. Jene Summen, welche zum Schutze von Einwanderern bei deren Landung verausgabt werden, fallen nicht ſchwer genug in die Wagſchaale des Verluſtes, um auch nur in Betracht zu kommen. Vom Intereſſenſtandpunkte aus berechnet, wird man alſo die Einwanderung als eine der dankbarſten Quellen des Nationalreichthums anſehen müſſen.

Wenn von materiellen Nachtheilen geſprochen wird, welche durch die Einwanderung dem Lande und Volke zugefügt werden, ſo können damit doch nur ſolche gemeint ſein, welche durch arbeitsſcheue, verwahrloſte Individuen verurſacht werden. Daß ſolche catilinariſche Exiſtenzen bei einer großen Einwanderung mit unterlaufen und dem Lande vorübergehend zur Laſt fallen, iſt heute ſo unvermeidlich, wie es früher unvermeidlich geweſen. Glücklicherweiſe iſt deren Anzahl, im Verhältniß zu dem Groß der Einwanderung, eine ſo geringe, daß ſie die ſittlichen oder materiellen Intereſſen der Bevölkerung nicht zu ſchädigen vermag, und daß ſie mehr als ein vorübergehend läſtiges, denn als ein kulturgefährliches Element zu betrachten iſt. — Dennoch iſt das Bedürfniß, derartige Elemente von ſich abzuwei-

sen, allgemein anerkannt, und nicht nur diesem, sondern auch ganzen Kategorien von Menschen und Rassen, welche als arbeitsunfähig oder kulturfeindlich erkannt sind, ist bereits durch gesetzliche Bestimmungen die Einwanderung verwehrt; erweisen diese Gesetze sich als unzureichend, so mögen sie passend ergänzt werden, immer vorausgesetzt, daß hierdurch die bona fide Einwanderung nicht berührt oder belästigt wird.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man des Weiteren mit der Aufzählung der Vortheile und Gewinne sich befassen, welche Amerika durch die Einwanderung zugeführt werden, und genüge es, noch darauf hinzuweisen, daß Amerika in Folge stetigen Zuflusses fremder Volkskräfte vor Erstarrung und nationaler Einseitigkeit bewahrt und fortwährend jung und in Bewegung erhalten bleibt — es befähigend, immer neue Menschenkräfte an sich heranzuziehen, sie sich zu assimiliren und zum Aufbau des kosmopolitischen Zukunfts-Staates mit zu verwenden.

IV.

Könnte ein absolutes Einwanderungsverbot, wenn überhaupt zulässig, etwa aus politischen oder „protektionistischen" Erwägungen gerechtfertigt werden? Hörte man nicht häufig von diesem Gesichtspunkte aus gegen die Einwanderung argumentiren, so müßte ein ernstliches Eingehen auf diese Frage mehr als überflüssig erscheinen, da der Einwanderer, so lange er unter den bestehenden Gesetzen nicht Bürger geworden ist, politische Rechte nicht auszuüben hat, und weil, wenn einmal naturalisirt, derselbe aufhört, Einwanderer und Fremder zu sein. Einen naturalisirten Bürger von einem eingeborenen unterscheiden oder als Fremden bezeichnen zu wollen, ist eine groteske Absurdität, ein grasser Widerspruch in sich selbst, der nur der Confusion der Begriffe sein Entstehen verdankt.

Hat also der nicht naturalisirte Eingewanderte keinen aktiven Antheil an der inneren Politik des Landes, so kann es auch keinen politischen Grund geben, die Einwanderung verbieten zu wollen, ausgenommen man wollte dadurch die Vermehrung des „fremden" Elements und die eventuelle Naturalisation desselben verhindern. — Ist, was nicht wahrscheinlich, ein solches Motiv bei den Trägern des Prohibitions-Gedankens maßgebend, so liegt darin eine Anklage gegen die naturalisirten Bürger, die ebenso gehässig als ungerechtfertigt ist. — Wodurch haben sich diese ein politisches Mißtrauen zugezogen, das zur patriotischen Abwehr herausforderte? Wäre in der amerikanischen Geschichte auch nur ein einziger Fall bekannt, daß ein naturalisirter Bürger seinem Adoptivvaterlande übel gewollt, gegen dasselbe feindselig oder verrätherisch gehandelt, oder gegen dessen Freiheit und Wohlfahrt sich gleichgültig gezeigt hätte? Oder ist es ihr Mangel an politischer Einsicht und Parteitreue, über die man klagt? Was hier oben betreffs der Verdienste der Einwanderer auf wirthschaftlichem und sozialem Gebiete gesagt wurde, trifft vollständig auf dem politischen zu. An jeder Errungenschaft haben sie ihren vollen Antheil und es würde ein kühner und vergeblicher Versuch sein, dies bezweifeln oder in Abrede stellen zu wollen. Ist der heutige Zustand unserer politischen Verhältnisse ein zufriedenstellender, so ist dies dem Bürgerthum im Allgemeinen und dessen gemeinschaftlicher Bethätigung po-

litiſcher Rechte und Pflichten zu verdanken, und nicht jener der Eingeborenen allein. An politiſchem Eifer und Streben, und an Opferwilligkeit in Zeiten von Noth und Gefahr, ſteht der Naturaliſirte ſeinen eingeborenen Mitbürgern wahrlich nicht nach; und was einzelnen an politiſchem Verſtändniß und ſtrategiſcher oder taktiſcher Gewandtheit abgeht, das erſetzen ſie durch patriotiſchen Inſtinkt und durch die Ehrlichkeit der Abſichten. Wenn ſie dann nicht ſelten das Mißfallen der einzelnen Politiker oder Parteien ſich zugezogen, ſo zeigt dies, daß Prinzipien ihnen höher ſtehen als Perſonen und Parteien; es ſpricht für ihre politiſche Selbſtſtändigkeit und kann ihnen zum Vorwurf nicht gereichen. Ihrem gerechten Bürgerſtolze und ihren freiheitlichen Ueberzeugungen iſt es auch zu Gute zu halten, daß ſie an ihrer politiſchen Gleichberechtigung und an den Grundſätzen perſönlicher Freiheit unentwegt feſthalten und ſich nicht als ſchmiegſame Unterthanen geberden.

Nein! Von Seiten der ſeitherigen Einwanderung drohen der Republik keine Gefahren, und es liegen keine Gründe vor, ſolche von zukünftiger zu befürchten; und ſo wird es die hergebrachte Praxis des Landes verbleiben, daß "the land of the free and the home of the brave" auch für alle Zukunft dem ehrlichen und friedlichen Einwanderer offen ſteht, daß es der Zufluchtsort bleibe für alle Menſchen, welche dem Druck oder der Noth und Sorge der alten Heimath entgehen und eine neue und beſſere Heimath ſich gründen und ihr Schickſal mit dieſer verknüpfen wollen.

Heißen wir ſie willkommen, die Mühſeligen und Beladenen, die zu uns wandern — iſt doch noch Raum genug im Lande für viele Millionen, welche des Schutzes bedürfen und an der Arbeit zur Erfüllung der weltgeſchichtlichen Miſſion der Republik ſich zu betheiligen gewillt ſind.

„Schutz der amerikaniſchen Arbeit" — auch dieſes täuſchende Schlagwort wird von mancher Seite zur Rechtfertigung eines Einwanderungsverbots angerufen.

„Protektionismus!" Nicht neu iſt der Gedanke. Er bildet den Text zu dem bekannten Liede, worin die Segnungen der Geſetzgebungen zum Schutze der Arbeit beſungen werden. Moderne Staaten überbieten ſich in den Erlaſſen ſolcher Geſetze, und wären ſie nur annähernd von guten Folgen begleitet geweſen, ſo müßten die Arbeiter die reichſten und glücklichſten Menſchen auf dem Erdboden ſein, ſtatt deſſen erweitert ſich ſtetig die Kluft zwiſchen Armuth und Reichthum, zwiſchen Arbeit und Kapital, und verſchärfen ſich die ſozialen Gegenſätze von Jahr zu Jahr. An Stelle der verheißenen Früchte hat der Baum des Protektionismus nur den Monopolismus gereift, den ſchlimmſten Auswuchs moderner Kultur.

Zu jener phänomenalen Höhe hat ſich der Protektionismus noch nicht aufgeſchwungen, daß er den Schutz der einen Arbeiterklaſſe mittelſt Unterdrückung und Aushungerung der anderen verſucht hätte; und nichts anderes würde es bedeuten, wenn man die Immigration aus protektioniſtiſchen Gründen verbieten wollte; es hieße dies einen Boycott in Scene ſetzen, wie ihn die Welt vorher nie geahnt, und wie ihn grauſamer nicht die Phantaſie des herzloſeſten Tyrannen zu erſinnen vermöchte—einen Boycott, welcher ohne Amerikas Arbeitern zu nützen, nur den Haß der Völker hervorrufen würde.

Wenn Amerika, das neben seiner Bevölkerung noch Raum und Hilfsmittel zur Ernährung von hunderten von Millionen Menschen hat, sich genöthigt sehen müßte, zum „Schutze“ seiner produzirenden Volksklassen Gewaltmaßregeln gegen die Konkurrenz einwandernder Menschenkräfte zu ergreifen, so würde man mit gerechter Besorgniß sich fragen müssen, was denn aus den Ländern werden sollte, wie Europa und Asien, welche eine verhältnißmäßig zehnmal dichtere Bevölkerung und weniger Resourcen besitzen? Müßte man nicht von Tag zu Tag fürchten, daß Hungersnoth hier Länder heimsuchen und vernichten würde?

Nein, in solcher Nothlage befindet sich Amerika nicht, noch ist kein derartig absurder Gedanke in dem Bewußtsein des amerikanischen Volkes ernstlich aufgetaucht.

Die amerikanischen Arbeiter müßten wenig Vertrauen auf ihre Leistungsfähigkeit und Selbstständigkeit besitzen, wollten sie unter die Schürze von Mutter „Protektion“ sich flüchten und den Staat anrufen, um sie gegen die Gefahren der Konkurrenz einwandernder Genossen zu schützen. Ihre Intelligenz läßt sie erkennen, daß durch solche Aussperrungs-Methode ihre Lage nicht zu verbessern ist und ihr Menschlichkeitsgefühl muß ihnen sagen, wie grausam und herzlos es sei, wenn *eine Klasse* von Arbeitern, aus vermeintlichem Eigeninteresse, die *andere* unterdrücken wollte. Welch unverzeihlichen Irrthum und welche Ungerechtigkeit würden sie begehen, auf diesem Wege der Trübsal, eine Steigerung ihrer Löhne erlangen, oder die regelmäßig wiederkehrenden Schwankungen in dem Arbeiterbedarf verhindern und abwenden zu wollen.

In der Erweiterung und nicht in der engherzigen Beschränkung der Produktions- und Verkehrsmittel liegt die Hoffnung auf Besserung der Arbeiterverhältnisse; nicht in dem Mangel, sondern in dem abnorm ungleichen Besitz der Lebensgüter, liegt eine der Ursachen der herrschenden sozialen Mißstände, und will man auf Beseitigung derselben hinarbeiten, so kann dies nicht in der beliebten protektionistischen Richtung geschehen, wonach eine Menschenklasse auf Kosten der anderen begünstigt, die eine zu Gunsten der anderen unterdrückt wird. Man muß den Weg suchen zu weiterer Befreiung der Menschheit von Knechtschaft und Irrwahn, von materieller und geistiger Bedrückung. Hierzu mitzuwirken ist auch dem modernen Staate reichliche Gelegenheit geboten; nicht daß derselbe patriarchalische Methoden oder unberufene Einmischung in die persönlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse der Staatsangehörigen sich gestatten sollte — will er seinen Anforderungen in dieser Beziehung gerecht werden, so hat dies in erster Linie dadurch zu geschehen, daß er Abwehr schaffe gegen den schlimmsten Krebsschaden unserer Zeit, gegen die Ausnutzung des Volkes durch Monopole und „Trusts“.

V.

Wie sehr auch der Egoismus oft die Grenzen des Menschenmöglichen zu überschreiten und den sittlichen Geboten Hohn zu sprechen scheint, so schwebt doch wie Banquo's Geist die Ethik über dem Denken und Thun der Menschen, die menschliche Gesellschaft vor dem Verfall in Barbarismus be-

wahrend. Sie ist das öffentliche Gewissen, dessen Rütteln selbst der brutalste Menschengeist nicht zu entfliehen vermag. Ob in Form von religiösen Lehren, oder philosophischen Systemen, das ethische Gebot der Menschenliebe und Menschenpflichten, wird immer das oberste Sittengesetz und die Verläugnung desselben ein Vergehen an der Menschheit sein; auch die eigene Vernunft lehrt es den Menschen, daß sittliche Uebertretungen, nicht weniger wie physische Laster, fortzeugend Böses nur gebären und stets von der Nemesis erreicht werden. Betrachten wir nun die Einwanderungsverbots-Frage vom ethischen Standpunkte aus, vor dem Richterstuhle der Gerechtigkeit und Humanität, so könnte wahrlich von dieser Seite das Urtheil nur ein verdammendes sein.

Ohne seine Zuflucht zu historischen Hypothesen zu nehmen, genügt es schon, sich eine Vorstellung davon zu machen, was die Wirkungen einer solchen Verbotsmaßregel im In- und Auslande sein müßten, um die Schlußfolgerung ziehen zu dürfen, daß eine solche schlimmer wäre, als ein Vergehen gegen die Gebote der Humanität. Hierdurch würden die allgemeinen menschlichen Interessen geschädigt, unzählige menschliche Existenzen in ihren Lebensnerven bedroht und die Hoffnungen von Generationen vernichtet. Amerika würde durch eine solche ungeheuerliche Maßregel in die Rolle eines in Ueberfluß darbenden Geizhalses gedrängt, der in dem Anhäufen von Reichthümern sein Genüge findet und dessen Herz jeder Regung menschlichen Mitleids verschlossen ist.

Nein, „leben und leben lassen" ist ein amerikanischer Grundsatz, und Gastfreundschaft eine amerikanische Tugend immer gewesen. Den Emporstrebenden die Hände zu reichen und Verdienste neidlos anzuerkennen, das sind charakteristische Züge des amerikanischen Wesens. Volk und Regierung sind allezeit wohlwollend der Einwanderung entgegengekommen, und mit freigiebiger Hand ist den Ansiedlern Land zu Heimstätten überlassen und der Humanität Genüge gethan worden. Und nun sollte ein Bruch mit der Vergangenheit, in Widerspruch mit amerikanischem Denken und Empfinden herbeigeführt und der Ansiedlung die Pforte des Landes verschlossen werden? Statt des "Welcome to our hospitable shores" sollte die Statue der Freiheit im Hafen von New York den Ankömmlingen die Worte verkünden: "America for Americans only?"

So lange nicht die letzte Spur amerikanischer Gesittung verwischt, wird dies sicherlich nicht geschehen.

VI.

Unsere Zeit steht unter dem Zeichen des Weltverkehrs. Völker durch Meere und Steppen von einander getrennt, sind nicht mehr fremde Völker im früheren Sinne des Wortes. Durch die phänomenale Entwicklung der Weltverkehrsmittel sind Raum und Zeit zusammengedrängt und die Landesgrenzen verwischt worden. Was früher ein Nachbar dem anderen, das ist im Verkehr der Gegenwart eine Nation der anderen. Der strebende Menschengeist hat sich über die Grenzpfähle des Staates geflüchtet, und mit ihm sind die Völker kosmopolitisch geworden — den Gedanken erzeugend von Solidarität der Völker und der Gemeinsamkeit menschlicher Interessen.

In diesem Zeitalter schrankenlosen Menschheitsverkehrs muß in der That der Gedanke ironisch erscheinen, chinesische Mauern, neue staatliche Schranken aufrichten und das Wander- und Ansiedlungsrecht verkümmern zu wollen; er müßte an seiner Unnatur scheitern.

Eine Verwirklichung dieses anachronistischen Gedankens ist nicht zu befürchten, wohl aber des monopolistischen, der durch den Weltverkehr neuen Anreiz erhält. Die in dem Völkerleben sich kundgebende Gier der Einzelnen nach Reichthümern und plutokratischer Macht ist intensiver geworden. Monopolisten unserer Zeit begnügen sich nicht mehr mit der Unterdrückung der wirthschaftlich Schwächeren, bereits ist der Kampf in ihren eigenen Reihen entbrannt. Auch das Ringen zwischen den Staaten um wirthschaftliche Ascendenz und Handels-Suprematie ist im besten Gange und gibt der Befürchtung Raum, daß mächtigere Staaten die schwächeren im Laufe der Zeit verschlingen werden, und daß, nachdem die Kleineren abgethan, ein Weltmonopol erstehe, eine Herrschaft des einen Staates über alle die anderen. Ein solcher Zustand, die Tendenzen des alles verschlingen wollenden Millionarismus wiederspiegelnd, würde die Mutter-Erde selbst zwingen, ihr so lange geführtes Szepter dem usurpatorischen Universal-Monopolisten abzutreten; und mit dieser Vollendung des Wunderwerkes der Civilisation wäre die Menschheit dann richtig wieder an dem Punkte angekommen von wo sie ausgegangen: Einer (allerdings kein himmlischer) regierte die Erde!

Trotz der drohenden Gefahr von dieser Seite, darf man an der besseren Zukunft doch nicht verzweifeln. Ein chaotisches Kämpfen und Ringen zeigt sich unseren Blicken, wenn man das geistige Leben der Zeit betrachtet. Schroffe Gegensätze platzen überall aufeinander. Die Idee gesteigerter Humanität und sozialer Gerechtigkeit aber muß, wenn auch nach schweren Wehen, den Sieg davontragen und die schönste aller Welten auch zur leidlich besten gestalten.

XXXXVI.

Auch einer der Braven.

Es war die letzte Besprechung, welche die Führer der jungdeutschen Bewegung und eifrigsten Anhänger derselben in ihrer kleinen Vereinshalle abhielten, kurz vor dem Amtsantritte Lincoln's und vor dem aktuellen Beginn des Kampfes mit der südlichen Sklavenhalter-Rebellion. Daß dieser Kampf unvermeidlich sein werde zwischen Bürgern ein- und desselben Landes, darüber konnte kein Zweifel mehr bestehen, der Ernst der Situation prägte sich auf den Gesichtern der Anwesenden aus. Ein Jahrzehnt hindurch hatten sie mit ihren Genossen im Dienste des Fortschritts und freiheitlicher Entwicklung als muthige Streiter zusammengestanden und fühlten heute das Bedürfniß, sich gleichsam Rechenschaft abzulegen und das Facit ihrer Leistungen zu ziehen.

Doktor Karl Hartmann, der Besten und Strebsamsten einer, hatte das Referat übernommen, und keiner war mehr geeignet, der Aufgabe gerecht zu werden, weil keiner wie er, eifriger und zielbewußter die Sturm- und Drangperiode mit durchgekämpft hatte.

Hartmann war noch ein junger Mann, ein Kölner Junge mit weichem, mitfühlendem Herzen und romantischem Sinn, für Alles Gute und Schöne begeistert; ein echter Rheinlands Sohn, der 1848—1849 als Student der Medizin sich in den Freiheitskampf stürzte, um zum Dank für seine patriotische Liebe, wie das ja in unserem lieben Deutschland von jeher so üblich gewesen, wie tausende Andere mit dem Exile belohnt zu werden. In unserem Cleveland ließ er sich als praktischer Arzt nieder und wartete mit Geduld und idealistischer Hoffnungsseligkeit auf Patienten; und um über deren Mangel sich zu trösten, assoziirte er sich mit dem jungen Mediziner Georg Langsdorff, einem der liebenswürdigsten und gutherzigsten Menschen der Welt, der es im deutschen Sturm- und Drangjahre zu einem revolutionären Rufe gebracht hatte, indem er von dem Thurme des schönen Freiburger Dom's herab die Turner und Freischaaren mit strategischem Geschick commandirte.

Sehr langsam stellte für die beiden Anfänger die medizinische Praxis sich ein und kümmerlich hatten die jungen gebildeten Männer manches liebe Jahr sich durch's Leben zu schlagen. Doch nach und nach ging es schon besser, wenn auch der Verdienst immer noch knapp genug war. Diese Knappheit hielt jedoch Langsdorff nicht ab, ein vorzüglicher Sänger und heiterer Gesellschafter zu sein, noch verhinderte sie Hartmann, der weltschmerzlich angehaucht war, in den vordersten Reihen der politischen Kämpfer zu stehen und sein literarisches und rhetorisches Talent in den Dienst des vorwärtsstrebenden Jungdeutschthums zu stellen. Wir Deutsche pflegten damals den „vierten Juli" auf würdige Weise zu feiern und dabei Hartmann die Rede in seiner lieben Kölner Mundart halten zu lassen, und

so begeistert patriotisch waren diese Reden und so ergreifend und packend, daß man sich einbildete, es müsse ein jedes gesprochene Wort von einem Tröpfchen Herzblut begleitet sein.

Zur Zeit des Ereignisses, von dem ich hier spreche, lag Hartmann's schlimmste Zeit hinter ihm; ein gutes herziges Weib, das ihm ein Töchterchen geboren, stand ihm treulich und hilfreich zur Seite und theilte mit ihm das häusliche Glück.

Sein Vortrag, den er uns in heutiger Versammlung hielt, machte uns bekannt mit seinem inneren Leben; tief empfunden, wie er war, fand er die dankbarsten Zuhörer.

Dem Inhalt nach, lautete er etwa wie folgt: „Es war ein großes Stück Arbeit, meine Freunde, was unsere Jungdeutschen im Laufe des jetzt abgelaufenen Jahrzehnts vollbracht.

„Wir dürfen zufrieden sein mit dem Erfolge unserer Arbeit. Die steile Höhe, welche von Pierce und Buchanan nach Lincoln führte, ist unter heftigen Kämpfen erklommen, und damit dem Fortschritt eine freie Bahn erschlossen worden. Es waren große Jahre diese zehn letzten, welche Herz und Nieren der Menschen und die Aechtheit der für Freiheit begeisterten Jungdeutschen prüften. Nicht alle, leider, haben diese Probe bestanden. Es waren aber nicht nur prüfende, sondern auch bittere Zeiten, die sie zu ertragen hatten. Immer auf dem Kampfplatze stehend, konnten sie eigenen materiellen Interessen nur wenig gerecht werden, mit den niedrigsten Sorgen und Entbehrungen mußten sie kämpfen und mit den Elementen der Rohheit und Gesinnungslosigkeit sich fortwährend herumschlagen. Im Wettkampfe des Erwerbs konnten sie Jenen die Stange nicht halten, welchen die materiellen Vortheile über Prinzipien gingen, und die von Idealen nicht angekränkelt waren.

„Betrachtete ich, meine Freunde, den Reichthum als das werthvollste Gut des Lebens, oder hätte ich pessimistische Anlagen, so müßte ich, beim Rückblick auf die ersten Jahre meines Exils und auf die kümmerlichen Erfolge materiellen Strebens, es fast beklagen, von altruistischen Gefühlen beseelt zu sein. Das Beste und Edelste was ich zu besitzen und im Interesse allgemeiner Wohlfahrt verwenden zu müssen glaubte, mein Freisinn, hat sich als größtes Hinderniß meines ökonomischen Vorwärtskommens erwiesen. Wo andere mit weniger Fleiß und Geschick prosperirten, da konnte ich auf einen grünen Zweig nicht kommen und von meinem Idealismus konnte ich nicht leben. Doch fern sei es, daß ich deßhalb klagen, oder rathlos werden möchte. Warum, fragte ich mich oft in Verstimmung, lässest Du, wie andere, nicht Fünf grad sein, und, nur auf eigene Vortheile bedacht, lässest die Dinge nicht gehen wie sie gehen? Wer machte es Dir zum Berufe, einen großen Theil Deiner Zeit und Arbeit den Diensten des Fortschritts zu widmen? Denn nicht einmal auf Dank, geschweige auf Vergütung hast Du zu rechnen.

„Da fiel mir das Darwin'sche Gesetz der Vererbung ein und die Thatsache, daß ich einen Vater gehabt, dem man bei all seiner Güte, nachgesagt hatte, daß er für andere Leute Ratten fangen könne und für sich keine Mäuse und daß er sich zuviel um ungelegte Eier kümmere. Seitdem ich an die Vererbung der geistigen und seelischen Eigenschaften glauben

gelernt habe, wage ich kaum mehr zu bestreiten, daß nicht ein altruistischer Keim in meine Seele verpflanzt wurde, wo er einen üppigeren Boden gefunden zu haben scheint, als mir zeitweise lieb ist. Es wuchs der Keim so rasch, daß meine Verstandeskräfte damit nicht gleichen Schritt halten konnten.

„Schon als Knabe, der zu den frohesten und ausgelassensten gehörte und vor keiner Unart zurückschreckte, ist es oft im Kreise meiner Spielgenossen mir vorgekommen, daß ich plötzlich, als hätte ich einen Schlag auf den Kopf bekommen, sehr traurig und niedergeschlagen wurde und mich dann sachte davon schlich, ohne meinen Kameraden die Ursache des Umschlags meiner Stimmung zu verrathen, weil ich ausgelacht zu werden fürchtete. Ein in's Erscheinen tretendes menschliches Elend genügte, um mir meinen Frohsinn zu verderben und in mir ein Gefühl der Wehmuth und tiefgehendes Mitleid zu wecken — es waren dies, wie ich vermuthe, die ersten Aeußerungen des ererbten Keimes, von dem ich soeben gesprochen.

„Unbewußt und ohne mein absichtliches Zuthun entwickelte aus dem Keim sich ein Pflänzchen mit Stengeln und Blättern, das, als ich in's Jünglingsalter trat, zu einer kräftigen Staude emporgewachsen war, und das bei meinem Eintritt in das Mannesalter seinen Gipfelpunkt erreichte. Auf dem Wege ihrer Entwicklung machte die Pflanze vier bestinkte Stadien durch: Das Stadium passiven Mitleids war das erste, jene der aktiven Sympathie das zweite, Pflichtgefühl das dritte und als Krone dieser Schöpfung: die Gewissenhaftigkeit, diese letztere alle übrigen überschattend.

„Wo diese Pflanze mit dem Menschen organisch verwachsen, da bedarf es für dessen Handeln und Lassen keine religiösen oder stattlichen Gebote und Verbote, nur einen kategorischen Imperativ gibt es für ihn: spontane Aeußerung seines innersten Wesens, die nur durch Unvernunft nicht gefälscht werden darf.

„Ich sage dies alles, meine Freunde, um daran zu erinnern, daß vielleicht die besten seelischen und geistigen Eigenschaften, die wir besitzen mögen, den Anlagen entspringen, welche unsere Vorfahren auf uns vererbt und in unseren Organismus eingepflanzt haben, und daß, wenn dem so ist, wir keine Ursache haben, auf das etwaige Gute, das wir vollbracht, hoffärtig zu sein.

„Doch alle unsere Tugenden, angeboren oder nicht, wären des Nennens nicht werth, waltete nicht ein energischer Geist über ihnen, der sie zur Bethätigung antriebe und zum Guten zu leiten verstehe. Mit der platonischen Tugendhaftigkeit ist eben so wenig geholfen als mit dem Gelde, das nicht zirkulirt und mit dem theoretischen Glauben, der nicht werkthätig ist und sich auf Beten und Plappern beschränkt. — Wenn wir ein Verdienst für unsere Ueberzeugungen, wie ehrlich sie auch sind, in Anspruch nehmen wollen, so müssen wir solche in Thaten und Leistungen umsetzen und zur Förderung allgemeiner Wohlfahrt verwenden.

„Die vorzüglichsten Tugenden und die besten Gesinnungen eines Menschen sind für das allgemeine Gute und für die menschliche Gesellschaft keinen Pfifferling werth, wenn sie bei ihm eingekapselt bleiben und nicht im Verkehr mit dem öffentlichen Leben bethätigt werden; und Jeder, der solche

Tugenden besitzt und damit geizt, wie der Geizhals mit seinen aufgehäuften Schätzen, steht weit unter demjenigen, der sie entbehrt und an dem Mangel derselben vielleicht gar keine Schuld trägt.

„Die Erfahrung, daß im Streben nach materiellen Erfolgen die ideale Gesinnung eher hindernd als fördernd ist, wird wahrlich nicht verbessert durch jene, daß Reichthum, Bildung und Kunst an und für sich keine Gewähr für echt humanistische Denk- und Handlungsweise bieten. Wo im Individuum die humanistischen Keime fehlen, scheint dieser Mangel durch Eintrichterung und Dressur nicht ersetzt werden zu können. Beweist doch die Erfahrung in unzähligen Fällen, daß reichbegüterte, ebenso wie künstlerisch veranlagte und hochgebildete Menschen oft die grausamsten Egoisten sind, denen jedes Gefühl der Menschenliebe und jedes Verständniß für allgemeine menschliche Verpflichtung abgeht; — die von der erhabenen Wahrheit gar keine Ahnung haben, daß eigenes Menschenglück durch die allgemeine menschliche Wohlfahrt bedingt ist.

„Daß der Egoismus die Menschen beherrscht, ist nur natürlich, ist er ja die nothwendige Bedingung des individuellen Lebens und die unerläßliche Triebfeder zum menschlichen Schaffen und der wichtigste Faktor zur Förderung menschlicher Kultur, ohne welchen es nur ein Vegetiren gäbe und ohne welchen die Menschheit versumpfte. Nur sollte er in vernünftigen Grenzen sich halten und nicht im Gegentheil, in brutale Habgier ausarten. Unter Leitung der Vernunft kann der Egoismus sich wohl mit dem Humanismus vertragen, wie ja auch die „temperirte" Selbstliebe die Menschenliebe nicht ausschließt. In der Erkenntniß der Solidarität des Menschengeschlechts liegt der Schlüssel des schwierigsten Theiles der sozialen Aufgabe, und die Erkenntniß fördern zu helfen, daß allgemeine Wohlfahrt mit der eigenen sich deckt, ist der Anstrengungen der Edelsten werth; selbst auf die Gefahr hin, ökonomische Unzulänglichkeiten als Lohn mit in den Kauf nehmen zu müssen.

„Ich weiß nicht ob je die humane Bildung eine Höhe erreichen wird, wo der menschliche Egoismus und die edle Menschlichkeit nicht mehr als tiefgehende Kontraste empfunden werden, doch glaube ich zu wissen, daß solange jene Gegensätze thatsächlich das gesellschaftliche Leben beherrschen, die gehässigen Interessen- und Klassenkämpfe und der Streit um das goldene Kalb nicht aufhören werden. Den steilen und schlüpfrigen Weg nach jenen Zielen zu ebnen und von Hindernissen befreien zu helfen und jedem strebsamen Menschen zugänglich und passirbar zu machen, das ist eine Aufgabe, welche ernstlich in Angriff genommen und ihrer Vollendung zugeführt werden muß, wenn drohende soziale Gefahren und Konflikte abgewendet werden sollen.

„Manches Anerkennenswerthe haben wir geleistet um unseren Trieben und Ueberzeugungen gerecht zu werden, aber verhältnißmäßig gering ist die Errungenschaft; die Hauptarbeit bleibt noch zu vollbringen. Schon schichten sich dräuende Wolken am südlichen Himmel, Sturm und menschliches Unheil verkündend; und nicht lange mehr wird es dauern bis der Sturm, der ein blutiger sein wird, losbricht und uns mahnen wird, die Waffe und Rüstung des Friedens mit jenen des Krieges zu vertauschen. Wenn er kommt, dieser Tag, so mag er uns vorbereitet finden, mit Thaten zu besiegeln, was wir in Worten gelobt."

Still in der kleinen Gesellschaft war es geworden. Des Freundes Hartmann tiefbewegte Worte hatten in den Herzen der Anwesenden einen eindrucksvollen Wiederhall gefunden. So ernst und feierlich war die Stimmung, als schwebe etwas unsichtbar Verhängnißvolles durch den Raum. War es eine Ahnung, daß des Freundes Worte sein Schwanengesang sein würden?

Es trennten sich die Freunde, um nie mehr im Leben im alten Geiste und früherer Vollständigkeit sich zu begegnen.

* * *

Kaum ein Jahr später bedeckte Hartmann's Leiche das Schlachtfeld von Croß-Lane im westlichen Virginien. Niedergebeugt an der Seite eines verwundeten Freundes, um demselben ärztliche Hülfe und den letzten Liebesdienst zu erweisen, traf ihn die tödtliche Kugel mitten in gewissenhafter Ausübung seiner Pflicht.

Mitleid und Sympathie, Pflicht und Gewissen als Erbstück seiner Eltern und mit ihm organisch verwachsen, hatten ihn stets auf seinem Lebensgang begleitet; und seine letzte That war eine Offenbarung und Bethätigung jener Eigenschaften. Zu frühe ereilte das Geschick ein so werthvolles junges Leben.

„Nimm Dich meiner Frau und meines Kindes an", das schrieb der Freund mir mit Bleistift noch, als schon die Fittiche des Todes über ihm rauschten.

* * *

Am selben Tage und zu gleicher Stunde, und in demselben Kampfe wo Doktor Hartmann seinen Tod fand, fiel ein anderes theures Mitglied unseres Jungdeutschthums seinem Patriotismus zum Opfer. Louis Quedenfeld, der herrliche Sänger und liebenswürdige Freund, der als Kapitän mit unserem deutschen Regimente zur Unterdrückung der Rebellion ausgerückt war — kehrte niemals wieder. Eine feindliche Kugel hatte sein junges Leben vernichtet.

warme Freunde, aber ein Heer von Feinden und Widersachern fand, und daß verletzte Eitelkeit und gekränkte Großmannssucht oft das Motiv zu den Feindseligkeiten bildete. —

Aber Heinzen verstand es nicht blos sich Feinde zu schaffen, sondern auch Freunden ihre Freundschaft zu verleiden.

VII.

Seit der Zeit, wo Reinhold in freundschaftliche Beziehungen mit dem „Pionier" trat, waren mehrere Jahre verflossen. Er verspürte die Pflicht und den Drang in sich, im öffentlichen Leben sich nützlich und praktisch zu erweisen. Mit den bloßen Theorien, und seien es die besten, schien es ihm nicht mehr gethan zu sein — noch weniger mit den hübschesten Phrasen und Deklamationen.

In Bethätigung seiner Pflichten, an der Geltendmachung seiner Ueberzeugungen und in der Arbeit für dieselben, erblickte er die Möglichkeit, sich selbst und der Wohlfahrt seiner Mitbürger zu dienen, begreifend, daß *diese* Sorte von Propaganda die wirksamste und wohlthätigste von allen ist.

VIII.

Der „Pionier" fuhr, ohne Rücksicht auf bestehende thatsächliche Verhältnisse und Erfordernisse, mit der Propaganda des abstrakten Radikalismus fort, in der summarischen Verbreitung radikaler Ideen die oberste und dringendste Aufgabe erblickend. Das Zusammengehen mit politischen Parteien, von denen keine ihm radikal genug war, mochte er nicht leiden; *nur* in der Opposition und *außerhalb* der Parteien, glaubte er dem entschiedenen Fortschritt dienen zu können. Ein solcher Standpunkt wurde in liberalen und anti-extremen Kreisen nicht getheilt. Von allen deutschen Blättern stand der „Pionier" isolirt und *allein* mit seiner politischen oder unpolitischen Haltung. Reinhold, dessen Sinn, wie gesagt, auf das Nützliche und Praktische im öffentlichen Leben gerichtet war, konnte Heinzen's Standpunkt nicht theilen, und eine Verstimmung stellte sich bei ihm ein, die dadurch verschärft wurde, daß Heinzen's starres Selbstbewußtsein *nie* zu der geringsten Concession, selbst seinen besten Freunden gegenüber, sich herbeiließ. Er war in dieser Beziehung *nur er selbst*. Anderer abweichende Ansichten konnte er nicht vertragen und dii minorum gentium nicht neben sich dulden. Als Arroganz und geisteshochmüthige Rechthaberei wurde ihm von Vielen dies ausgelegt und aufs Kerbholz geschrieben. Seine Angriffe gegen Kinkel's und Kossuth's amerikanische Anlehens-Unternehmen, und seine Verhöhnung des „Romantikers" Hecker, und ähnliche gehässige Expektorationen, wurden dem Gefühle des Neides, wenn nichts Schlimmerem, zugeschrieben; und so mußte Heinzen sich gefallen lassen, auch als verbissener Zänker und Allesbesserwisser zu gelten, und als „Kunst-Barbar", weil er auf die Gesinnungstüchtigkeit der Musiker, aus irgend welchem Vorurtheile, gar kein Vertrauen hatte und für längere Zeit im „Pionier" die impertinente Frage stellte: „ob ein Musiker Verstand haben müsse?"

Durch alle diese Anschuldigungen und Vorwürfe gegen Heinzen's publizistischen Charakter und Wirksamkeit, ließ Reinhold sich nicht zu einer feindseligen Stimmung gegen denselben verleiten. Auf dessen echte Gesinnung

ließ er nichts kommen; dennoch konnte er nicht verhindern, daß die große Differenz, die zwischen seiner Anschauung und den Methoden des „Pionier", in Bezug auf praktisch-politische Thätigkeit, bestand, seine Anhänglichkeit lockerte und seine Freundschaftsgefühle allmählig mehr abschwächte. Dazu kam noch, um jene Verstimmung Reinhold's zu steigern, daß ohne die Schuld Heinzen's, gar manche Maulhelden als dessen „Schüler" sich aufspielten, während sie doch nur oberflächliche Nachbeter gewesen, die überall die Heinzenianer herausbeißen wollten, ohne von ihrem Meister auch nur das Räuspern und Spucken abgeguckt zu haben. Die Negation jedes ethischen Empfindens und Pflichtgefühls galten bei ihnen als die Quintessenz des Radikalismus — von dem Geiste Heinzen's und von dessen Wollen und Können, hatten sie kaum eine blasse Ahnung.

IX.

Wieder gingen Jahre vorüber, ohne daß das alte Verhältniß zwischen beiden sich wieder hergestellt hätte. Reinhold und Heinzen schienen nicht mehr für einander da zu sein; jeder verfolgte selbstständig seine eigenen Wege. Doch ruhiger, jeder in seiner eigenen Art, waren sie mit Zunahme der Jahre geworden. Auch Leidenschaft und Trotz flammten nicht in früherer Weise mehr auf, und die kindlichen Gefühle der Eitelkeit und des Dünkels oder der Selbstüberschätzung, wenn solche früher existirt hatten, fanden wenig Gelegenheit mehr, sich zu bethätigen.

Da geschah es eines Tages, daß Reinhold von einer elegischen Stimmung erfaßt wurde: die Schriften Karl Heinzen's waren ihm in die Hände gefallen. Das Bild der hohen Gestalt des Verfassers trat vor seine Seele, mit vorwurfsvollen wehmüthigen Blicken. Wie ergreifend diese Erscheinung auf Reinhold wirkte? Er blätterte und las in den schon so lange nicht mehr berührten Schriften; keine unreine Sentenz trat ihm entgegen, wohl aber fand er darin Perlen des gesunden Menschenverstands, und hohe philosophische Gedanken, die er hier anspruchslos ausgestreut fand, in das Gewand einer einfachen und edlen Sprache gekleidet. Und diesen einfachen und geistig so hochstehenden Mann hat man des Hochmuths und der Anmaßung beschuldigt? ihm, der hier in Amerika für die Aufklärung des Volkes mehr als irgend ein zweiter geleistet und für deutsche Bildung und deutschen Geist bahnbrechend gewirkt und gekämpft hat?

„O, wie thöricht war ich," so sprach Reinhold, in sich hinein, „von einem Karl Heinzen verlangen zu wollen, daß er, mit seinen geistvollen Fernsichten, sein Talent, statt in den Dienst der Menschheit, in jenen der Ward-Politik hätte stellen sollen! als wäre es nicht das natürliche Privilegium für philosophische Denker, in ihrem Leben anders wie andere Leute sein zu dürfen!"

Daß Reinhold sich je das Bild jenes Mannes hatte trüben lassen, das that ihm jetzt weh — dies einzugestehen, erleichterte ihm seine Brust, und der Ausspruch bebte auf seinen Lippen, daß es nie zu früh oder zu spät sei, dem Andenken eines Mitmenschen gerecht zu werden.

Schlussworte.

Es thut's nicht länger; ich muß mit meinen Plaudereien zum Schlusse kommen, und mir die Fortsetzung des schriftlichen Verkehrs mit den Freunden versagen. Nicht ohne von tiefer Wehmuth erfaßt zu sein, nehme ich mit diesen Zeilen Abschied von meinen eigensten Erinnerungen, deren Aufzeichnungen mir viel Kopfzerbrechen machten, aber auch eine Fülle von Freude und edler Genugthuung bereiteten. Liebgewordener Arbeit zu entsagen, heißt von seinem Leben ein Stückchen abgeben, ohne wieder Ersatz dafür zu finden.

Willig zwar ist noch mein Geist und empfänglich noch das Herz für das Wahre und Gute — doch die Quelle, aus welcher meine Erinnerungen ich geschöpft, fängt an zu versiegen; die Zellen des Gedächtnisses gewähren nur noch spärliche Ausbeute.

Und jetzt, wo meine Feder sich anschickt, die Schlußworte zu schreiben, wie wird es da in meinem Innern so lebendig, wie bäumt das noch so rasch pulsirende Herz sich auf, als wolle es die alten Neckereien mit dem Verstande noch fortsetzen; und wie heiß wird die Stirne! Es tummeln darin sich die Gedanken, sich ihrer Pensionirung widersetzend.

Die Gegenwart schwindet, und in die Vergangenheit führen die neckischen Geister mich zurück; die Bilder der Sturm- und Drangperiode zaubern sie vor meine Seele, als wollten sie jene frühere Zeit nochmals durchleben! Und unbewußt und unwillkürlich finde ich, wie mit einem Zauberschlage, mich in die fünfziger Jahre zurückversetzt; und da sehe ich denn mit meinen geistigen Augen die Personen und Dinge, als könnte ich mit den Händen sie greifen, so deutlich und klar, wie sie in Wirklichkeit waren. Ich sehe die Straßen, die Häuser, Bäume und Gärten, auch das Aussehen der Menschen, wie deren Thun und Treiben. Es nahen sich die freundlichen Gestalten, mit welchen ich damals in Freundschaft verkehrte, mit denen ich Seite an Seite für freiheitliche Ziele und die Emanzipation des Deutschthums gekämpft und gearbeitet, und die herrlichsten Tage meines Lebens hingebracht hatte.

Auch viele der Gesinnungsgenossen sah ich, die erschienen, als wollten sie mir dafür danken, daß ich der Verdienste der Achtundvierziger so eifrig und warm in meinen Erinnerungen gedachte; hatten ja sie so wirksam und fruchtbar in die Sturmbewegung mit eingegriffen und den Anspruch sich erworben, daß ihre Namen in einer Schilderung damaliger Zeitverhältnisse und Ereignisse genannt werden. Ein erträgliches Zeitbild muß ihrer gedenken. Da sehe ich Doktor Homburg, Carl Rümelin, John B. Stallo, Gustav Körner und den Patriarchen „Far West", die alle persönlich ich gekannt, und die schon zur Zeit der achtundvierziger Einwanderung eine pa-

triotiſche und ruhmvolle öffentliche Vergangenheit hinter ſich hatten; dann die Jungdeutſchen-Führer der Fortſchritts-Bewegung, mir perſönlich Bekannten:

Karl Heinzen, Karl Dänzer, Kaſpar Butz, Hermann Raſter, Georg Hillgärtner, Domſchke und Bauer, Philipp Weigel, Friedrich Hecker, Franz Sigel, Theodor Kaufmann, Schünemann-Pott, Carl Poſt, Conrad Krez, Eduard Dorſch, und ſo viele andere der braven Strebensgenoſſen, die wohl verdienen, mit den Beſten ihrer Zeitgenoſſen und als hervorragende Vertreter des amerikaniſchen Deutſchthums genannt zu werden. Ich glaubte auch einige vergrämte Geſichter von Renegaten zu ſehen, die im gemeinſten Egoismus ihre einſtigen Ideale ertränkt hatten und des Namens von Achtundvierzigern nie würdig waren.

Und mit dieſem Bilde aus der Vergangenheit vor Augen, regten Vergleiche ſich an zwiſchen dem Damals und dem Jetzt — und die Frage drängte ſich mir auf: ob in *Folge* oder *trotz* der gewaltigen wiſſenſchaftlichen und *materiellen* Fortſchritten — die allgemeine *Zufriedenheit* der Menſchen größer geworden ſei oder nicht. Und wenn dieſe Frage verneint werden muß, was dann? Hat eben die humane Entwicklung nicht Schritt gehalten mit der materiellen? oder hat der graſſe Egoismus die Ideale und die altruiſtiſchen Triebe verdrängt? Warum materieller Fortſchritt und menſchliche Kultur nicht identiſch ſein ſollten mit allgemein menſchlicher Wohlfahrt? Dieſe Frage iſt zuerſt zu beantworten, ehe man ſich einer höheren Kultur, als jener früheren, rühmen darf.

Noch viele ſolcher Fragen drängten ſich heran, die aber in einem Schlußkapitel nicht Platz finden können.

Und ſo laſſe ich es des Guten genug ſein und füge nur noch den Wunſch bei, daß dies Buch, das die Kinder meiner „Muſe“ enthält, unverzagt in die Oeffentlichkeit treten möge; es ſoll den deutſchen Leſern einen Gruß mitbringen und ihnen ſagen, daß es gekommen ſei, um ſie an die Erhaltung ihrer Mutterſprache und die Pflege deutſchen Weſens zu mahnen; auch ſoll es den Leſern verkünden, welche hohe Dankbarkeit ſie ihren Eltern und Vorfahren ſchulden, die mit kräftigen Händen und Muskeln wie mit den Waffen deutſchen Geiſtes Amerikas Kultur fördern halfen und die Grundlage zu einem freien und geachteten Deutſchthum in der neuen Welt ſchufen; und nicht zu betonen ſollte das Buch vergeſſen, daß *echtes* deutſches Weſen mit dem *echten* Amerikanismus nicht im Widerſpruch ſteht und den *wahren* Patriotismus nicht ausſchließt.

Als Begleiter des Buches ſind ihm zwei herrliche Dichtungen von Conrad Krez beigegeben, welche in ſchwungvoller und edler Form die Seelenſtimmung wiederſpiegeln, welche die größere Anzahl der Achtundvierziger in den erſten Jahren ihres Hierſeins beherrſchten.

Noch kümmert's mich, wie meine Skizzen, die als wilde Naturkinder in die Welt traten und für die ungebundenſte Freiheit geſchaffen waren, in der Zwangsjacke eines Buches ſich zurechtfinden und in der Gefangenſchaft ſich ausnehmen werden? Ernſte Sorge macht dieſe kitzliche Frage mir nicht, denn wie die Antwort auch ausfallen möge, untröſtlich wird ſie den Autor in keinem Falle machen, der glücklicherweiſe Philoſoph genug iſt, mit des Geſchickes Mächten keinen Bund flechten zu wollen.

Was ich darüber denke, entſpricht ganz dem, was mein unvergeßlicher Freund Kaſpar Butz in dem Epilog zu ſeiner Gedicht-Sammlung in ſo edlen Strophen ausgeſprochen hat:

So iſt er endlich denn gebunden
Der Strauß, aus Blumen weit zerſtreut,
Ein Menſchenalter iſt entſchwunden,
Seit ſich die erſte eingereiht,
Es fehlt gar manch' beſcheid'ne Blüthe,
Die gern dem Strauß ich zugeſellt,
Sie flog dahin und was ich biete
Iſt unvollkommen wie die Welt.

Ja, unvollkommen; mehr als Jeder
Iſt ſich der Dichter deß bewußt;
Und doch, wenn je er griff zur Feder
War's nur aus inn'rer Schaffensluſt.
So iſt entſtanden, nicht gefertigt,
Was hier ein deutſcher Träumer beut,
Denn Beifall hat er nie gewärtigt,
Er war ein Kind nur ſeiner Zeit.

Und ihr Gebrechen war das ſeine,
Wenn ihr der höchſte Flug mißlang,
So ſcheltet nicht, wenn das Gemeine
Auch ſeinen höh'ren Flug bezwang.
Etwas wird doch er Herzen künden,
Die langſam ſchlagen, nicht mehr jung,
Er hofft, daß in dem Strauß ſie finden
Die Roſe der Erinnerung.

Der Jugend darf ſich kaum verſehen
Wer beiden Welten angehört;
Die Eine wird ihn kaum verſtehen,
Die And're neue Weiſen hört.
's iſt ein gewalt'ger Schritt im Leben,
Vertauſchen ſeiner Heimath Land;
Das alte kennt nicht unſer Streben,
Ganz heimiſch nie wird dieſer Strand.

Nur wer ihn mitthat kann uns richten,
Nur wer ihn mitthat kann verſtehn';
Ich laſſe, ohne ſtreng zu ſichten,
Dies Büchlein in die Weite gehn. —
Getreu dem Ideal, dem reinen,
Das immer mir am Herzen lag,
Genügt mir's, ſetzen mir die Meinen
Den Epilog als Epitaph.

Anhang.

Entsagung und Trost.

Geträumt hab ich in meiner jungen Zeit
Von Trommelwirbeln und Trompetenſchall,
Von Schwerterklirren und von Büchſenknall,
Von Heldenthum und von Unſterblichkeit,
Und fieberkrank erhob ich meine Hand,
Um Kränze von dem Baum des Ruhms zu pflücken,
Nach Thaten brannte ich, um in den Sand
Der Zeit für ewig meine Spur zu drücken.

Nach fremden Zonen trieb es mich zu gehn,
Die Berge waren mir zu Haus zu flach,
Zu eng die Thäler, und der Rhein ein Bach,
Ich wollte Alpen, Meer und Wellen ſehn.
Trotz bieten wollt ich Sturmwind und Orkan,
Der Tropen Pracht mit eignen Augen ſchauen,
Gen Weſten ziehn, ins neue Kanaan,
Und am Ohio Mais und Weizen bauen.

Und überall, wohin ich ging und kam,
Fand ich ein Weh, ſo einſam lag kein Land,
Daß nicht zu ihm den Weg die Sorge fand,
Und wo kein Baum gedieh, gedieh noch Gram.
Und magſt du ziehn nach Süden oder Nord,
Gen Oſten oder Weſt, nach allen Winden,
So wirſt du ſtets daſſelbe Loſungswort,
Die Arbeit und des Lebens Mühſal, finden.

Daſſelbe Kämpfen um dein täglich Brot,
Das ſich nicht lohnt, ſo ſchwer verdient zu ſein,
Erwarjet dich am Hudſon wie am Rhein,
Ihr Bürgerrecht hat überall die Noth.
Und häufſt du auch durch langer Jahre Fleiß
Reichthümer auf, wo iſt für ganze Haufen
Von Gold ein Arzt, der dir ein Mittel weiß,
Nur einen Jugendtag zurückzukaufen?

Zwar darf's dich reizen, auf dem rauhen Pfad
Des Ruhms zu wandeln, der Vergeſſenheit
Ein Denkmal und ein ewig Lob dem Neid
Abzutrotzen durch berühmte That;

Doch deinem Ehrgeiz, deiner Ruhmbegier
Wird bald aus Ueberdruß der Flügel ſinken,
Wenn du die Thoren anblickſt, die mit dir
Sich bücken um Unſterblichkeit zu trinken.

Und war dir ſonſt ein Königreich zu klein,
So reicht gar bald ein Acker Landes hin,
Ein ſchützend Dach, ein Scheit in dem Kamin,
Bei Weib und Kind, um glücklicher zu ſein,
Als ein Tyrann, deß Launen über Draht
Bis an die Grenzen eines Erdtheils eilen,
Dem doch zuletzt kein dienender Senat
Beſchließen kann, ihn von dem Tod zu heilen.

Drückt dich auch oft und beugt dich deine Laſt,
Und wird es dir ums Herz verzagt und bang,
So tröſte dich, das Leben iſt nicht lang,
Und kurz der Pfad, den du zu wandeln haſt.
Dann kommt der Tod und klopft an deinem Thor,
Wie er gethan am Thore deiner Väter,
Er kommt dir wie ein alter Hausfreund vor,
Beſuchen wird er deine Kinder ſpäter.

Er ſpricht zu dir: Mein Freund! du haſt geträumt,
Geſtritten und geſorgt, es iſt jetzt Zeit,
Um auszuruhn, dein Ruhbett iſt bereit,
Ein einſam Haus hab ich dir eingeräumt.
Du horchſt und hauchſt den Athem in den Wind.
Ob Gras dein Grab bedeckt, ob Marmorplatten,
Es ſteht darauf geſchrieben: Eitel ſind
Die Dinge, und das Leben blos ein Schatten.

An mein Vaterland.

Kein Baum gehörte mir von deinen Wäldern,
Mein war kein Halm auf deinen Roggenfeldern,
Und ſchutzlos haſt du mich hinausgetrieben,
Weil ich in meiner Jugend nicht verſtand
Dich weniger und mehr mich ſelbſt zu lieben,
Und dennoch lieb ich dich, mein Vaterland!

Wo iſt ein Herz, in dem nicht dauernd bliebe
Der ſüße Traum der erſten Jugendliebe?
Und heiliger als Liebe war das Feuer,
Das einſt für dich in meiner Bruſt gebrannt,
Nie war die Braut dem Bräutigam ſo theuer,
Wie du mir warſt, geliebtes Vaterland!

Hat es auch Manna nicht auf dich geregnet,
Hat doch dein Himmel reichlich dich geſegnet.
Ich ſah die Wunder ſüdlicherer Zonen,
Seit ich zuletzt auf deinem Boden ſtand;
Doch ſchöner iſt als Palmen und Citronen
Der Apfelbaum in meinem Vaterland.

Land meiner Väter! länger nicht das meine,
So heilig iſt kein Boden wie der deine,
Nie wird dein Bild aus meiner Seele ſchwinden,
Und knüpfte mich an dich kein lebend Band,
Es würden mich die Todten an dich binden,
Die deine Erde deckt, mein Vaterland!

O würden jene, die zu Hauſe blieben,
Wie deine Fortgewanderten dich lieben,
Bald würdeſt du zu einem Reiche werden,
Und deine Kinder gingen Hand in Hand,
Und machten dich zum größten Land auf Erden,
Wie du das beſte biſt, o Vaterland!